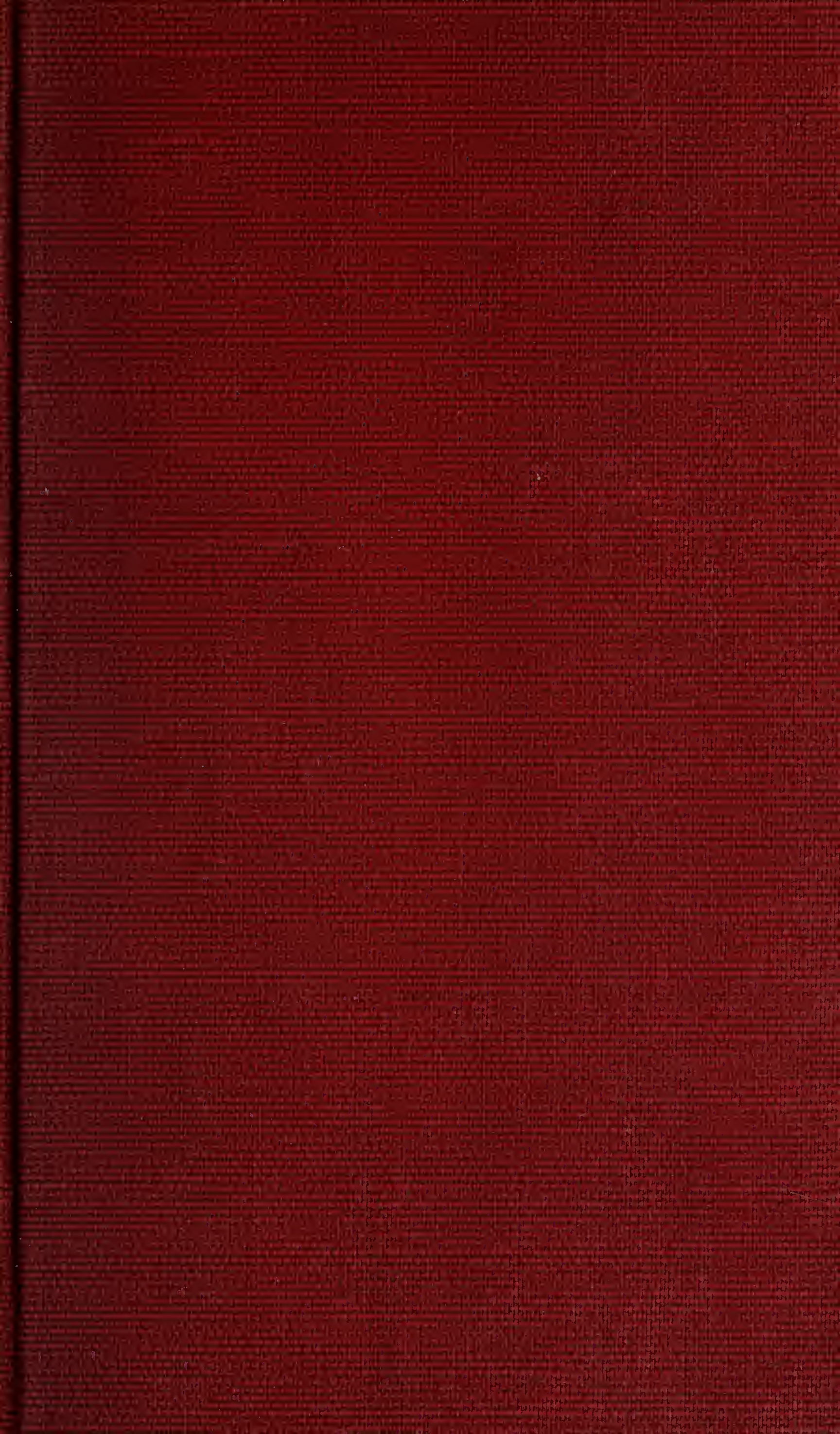
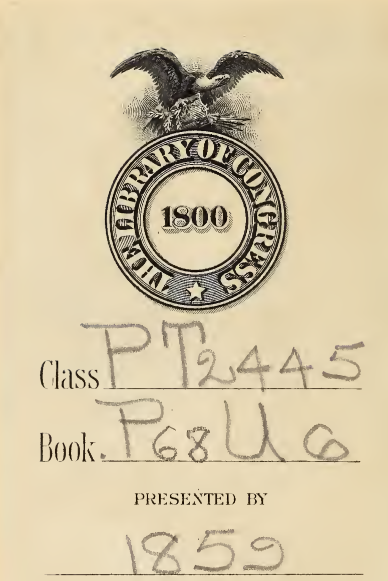



THE LIBRARY OF CONGRESS
1800

Schriften

herausgegeben vom

Institute

zur

Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. Ludwig Philippson in Magdeburg,
Dr. Adolph Jellinek in Wien,
Dr. J. M. Jost in Frankfurt a. M.

Viertes Jahr: 1858|59.

Dr. Ph. Philippson: Der unbekannte Rabbi.

Leipzig,

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck).

1859.

Der unbekannte Rabbi.

Biographische Novelle

von

Dr. Phöbus Philippson.

Leipzig,

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck).

1859.

Der würdigen Frau,

Frau Clara Bondi,

geb. Bondi, in Dresden,

meiner hochverehrten Freundin.

Vorwort.

So kann ich endlich doch noch dem Leser die Papiere des „unbekannten Rabbi“ vorlegen, mit deren Veröffentlichung ich in den Jahrgängen 1851 und 1852 der Allg. Zeit. d. Judenthums begonnen hatte und welche das Interesse Mancher erregten.

Die Ursache der langen Verzögerung lag in persönlichen Verhältnissen, deren Anführung ohne Wichtigkeit wäre. Lieber hätte ich dem geneigten Leser ein an Licht reicheres, lieber ein schöneres Lebensbild vorgeführt — allein ich konnte es nicht ändern. Die Papiere mußten bleiben, wie sie waren und ich durfte nur Ueberschriften zu den Kapiteln machen und Mottos wählen, was ich auch gethan.

Ich kann dem Leser nicht helfen, wenn er mit meinem Unbekannten zehn Todesfälle zu betrauern und dabei noch drei Schlachten mitzumachen hat.

Zu welcher Klasse von Menschen der unbekannte Rabbi gehört, weiß ich recht gut. Er gehört nicht zu der ersten Klasse Jean Paul'scher Glücklichen (Vorrede zum Fixlein), die „mit einem großen Entschluß oder nur mit einer perennirenden Leidenschaft sich mit ihrer innern Welt gegen die Kälte und Gluth der äußern einbauen“ und „die eine fixe Idee von Tisch und Bett der Erde scheidet, von ihren Hundsgrotten, Stechdornen und Teufelsmauern“ — er gehört auch nicht zu der zweiten Klasse, „den Männern, die sich an Allem erquicken, an der Wärme ihrer Stuben und ihrer Schlafmütze u. s. w.,“

ja nicht einmal zu der dritten, deren Himmelsweg ein Wechseln mit dem der ersten und zweiten ist, sondern zu den Menschen gehört er, deren Lebensweg von Kindheit an durch Dornengestrüpp über steile Berge geht und denen, auf den Gipfeln angelangt, doch immer trübes Gewölk die Aussicht verhüllt, denen das Schicksal die Früchte der Arbeit und des Strebens abschlägt; die, wenn sie sich am Ziele glauben, wieder zurückgestoßen werden vom Verhängniß, die aber bei allem dem, den Blick nach Oben gewendet, nicht ermüden, das gestörte Gespinnst ihres Lebensglückes wieder an irgend eine Säule oder einen Pfosten des großen Hauses, das auch ihnen vom Vater zur Wohnstätte angewiesen worden, anzuheften und weiter zu spinnen. Sie gehören, diese Menschen — ich kann das Wort ohne Scheu gebrauchen, denn es hat durch einen der edelsten deutschen Männer und Dichter, der noch dazu ein geborner Franzose war, durch Chamisso, Bürgerrecht erhalten — sie gehören dem höhern Schlemihlthume an, welches ich von dem niedern sehr wohl unterscheide, welches letztere seinen verlornen Schatten beklagt, obgleich es ihn selbst veräußert hat.

In jenes stößt eine höhere Hand, die aber gegen alle Schläge auch den heilbringenden Balsam mitbringt, in dieses die eigene, täppische Kurzsichtigkeit und Ungeschicklichkeit. Israel war früher reicher an Angehörigen beider Gattungen dieses Schlemihlthums, weil jetzt die Wege mehr gebahnt sind und außer den Assecuranzen noch andere Anstalten bestehen, die gegen äußere Angriffe und Wechselfälle schützen. Aufklärung und Eisenbahnen haben auch hier das Ihrige beigetragen, den Staub der Lebens-Kunststraßen meiden zu können.

Ich wünsche dem Leser viele Tage der Freude und der Erhebung.

Clötze in der Altmark, d. 24. August 1858.

Dr. Ph. Philippson.

1.

Der Kirchhof — die Kiste.

Die Frucht der Todten ißt der Lebende,
Auch kann nicht einer seine Wirkungen
Behalten, und er will es nicht....
(Schefer.)

Es war am Abend eines heißen Sommertages, ein herrliches Gewitter mit erfrischendem Regen hatte die Luft von ihrer drückenden Schwüle befreit, die ganze Natur schien wie aus einem belebenden Bade hervorgekommen, erstarkt, verjüngt, Alles war froher, heitrer, jedes Pflänzchen richtete sich wieder auf, die summende Biene verließ den Blüthenkelch als ihren Versteck, der Vogel das Laubdach, unter das er geflüchtet war, während der Herr, „dessen Kraft und Gewalt die ganze Welt erfüllt", im Donner geredet. Mit geliebten Kindern verließ ich das Haus meiner ländlichen Wohnung und wir wanderten heute nicht nach dem schattigen Wald, der so oft uns aufnahm in diesem Sommer und den Kleinen „Schatten vor der Hitze", Raum zu ihren Spielen, rothe Erdbeeren und schwarze Myrtillen zur Erquickung gewährt hatte, auch besuchten wir nicht das gelbe Kornfeld, um dort Cyanen zu Kränzen zu suchen, oder nachzusehen, ob es Zeit wäre zum Schneiden der Garbe, denn es waren schon die Felder mit zahlreichen Getreidestiegen bedeckt und der Herr hatte wiederum zur rechten Zeit Brod verliehen „allen Augen, die auf ihn harren". Wir lenkten unsere Schritte nach dem Friedhof, um auf das Grab der geliebten, verklärten Mutter einen Kranz von Immergrün und verspäteten weißen Rosen, die sie im Leben so sehr geliebt hatte, zu legen. Da wanderte eine kleine Schaar — Kinder, Neffen und Nichten der Verstorbenen — fröhlich plaudernd und schäkernd, als ginge es in den Blumen- und Obstgarten; nur die

älteren unter ihnen waren schon ernster gestimmt, denn sie ahnten und kannten schon den Ernst der Ruhestätte, „wo der Staub zum Staube zurückkehrt, von dem er genommen“.

Jüdische Kirchhöfe gewähren sonst keinen freundlichen Anblick; hinter zerfallenem Gemäuer liegen gewöhnlich die Gräber ohne Ordnung, die verwitterten Leichensteine bald hoch und breit, bald niedrig und schmal, je nach der Würde oder dem Vermögen des darunter Schlafenden, sind durch die Länge der Zeit bald ganz, bald zum Theil niedergesunken und ihre Schrift ist nur mit Mühe zu entziffern, keine Blume bedeckt den ungepflegten Rasen; hier erhebt sich noch ein Grab hügelförmig, dort ist ein anderes tief eingesunken, von dichtem, wildem Gestrüpp überzogen; kein bequemer Gang führt zu den einzelnen Ruhestätten. Die Pietät, die sie zu bearbeiten verbietet, hat hier meistens zum andern Extrem, der Vernachlässigung geführt, und nur hier und da hat die bewältigende Neuzeit die Sitte der Väter durchbrochen und ihren Geschmack vereinzelten Ruhestätten aufgedrängt. So ist es fast in allen alten und großen Gemeinden des über die Welt zerstreuten Israels. Auf dem kleinen Friedhof unserer kleinen Gemeinde ist es anders. Es ist nur ein kleiner Platz von kaum einem halben Morgen Land, keine Mauer, nur eine lebendige Hecke umschließt ihn, er liegt mitten unter Kornfeldern und Gärten, die Gräber der vordersten Reihen wenigstens ziemlich bearbeitet und mit Blumen und Grün eingefaßt und geschmückt; nur wenige Leichensteine geben Kunde von der „Lehmhütte“, die hier vergeht, die meisten Stätten bleiben dem Andenken der Angehörigen und Ueberlebenden bekannt, daher sind hier viele unbekannte Gräber, da der Friedhof schon seit fast einem Jahrhundert die Angehörigen der Gemeinde aufgenommen hat. — Sonderbar! Die alten Juden legten ihre Todten in Gärten, die des Mittelalters in Aecker, die neuern machen aus den Aeckern wieder Gärten. — Die Kinder legten ihren Kranz nieder, Alle, auch die jüngsten, wurden still und betreten; erhaben ist der Ernst auf der Stirn des gereiften Mannes, aber noch erhabener auf dem kindlichen, rosigen Gesicht, das sonst nur das Lächeln umspielt. Ueber uns war der Mond aufgegangen und beleuchtete silberhell die weißen Leichensteine und blickte durch das schattige Grün der gepflanzten Ulmen,

ringsum duftete der wilde Thymus und Serpyllum, auf die weißen Rosen fielen die Thränen meines Knaben, der die Mutter noch gekannt hatte, ich aber, das Herz voll Gedanken des Todes und des Wiedersehens, wandte mich nach dem Hintergrunde des Gräbergartens, dort die wenigen noch vorhandenen Steine und schwarzen Bretter musternd, auf denen unbekannte Namen längst Verstorbener zu lesen waren. Da kam ich an einen einfachen Stein, dessen Inschrift mir auffiel. „Hier ruht", hieß es, „der gelehrte Rabbi Salomon, gestorben am . . ., er führte ein Leben voll Tugend und Liebe, sein Wissen war so groß wie seine Frömmigkeit, Niemand weiß aber, woher er stammte und aus welchem Lande er hierhergekommen. Seine Seele sei verbunden dem Bunde des Lebens." Von diesem hatte ich ja noch nie etwas gehört und ein bloßer Fremdling kann er doch nicht im Orte gewesen sein, sonst hätte man ihn schwerlich durch den wiewohl bescheidenen Leichenstein ausgezeichnet und ihm so großes Lob gezollt.

So dachte ich und wir gingen nach Hause, wo meine Kleinen bald auf ihrem Bettchen dem Schlafe in die Arme fielen, während ich von den Eindrücken des Abends wach erhalten, meine Gedanken von dem Grabe des Rabbi Salomon nicht trennen konnte. Ein Rabbi hier, an diesem kleinen Orte und in so mystisches Dunkel gehüllt, es muß doch Nachricht von ihm zu erlangen sein! Es war wahrlich nicht bloße Neugierde, die mich plagte, es war die natürliche Theilnahme, die jeder unserm Stamme Angehörige, wenn er diesen Stamm und seinen ewig wahren Glauben liebt, an dem Schicksale derer nimmt, die in ihm und für ihn gelitten, und daß hier keine ganz unbedeutende Erscheinung vorhanden war, glaubte ich fast zu ahnen. So sehr erfaßt jedes Dunkel die menschliche Brust und läßt der Phantasie — besonders in schlafloser Nacht — den weitesten Spielraum. — Und dennoch — so überwältigend ist wieder der Tag und sein ruheloses Treiben — am andern Tage und den nächstfolgenden hatte ich den Rabbi vergessen und vom Berufe zur Pflege und Sorge für lebende Unglückliche bestimmt, war mir das Grab mit seinem Todten aus dem Gedächtniß gekommen. — O, für wen errichten wir Steine!

Aber es blieb dennoch nicht so. Es war am Tage der Trauer über das zerstörte Jerusalem, als ich nach des Tages Last und Hitze,

von einer Reise zurückgekehrt, vor meinem Hause auf- und abging, mich des stillen, warmen Abends, der heimkehrenden Schnitter mit den beladenen Kornwagen, die von den Nachbarn eingefahren wurden, des fröhlichen Gewühls auf der Straße freuend. Aus dem kleinen Bettempel kamen die wenigen Glaubensgenossen, die ich freundlich begrüßte, und unter diesen mein alter Freund und Liebling, der greise K. Nun, redete ich ihn an, Gevatter K., wie ist das Fasten abgelaufen? „Sehr gut, mein lieber Herr, je älter man wird, desto leichter trägt man Entbehrungen dieser Art, obwohl der Tag sehr lang und heiß ist.“ Ja, erwiederte ich, das glaube ich, ich habe es auch gefühlt, obgleich ich am Fasten und Trauern keinen Theil genommen und mich, von der brennenden Sonne geplagt, im offnen Wagen auf der Landstraße umhertreiben mußte. „Ist ganz ebenso“, meinte K. „Ihr Beruf bringt ja auch öfteres Fasten und Kasteien und ist frei von allen Einschränkungen des Gesetzes, weil es die Noth so fordert. Sie hören wahrlich Echa's und Kinot*) genug im Jahre ....“ Aber ich habe Ihnen, mein lieber K., einen Vorschlag zu machen. Sie sind ermüdet und erschöpft, wie wäre es, Sie treten ein und halten Ihren Imbiß bei mir, es steht Alles, zwar frugal, bereit dazu; unten da habe ich von einem Freunde eine seltene Flasche Wein, die trinken wir zusammen und wollen Zion und Jeruschalajim heute Abend vergessen oder vielmehr hoch leben lassen und trinken auf ein neues Zion in uns und um uns. Das ließ sich Freund K. nicht zweimal sagen, denn auf dem Lande verlernt man alles Complimentiren. „So wird es mir nicht jeden Tag geboten“, waren seine Worte, und er trat ein. Und obwohl an Jahren und im Beruf sehr verschieden, öffneten sich unsere Herzen und tauschten sich unsere Gedanken aus. O, ihr Vornehmen und Geldmänner, lernt nur das Volk kennen, das ihr so verachtet, seine eiserne Beharrlichkeit im Guten, seinen unerschütterlichen Muth in täglichen Sorgen und Leiden, die wie Bienenstiche verwunden und brennen, seine unerschöpfliche Gutmüthigkeit, seinen felsenfesten Glauben und sein Vertrauen auf die ewige Liebe,

---

*) Nur für Unkundige bemerken wir, daß dies die Klagegesänge sind, welche die Synagoge am 9ten Ab, dem Zerstörungstage des Tempels, absingt.

die ihm so viel versagt von dem, was ihr habt und was euch erfüllt, seine rastlose Thätigkeit im Schweiße des Angesichts, seine herrliche Resignation auf den Tand, der euch umgiebt und den es neidlos und ohne Ingrimm täglich ansieht — lernet es kennen, wenn ihr es der Mühe werth achtet, und ihr werdet das Volk achten lernen! Noch einmal kamen wir auf den Fasttag zurück in unseren Gesprächen und als ich meinem K. begreiflich machen wollte, daß jener in unseren Tagen einen neuen Charakter gewinnen müßte, da er sonst fast bedeutungslos wäre, als ich ihn fragte: ob er wohl seine Werkstätte verlassen und morgen in ein neu constituirtes Judenreich ziehen würde, was daher die Trauer wohl noch für Bedeutung hätte, antwortete er mir sehr ruhig: „Mag alles sein, mein Lieber, ich gehe so wenig hin, wie Sie, aber, sagte mein alter Lehrer, der Rabbi Salomon, auf ihm ruhe der Friede! aber, sagte dieser, auch der Leiden seiner Jugend erinnert sich der Mensch und ihrer Freuden gedenkt er, obgleich keine Macht der Erde die Jugend zurückführen kann, und obgleich wir sie auch oft nicht wieder haben wollten, wenn sie uns Gott anbieten würde, viele Güter betrauern wir, die unwiederbringlich verloren sind, wenn sie auch jetzt keinen Werth mehr für uns hätten. Es läßt sich da viel sagen, aber Sie erlauben, daß ich mich verabschiede, sie werden auf mich ängstlich warten zu Hause.“

Da fiel mir das Grab und sein Stein wieder ein und ich ärgerte mich ob meiner Vergeßlichkeit. Die Gelegenheit, etwas über den Unbekannten zu hören, sollte mir nicht entschlüpfen, und ich hielt den alten Mann zurück. Ist das, frug ich ihn, derselbe Rabbi, der hier begraben liegt auf unserm kleinen Betholam? „Ja wohl“, meinte K. Und wer war dies? „Das war ein seltener Mann — Niemand weiß, woher er stammt, und woher er kam, und wo sein Vaterland; er war hier lange Lehrer der Jugend, viele Jahre, aber er lebte immer für sich, studirte Tag und Nacht. Er wohnte im Hause des seligen L., wo er eigentlich den Hauslehrer machte, aber alle armen Kinder im Orte unterrichtete er, war auch sehr angesehen beim Amtmann, bei dem allein er zuweilen Besuche machte, schloß sich dann mit diesem sonderbaren Mann ein und schrieb für ihn und war Rathgeber. Er wußte in allen Sachen Bescheid, war ein großer Talmudist, wie man sagte, aber auch Sprach-

kenner, und verstand die Sterne und sogar Arznei, und auch Chochmath-Jad und Chochmath-Panim*). Stand ich doch selbst dabei, es war in der Stube der seligen alten Mutter L., da kam ein fremder Mann herein, ein Bettler. Der reichte dem Rabbi die Hand. Als dieser die Hand aufmerksam betrachtete, sah er auf einmal dem Fremden starr ins Gesicht und rief bewegt: „Macht Euch fort, Ihr Mörder, Ihr habt ja unschuldig Blut vergossen.“ Der Mann stand erst wie vom Blitz getroffen, dann ging er schnell zur Thür und zum Ort hinaus und Niemand hat ihn wieder gesehen. Auch hat der Rabbi genau die Stunde seines eigenen Todes angegeben, als er krank wurde, und alle seine Schüler berufen und sie gesegnet, und die Kleinen geküßt und dann nur den seligen M. bei sich gelassen, den er bat, in der dritten Stunde des Sabbaths auf ihn aufmerksam zu sein, dann würde er einschlafen, M. sollte dann das Schema rufen, denn er würde nicht wieder aufwachen. Und so geschah es.“

Ich hörte aufmerksam zu, obgleich ich hier nicht Wahrheit von Dichtung unterscheiden konnte, wie dies so oft mit Sagen im Volke geht, selbst wenn diese sich aus unlängst vergangener Zeit herschreiben, denn Rabbi Salomon war erst dreißig Jahre todt. Ich konnte meinen Freund nicht länger zurückhalten. Er sagte mir nur noch, daß sich auf dem obersten Boden des L.'schen Hauses noch eine Kiste befinde, welche Bücher und Schriften von dem alten Rabbi enthielte, daß mir, der sich dafür interessirte, die jetzigen Besitzer diese Kiste wohl gern öffnen würden, um mir die Bücher zu zeigen. Der verstorbene L. hätte die Sachen aus Pietät für den alten Lehrer nie berührt, seine Erben würden sich auch wenig darum kümmern. Ich nahm mir fest vor, diesmal nicht zu vergessen und habe mir Wort gehalten.

Schon am andern Morgen meldete ich mich bei den freundlichen L., die sich bald der Kiste erinnerten und gern bereit waren, mir sie öffnen zu lassen. Ich hätte gehört, sagte ich ihnen, daß darin einige seltene hebräische Bücher wären, die ich wohl lesen möchte, Bücher wären ja überhaupt meine Passion.

Auf dem obersten Boden stand in einem Winkel die bestaubte,

---

*) Chiromantik und Physiognomik.

wohl vernagelte Kiste. Sie wurde geöffnet und siehe da — es lagen oben ganz gewöhnliche Bücher, Bibel, talmudische Tractate, More Nebuchim und dergleichen, dann kamen aber auch mathematische, astronomische, ja wirklich alte medizinische, alle in verschiedenen Sprachen, auch Mendelssohn und seine Zeitgenossen fehlten nicht. Viel interessanter als alle diese theils bekannten, theils unbekannten Heroen schienen mir mehrere Packete Briefe in hebräischer und deutscher Sprache geschrieben, einige Tagebücher und ein Manuscript mit der Ueberschrift: „Szenen und Ereignisse aus meinem Leben.“ Das schien mir ein Gegenstand, der meine Neugierde befriedigen oder vielmehr meine Ahnung, etwas nicht Gewöhnliches hier zu finden, bestätigen konnte. Auch andere Arbeiten und Abhandlungen in verschiedenen Sprachen fanden sich noch vor, zum Theil in die Bücher hineingelegt. Mit welchem Recht, frug ich mich zwar, als ich die geschriebenen Sachen mit Erlaubniß der Besitzer nach Hause nahm, mit welchem Recht durchkramst du hier die Hinterlassenschaft eines längst verstorbenen, dir ganz unbekannten Mannes? Diese Frage des sich regenden Gewissens fand aber bald Antwort in mir.

Mit dem Rechte, welches jeder nach geistiger Ausbildung strebende Mensch an die geistige Hinterlassenschaft der Vorzeit hat, antwortete ich mir. Ob ich recht mir geantwortet habe, möge der Leser beurtheilen.

Noch hat der Ton des Schofars nicht den Monat Elul verkündet und ich bin mit der Lektüre der Schriften schon fertig, und bin bereit, Ihnen, werthester Leser, Mittheilungen daraus zu machen. Ob ich daran Recht gethan, darüber werde ich mich ganz und gar dem Urtheil der Leser unterwerfen müssen. — „Die Frucht der Todten ißt der Lebende.“

2.

Die Geburtsnacht.

Der Du gezogen mich aus Mutterschooße,
Erleuchte meines Lebens dunkle Bahnen.
Pijut.

Sei mir wiederum gegrüßt, heilige Stunde der Mitternacht. Ja, du bist die Geisterstunde, denn ich fühle eure Nähe, abgeschiedene Seelen, ihr hauchet mir euern Gruß zu, ihr erinnert mich an eine lange, dahingesunkene Zeit, an eure nie vergängliche Liebe, an das baldige Willkommen in eurer Welt ... Und ihr auch tretet heran, große Geister der Vorwelt, ewig lebende Todte, in diesen Stunden der Nacht habt ihr mit euren Worten so oft mich gelabt und erquickt, durch das Licht euerer unsterblichen Gedanken „das Dunkel meiner Bahn erleuchtet ....." „Ich bin jung gewesen und auch alt geworden", aber ihr habt mich nie verlassen .... Ich sitze im stillen kleinen Giebelstübchen, das Feuer lodert und knistert im Ofen, durch meine freundliche liebe Wirthin angefacht, ich fühle mich glücklich, obgleich die Hülle der Seele immer morscher, immer schwächer wird; je mehr sie zerfällt, desto stärker wird die Liebe in mir. Also ist mein Abend kein dunkler, stürmischer Abend, sondern ein stiller Abend, vom milden Mondschein der Liebe beglänzt, und wie das Licht des Mondes am Himmel der Abglanz der Sonne ist, so ist das milde Mondlicht der Liebe, das den Abend meines Lebens erleuchtet, der Abglanz der ewigen Liebe.... Es ist Neujahrsnacht, aber der Zeiger an der alten, unabläßig pickenden Uhr da an der Wand geht ruhig seinen Weg weiter und hält auch nicht einen Moment an bei den Abschnitten, die auch in der stetig fortrollenden Zeit sich der Mensch gemacht, aber Zeit, Welt, Natur, sie

sind ja dem Menschen nur die Offenbarung seines eigenen Ichs, der in ihm waltenden Gesetze .... Ich trat ans Fenster, still ist's auf den Straßen des Dorfes, der Schnee bedeckt den Weg, glatt und eben, ohne Spur großstädtischer Beweglichkeit, ohne Gleise der Karossen. Zerstreut liegen die kleinen Häuser, ruhig schlummern die Bewohner, alle Lichter sind ausgelöscht, nur da unten in dem kleinen Giebelhause schimmert eine Lampe, dort war ich heute und brachte Trost, dort liegt eine arme Dulderin, eine Jungfrau von siebenzehn Jahren krank darnieder. O, wie werden dir die Stunden der langen kalten Nacht so lang werden, deine einst blühenden Wangen sind seit Monden eingefallen, deine jugendlich frei athmende Brust beklommen, der Tod hat sich sein Opfer erkoren und doch hoffst du auf den Frühling, auf eine wärmere Sonne, auf den duftenden Tannenwald, und deine traurige Gegenwart erheitert der Glaube an eine bessere Zukunft .... Und wenn auch der Frühling die Blumen nur auf deinem Grabe emporsprießen lassen wird, „deine Augen lassen ab von Thränen, deine Stimme vom Klagen, denn ein Lohn wartet deiner Leiden, eine Hoffnung deiner Zukunft ....“ Hell glänzt der Mond am Himmel und beleuchtet den Föhrenwald auf den Hügeln im Hintergrunde der Landschaft, es funkeln die Sterne am Firmamente, eure Bahnen sind euch vorgezeichnet, wie mir die meinige .... Von der Ecke da drüben unterbricht nur das Rauschen einer Musik die feierliche Stille der Nacht, dort tanzt die Jugend dem neuen Jahre entgegen, aber die Glocke schlägt zwölf Uhr, vom Thurme erschallt der Choral: Nun danket Alle Gott! und auch die tanzende Jugend unterbricht ihren Reigen und begrüßt das neue Jahr mit feierlichem Gesang: Nun danket Alle Gott! Ja, Dir in der Höhe, Halleluja, ich danke Dir...

Noch wenige Stunden und sechzig Jahre meines Lebens sind verflossen, es ist meine Geburtsnacht, die ich feiere. Kein liebes Weib ruft mir den Glückwunsch, kein liebliches Kind reicht mir den süßen Mund; Gott, ich bin einsam und verlassen, wie eine Ruine aus alter Zeit stehe ich da, wie ein Baum ohne Laub ... Wenn ich jetzt in die starre Winterlandschaft einen Bewohner des äußersten Nordens führte, der nie den deutschen Frühling gesehen, wenn ich ihm sagen würde: nur wenige Monde und diese Luft, die dich so eisig anhaucht, sie wird

in nie gefühlter Gluth deine Glieder durchströmen, diese Schneedecke der Erde wird verschwunden sein und saftige Kräuter werden sie mit frischem Grün bekleiden, wie du es nie gesehen, auf denen das jetzt zurückgescheuchte Vieh wieder weiden wird in Lust und Wonne, dieses Gestrüpp wird mit Blättern und Blüthen bedeckt sein, duftende Blumen werden dort emporsprießen wo die Eisdecke liegt, auf diesen starren Zweigen werden sich singende Vögel wiegen und Blätter, Blüthen und darauf erquickende Früchte werden zu ihren Füßen hangen, kurz, wenn ich ihm die ganze Herrlichkeit des Frühlings und alle Wonnen des Mai's mit beredter Zunge vorpredigen, selbst mit dem Pinsel vormalen wollte, er würde schüttelnd das Haupt bewegen, er würde mich für einen lieben, erheiternden Märchenerzähler halten, aber an der Wahrheit zweifeln, zweifeln — bis die Frühlingssonne selbst durchbricht und ihn überzeugt, mit dem frischen, warmen Leben selbst, daß es keine Mähr war, was ihm verkündet worden .... Von der eisigen Welt um sich herum erstarrt, schüttelt der Mensch das Haupt über die Herrlichkeit des Frühjahrs jenseit des Grabes, und er erstarrt in diesen Zweifeln bis — der Ruf ertönt....

Fast ein halbes Jahrhundert ist es, daß ich dich verlassen, du kleines Geburtsdorf, und noch stehst du vor meinem Geiste lebhafter als jüngst gesehene Gegenden. Ich sehe die zerstreuten Häuser am Fuße des Fichtelgebirges, im Rodachthale, wo man von einer Seite die Fichtelhöhen, von der andern den Kamm des thüringer Waldes sieht, ich sehe die springenden, zahlreichen Quellen vor den Häusern, den lebendigen Zaun, der sich von Haus zu Haus schlängelt, und an dem hier und da eine schlanke Tanne sich erhebt, ich sehe dich, Haus meines Vaters, du niedrige, friedliche Hütte mit dem schattigen Ahorn vor der Thür, mit deinem Schindeldache, deinem kleinen Obstgarten neben dem winzigen Hofraum, der durch Schichtholz noch verengt wurde. Sie bewegt das alte Herz eigenthümlich diese Erinnerung an die Kindheit, die uns nur giebt und Nichts nimmt, die Sehnsucht steigt auf nach dem Anblicke meiner heiligen Kindesstätten, sie hat mich besonders in den letzten Jahren ergriffen, aber sie kann hienieden nicht mehr gestillt werden. Nun, so werdet ihr Blätter, in stillen Mitternachtsstunden die Vertrauten meiner Geheimnisse, so will ich durch euch nochmals aufle-

ben lassen die Erinnerung, noch einmal mit euch träumen den Traum eines bewegten Lebens, das hier seine zeitliche Ruhestätte gefunden hat.

Oft erzählte mir mein Vater von jener Neujahrsnacht, die heute vor sechzig Jahren die Nacht meiner Geburt war. Er hatte viel Mühseligkeiten getragen, dieser Vater, dieser arme Handelsjude, der mit wenigen anderen seines Stammes, im Dorfe die Holzhauer, welche auf dem Gebirge das Holz fällten und die Bergleute in den benachbarten Minen mit ihren Kleidungs- und Wirthschaftsbedürfnissen versah und durch diese winzigen Verzierungen ihres nackten, freudelosen Lebens sein eigenes nacktes, freudeloses Leben erhielt. Ich war das dritte Kind, ein Bruder, eine Schwester waren nur einige Jahre älter. Man erwartete schon am Abend des letzten Tages im Jahre seit mehreren Stunden meinen Eintritt in diese Welt, als die Wehemutter meinem Vater, der eben von seinem Handel aus dem Gebirge bei noch gutem Wetter zurückgekehrt war, mit bedenklicher Miene erklärte, daß hier ungewöhnliche Verhältnisse vorlägen, die die Anwesenheit eines ärztlichen Helfers aus der Stadt dringend nothwendig machten. Die Stadt war über drei Wegstunden entfernt, ein fürchterlicher Sturm hatte sich erhoben, von schrecklichstem Schneegestöber begleitet, dicke Finsterniß draußen. Kein Bote wagte es, den beschwerlichen, in dortiger Gegend gefährlichen Weg zu machen, nirgend war eine hilfreiche Hand zu erlangen. Da erhob sich der ermüdete Mann, nahm das Oberkleid vom Nagel ab, hüllte sich ein und ergriff den Wanderstab. Ich werde gehen und die Hilfe schaffen, mein Weib, sagte er, über meine Mutter gebeugt, die ihn festhalten und lieber sterben wollte, als ihn in dunkler Nacht bei solcher Witterung entlassen. Er aber machte sich los und mit dem Ausrufe: „Auf deine Hilfe hoff' ich, o Herr!" ging er zur Thür hinaus und hatte bald das letzte Haus des Dorfes hinter sich.

Der Schnee fiel nicht in Flocken, er rieselte in kleinen, stark gefrornen Körnchen herab, die der Wind verwehte, und an einzelnen Stellen zu ganzen Bergen heranthürmte. Die Gipfel der Berge in der Nähe blitzten durch die Nacht von starkem Froste und durch das dunkle Grün des Fichtenwaldes schimmerten meteorartig die Eisflächen hindurch, aber die Bäume trugen auf ihren weit ausgestreckten Armen überall den Schnee in wunderbaren Gestalten. Die Landstraßen, der

Fußsteig, alles war unwegsam. Aber der von der Angst getriebene Gatte, achtete dieses Mühsals nicht. Mehr als einmal sank er in die Knie, aber er richtete sich wieder auf mit lautem Rufe: Auf deine Hilfe hoffe ich, mein Gott! mehr als einmal versank er in Hohlwegen bis an den Kopf, aber mit riesiger Gewalt arbeitete er sich wieder hervor, und wenn dann eine Strecke wieder mehr Bequemlichkeit zum Gehen darbot, murmelte er sein „Wegegebet“ und rief alle Engel zu seiner Hilfe, nicht achtend auf das Stöhnen der Eulen und Nachtvögel, die über die Föhren flatterten, auf das Geschrei der aufgeschreckten Raben, die sich in die Lüfte schwenkten. Ein Glück war es, daß er den Weg zu genau kannte, den er ja wöchentlich mehrere Male zu machen hatte, um seine Waaren aus der Stadt zu holen: er kannte jeden Baum, der ihm als Wegweiser diente, jeden Berg mit seinen Abhängen, die an der Seite des Weges zuweilen Schutz gewährten. Nach dreistündigem Wandern, dem Erfrieren nahe, mit von Frost angeschwollenem Gesichte, an allen Gliedern erstarrt, kam er in die Stadt. Wie stach das fröhliche Sylvesterleben hier gegen den Aufruhr der Natur, aus dem mein Vater so eben getreten, ab! In allen Häusern lautes Leben! aus allen Fenstern Licht, es war auch Mitternacht, aber ein bewegtes Tagestreiben, womit man dem neuen Jahre entgegeneilte, ja der Ungestüm des Wetters, das Toben der Elemente schienen den heiteren Städtern nur zur größeren Aufmunterung zu dienen, die Freude die sie in den geschützten Häusern, in den warmen Stuben empfanden, desto lauter werden zu lassen. Mein Vater eilte nach dem Hause des Arztes und wie groß war sein Schrecken, als er erfuhr, daß derselbe abwesend wäre und zwar auf einem Balle zur Sylvesterfeier. Er ließ sich das Haus bezeichnen, und eilte auch dorthin. Mit klopfendem Herzen drängte er sich durch die dichte Menge, die vor den Salons stand, ein „Fremdling in einem ihm fremden Lande“, der Angstschweiß rieselte in Tropfen von seiner Stirn und den Wangen, die Kleider waren durchnäßt von Schnee und triefend von Wasser, mit Neugierde sahen ihn die geputzten Herren und Damen an, aber er blieb ihnen nicht lange die Antwort schuldig. Er frug nach dem Dr. K., und dieser hatte sich eben entfernt und wurde in einer halben Stunde wieder erwartet. O, es war eine martervolle halbe Stunde! Da stand er in den Vorzim-

mern der Freude, da rauschte die Musik, da hob sich der Fuß der Tanzenden in raschem Walzer, da jauchzten die Vivats, da klangen die Gläser, und er im Herzen die Verzweifelung, vor seinen Augen sein in namenloser Noth umkommendes Weib in der Hütte, draußen der immer stärker werdende Sturm, dessen Geheul jetzt den Lärm in den Sälen überschrie, das Geprassel des Schnees und Regens an die hohen, gewölbten Fenster; nie gesehene Pracht, nie empfundenes Elend!

So dicht steht ihr öfters zusammen, ihr Herzen der Menschen, so dicht, daß ein Menschenarm weiter reicht, als ihr beisammen steht, und doch bewegen euch, Kinder eines Vaters, so verschiedene Gefühle, hochjauchzende Freude, tief zermalmender Jammer! Und doch war die nächste halbe Stunde noch schrecklicher. Der Arzt erschien und mein Vater trug ihm sein Gesuch vor. Aber der Doctor runzelte die Stirn und meinte, in solchem Wetter wäre es unmöglich, sogleich mitzukommen und er müßte die Reise bis zum frühen Morgen verschieben. Der Weg wäre spurlos, kein Mensch würde ihn fahren wollen, auch liefe er Gefahr, eher umzukommen, als der leidenden Frau Hilfe zu bringen und die Aussicht wäre dann um so schlimmer für diese. Der berechnende Verstand hätte diesen Gründen wenig entgegnen können. Auch bestärkten den Mann mehrere Freunde, die sich um ihn versammelt hatten. Mein Vater war vor Erschöpfung und Schrecken einer Ohnmacht nahe, er taumelte zurück, hielt sich aber noch an einem Pfeiler fest. Dann fiel er auf die Knie vor dem Manne, der helfen sollte, er beschwor ihn, seinem Weibe Hilfe zu bringen, er sicherte ihm die Hilfe des höchsten Gottes zu, der würde ihn sicher geleiten durch Sturm und Nacht, darauf könnte er sich fest verlassen, fester wie die Eichen und Föhren auf den Köffein und der rauhen Kulm stünden. Dann malte er ihm die Freuden des morgenden Neujahrstages, wenn er, wie sein Beruf es erheischt, nicht achtend der Welt außer ihm, ein Retter geworden wäre. So beredt war ein Jude vor sechzig Jahren, diese Beredtsamkeit hatte in den heiligen Büchern der Väter Nahrung gefunden, hatte die Angst der Stunde erhöht, hatte die Lage des Lebens gelehrt. — Der Arzt warf einen Blick durch's Fenster und schwankte. Da nahete sich ihm, während Jedermann schwieg und die Gruppe mitleidsvoll aber stumm betrachtete, ein alter Offizier. „Doktor", sagte er, „Ihr werdet nicht dem

Krieger nachstehen und doch ist sein Beruf das Schlachten seiner Mitmenschen, Euer das Erhalten! Euch fallen noch keine Kugeln von Eisen und Blei aufs Haupt, sondern höchstens Schneebälle; wenn der General commandirt, muß ich hinaus trotz Wetter, Wind und Wogendrang. Euer General ist die Noth, der arme Jude hier läßt laut genug ihr Signalhorn ertönen. Ich reite mit Euch und begleite Euch nach dem Dorfe, mein Schimmel steht zu Euern Diensten, da können wir Euch immer sehen, wenn Ihr in der Patsche steckt und Ihr sollt einen treuen Famulus an mir haben. Ein lauter Beifallsruf ertönte von allen Seiten, die Musik stimmte an: Auf, auf, ihr Kameraden! Eine unbegrenzte Fröhlichkeit bemeisterte sich der Leute. Der Arzt war bereitwillig und während er sich zurecht schickte und die Pferde gesattelt wurden, überhäufte man meinen Vater mit Trostworten, klopfte ihm auf die Schulter, brachte ihm Erfrischungen, daß er aufthaute in der Wärme der Zimmer, von der Gluth des duftenden Weines, vor Allem von der Wärme, die ihm aus Menschenherzen entgegen quoll. — Heilige Liebe der Menschheit, nie versiegender Quell ewiger Urliebe! und ihr wollet sie trüben mit euren Satzungen, vergiften mit eueren Gesetzen, vertilgen mit eurer Selbstsucht, ausrotten mit euren Schwertern und Geschützen. Nimmermehr! Ihr könnt es nicht. So wenig wie das Siebengestirn da oben seinen Glanz verlieren, so wenig wie der Morgenstern dort im Osten seine Bahn verlassen wird, so wenig wie da ausbleiben wird der Frühling mit seinen Schneeglöcklein und Maienblüthen, mit seinen Lerchen und Nachtigallen, so wenig wird die Liebe vergehen in der Menschenwelt, „denn ihr Born ist gegründet von Alters her", von der Hand des mächtigsten Geistes, unversieglich, unerschöpflich. So trabten Sie fort, mein Vater mit einer großen, festen Leuchte vor ihnen schreitend. Noch einmal ging es durch Nacht und Graus, aber sie kamen glücklich an. Es war hohe Zeit, ja es war die höchste Zeit, denn ich wurde zwar gerettet, aber nach wenigen Stunden hauchte meine Mutter ihr Leben in den Armen meines Vaters aus. Glücklich pries sich der Arzt, daß er gekommen war, um nicht die Schuld an dem Tode der Unglücklichen zu tragen und wenigstens ein Leben zu retten. Braver Offizier Volkmar (so war sein Name), der Herr hat es wunderbar gefügt, daß ich an deinem Kinde die Schuld

abtrug oder vielmehr nur theilweise vergalt, was du mir gethan, ehe ich das Licht der Welt erblickte!... Mein Vater stand an der Leiche, ein tiefer Seufzer entfuhr der gemarterten Brust. Es war eine fürchterliche Neujahrsnacht gewesen, er aber stammelte: Auf deine Hilfe hoffe ich, o Gott!

Ich habe ein trauriges Nachtgemälde entworfen, es krähet der Hahn, mein Auge neiget zum Schlummer: Auf deine Hilfe hoffe ich, o Gott!...

3.

Der lange Rebi.

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind.
(Uhland.)

Süße Kindheit, liebliche Blüthe der Unschuld, du duftest zweimal dem Menschen; einmal wenn er in dir glücklich ist und dein Leben ihn trägt über Wiesen und Abgründe im leichten Flug, dann, wenn er im Alter die müden Augen noch einmal auf dich richtet und die unnennbare Sehnsucht ihn nach dir ergreift, wenn er dich dann zwar nicht wieder erlangen, aber dein Bild wie das der verlornen Geliebten vor ihn treten kann mit der beseligenden Erinnerung: ich habe dich so sehr geliebt und du warst so glücklich mit mir! — Warum gewährt die Erinnerung an die Jahre der Kindheit eine so volle Befriedigung? Weil wir damals Alles liebten und Alles liebte uns, weil wir nur das Licht sahen, ohne die Schatten, weil das Gefühl der Unschuld unserm Wesen eine Vollkommenheit oder jenen Vollgenuß des Daseins verlieh, den das Leben nachher nie wieder gewinnt, denn schon im Knaben pocht die Sehnsucht nach dem unbekannten Lande, in welchem er die Früchte seines Strebens genießen will, eine Sehnsucht, die uns nie wieder verläßt und nur dann unterbrochen wird, wenn die Kindheit mit ihren lieblichen Bildern und Gebilden wieder vor unsern von der Welt umnebelten Blick in süßer Erinnerung tritt oder wenn sich dem Greise im Wachen und Träumen des Tages oder in den Tiefen der Nacht jener Paradiesesgarten der Kindheit wieder aufthut. — Heilige Stunde, wo zuerst der Kelch des jungen Menschenherzens, in dem nur die Freude und nicht die Leidenschaft pocht, sich erschließt und das

Gefühl des Ich's entsteht und sich anreiht den unendlichen Wesen um sich her als eignes Wesen! Noch stehst du vor mir. Es war an einem Freitagabend, ich stand, ein dreijähriges Kind, vor unsrer Hütte, ich sehe die Sonne noch untergehen hinter den Bergen, das Gold noch, das sie auf den dunkeln Gipfeln verbreitete, das feurige Roth noch am blauen, unbewölkten Himmel, ich sehe noch die plätschernde Quelle vor der Thür, schaue hinüber nach dem Teiche, auf welchem zwei Schwäne zogen, nach dem weißen Pfarrhause am Rande des Teiches und wie die Abendstrahlen in die Fenster dieses Gebäudes drangen — es war sehr still im Dorfe, denn Alle waren auf dem Felde, von der Kulm herab kamen die Heerden und ihr Reigen ertönte und machte das Herz des Kindes hüpfen vor lauter Lust und Wonne, dem melodischen Kuhreigen gab die Glocke des Thurmes Antwort, die die Menschen heimrief zum Heerde. In unsrem Hause war die alte Muhme beschäftigt, die der Vater in's Haus genommen und die Mutterstelle bei mir und den Geschwistern vertrat, da hörte ich von fern meinen Namen rufen, es war der heimkehrende Vater, der mich rief. Er hatte wie gewöhnlich, die ganze Woche im Gebirge mit seinen Handelsgeschäften verbracht, und da nun der Sabbath kam, kehrte er zurück, er hatte sein geliebtes Kind schon von der Anhöhe erblickt und rief mich sich entgegen! Ich blickte auf, ich sah ihn, wie er seine Schritte beschleunigte, ich flog ihm entgegen, er hob mich auf, ich hing an seinem Halse. — In diesem heiligen Augenblicke erwachte das Ich in mir, ich fühlte, daß ich in diesem großen All, das mich umgab, unter diesem blauen Himmel, der mir als Wohnsitz des großen Vaters bezeichnet war, von diesen Bergen, hinter welchen, wie mir gesagt war, noch viele Menschen und Kinder wohnten, an der Schwelle dieses Hauses, in welchem die Geschwister mit mir die Tage verbrachten, an dem Herzen dieses Mannes, den ich Vater nannte, weil kein anderer Mensch eine solche Fülle von Liebe aus sich in mein Wesen ergoß, ich fühlte, daß ich unter allen diesen auch ein Wesen wäre, und es war die große Geburtsstunde, in welcher ich mich selbst — mein geistiges Leben — aus der umgebenden Natur und der jungen Körperhülle herausfand. — Dieser Augenblick ist ein Wahrzeichen geworden für mein ganzes Leben. Wenn mich das Schicksal erdrücken wollte und seine kalte Hand auf das warme Herz

legte, wenn dies selbst schlug, getrieben von dem Hammerwerk der Leidenschaft, wenn Alles um mich unterzugehen schien und sich verlieren wollte, wenn ich selbst mich verlieren wollte, wenn von meinem Horizonte auch der letzte schimmernde Stern zu verschwinden drohte, wenn der Tod der einzige Erlöser aus aller Noth zu sein schien, dann trat jene Abendstunde, dann trat jenes Erwachen meines Ich's wieder vor mich und erleuchtete wie der Morgenstern das Dunkel der Nacht, und der Tag brach an mit allem seinem Licht und aller seiner Klarheit und das innere Leben erschloß sich von Neuem, wie es damals sich erschloß. — Vielleicht tritt dieser Moment des Erwachens in dem einsamen Dorfkinde, an welchem die Eindrücke des Lebens nicht so wechselnd und schnell vorübergehen, als an dem Stadtkinde und weil es in seiner beschränkten Umgebung mehr auf sich angewiesen ist, früher und lebhafter ein; so viel ist gewiß, daß sich im jüdischen Kinde eher und kräftiger ein gewisses Selbstbewußtsein herausbilden mußte. — Ich spielte viel mit den Nachbarskindern und sie waren, wie ihre Eltern, gewöhnlich freundlich mit mir und theilten mir mit, wie ich ihnen mittheilte von Allem, was wir besaßen. Aber fast täglich wurde ich doch von ihnen als „Judenknabe" bezeichnet und wenn sie auch selbst hiermit noch keinen deutlichen Begriff verbanden, so wurde ich doch dadurch als etwas Besonderes, etwas Anzufeindendes, Verächtliches, wenigstens nicht Ebenbürtiges herausgestellt, was mir und ihnen immer deutlicher — wenn auch ohne inneren Grund — zum Bewußtsein kam. So mußte ich mich natürlich auch bald als etwas Besonderes fühlen, das weniger Anspruch auf die Welt und auf die Liebe seiner Mitgeschöpfe hatte. Dies Gefühl hat mich, weil es in frühester Kindheit in die Brust gepflanzt wurde, nie verlassen, es hat mich in meinen Jünglingsjahren tief gebeugt und nur als ein von der Wissenschaft und dem Leben getragenes klares Bewußtsein der Verhältnisse sich durchgearbeitet hatte, verließ es mich und wich dem in sich zurückkehrenden, sich abschließenden Stolze. So lange der Frieden in unserer kleinen Kinderwelt herrschte, so lange die Gemeinschaft im Spiel sich aufrecht erhielt, so lange war ich der von allen Dorfkindern gesuchte und geliebte Salomon, sobald aber ich einen, wenn auch gerechten Anspruch erhob, sobald Absonderungen vorfielen, so war es der Judenknabe, auf den sich der

allgemeine Hohn oder der Spott jedes Einzelnen häufte. Nicht aber blos in feindlicher Beziehung wurde ich gemahnt, daß ich zur großen Mehrzahl nicht gehörte; denn, wenn ich in die Häuser der Dorfleute trat, so wurde ich ja bald nach diesem und jenem Jüdischen gefragt, ob der Vater zum Sabbath zurückkäme, ob nicht bald dieser oder jener jüdische Festtag wäre, da wurde mir bedeutet, daß ich diese oder jene Speise nicht genießen, an dieser oder jener Freude keinen Antheil nehmen dürfte. Zwar entschädigte das Elternhaus mit allen seinen stillen Freuden den blühenden Knaben in mancher Hinsicht, die große Liebe, welche die alte, taube Muhme für mich hegte und mit der sie ganze Becher voll Kinderfreuden über mein junges Dasein ergoß, der Anblick des Vaters, der nach der Tage Last und Hitze am Sabbath bei uns ausruhte und jedes Mal etwas mitbrachte, auch vom Großvater im entfernten Dorfe erzählte und grüßte, zwar erhob nichts höher das Kinderherz als die Sabbathsstunde selbst mit den brennenden Lichtern, dem weißen, Mohn bestreuten Sabbathbrode auf der seidnen Tischdecke, aber nur wenige Schritte von der Schwelle des Hauses mitten in der herrlichsten Natur unter einem biedern, treuen, deutschen Volksstamme — war doch schon eine fremde Welt für den Juden, die ihn wieder zurücktrieb in das stille Haus, und die Ahnungen, die sonst das Kind von der Herrlichkeit der Welt entzücken, zurückdrängten in dies Herz, daß es beinah zersprang von zusammengedrängter Liebe und gepreßter Seligkeit. —

Und dies Gefühl des Alleinstehens in der Welt, die mich umgab, wurde immer größer, es wuchs an, als ich vom Vater zum ersten Male dem Lehrer überbracht wurde, dem die Bildung der wenigen jüdischen Kinder des Dorfes und einiger benachbarten kleinen Oerter anvertraut war. — Ich mochte fünf Jahr alt sein, als mir mein Vater eines Sonntags Morgens eröffnete, daß er mich heute zur Schule bringen wollte, damit ich fromm und gelehrt werde. Ich freute mich sehr — nicht zwar auf das Fromm- und Gelehrt-Werden, aber auf die Kinder, die ich dort alle sehen würde und die, da sie alle jüdischen Eltern angehörten — das wußte ich wohl schon — viel freundlicher und liebreicher gegen mich sein würden, als die sich immer mehr mir entfremdenden Bauern- und Arbeiterknaben. Das Haus war am jen-

seitigen Ende des Dorfes, man mußte über einen Bach, über den eine schmale Brücke, von beiden Seiten durch Geländer geschützt, führte, und an dem ein altes Weib mit Wäscheklopfen beschäftigt war. „Nun, Reb...." kreischte sie meinem Vater entgegen, „bringt Ihr Euern Schelomo? es wird auch wirklich Zeit, daß der Junge Etwas lernt und sich nicht ewig unter den Gojim herumtreibt. Ihr seid die ganze Woche nicht zu Hause und die alte Muhme hört Nichts und sieht auch Nichts." Mit diesen Worten verließ sie den Bach, trat an uns heran, streifte mir mit den nassen, rauhen Händen über's Gesicht und zog einen hölzernen Knüppel aus dem Riegel der kleinen Hausthür, der zum Verschließen diente. Wir traten ein.

Die Hausflur war zugleich die Küche; ein erstickender Rauch erhob sich vom Herde, auf dem ein großer Kessel stand, in welchem Wäsche gekocht wurde, ebenso sich mehrere Töpfe befanden, aus denen die Gemüse ihren einladenden Dunst entsandten. Ein lautes, eintöniges Gebrüll schallte uns aus der Schulstube entgegen, in die wir jetzt ehrfurchtsvoll eintraten. Auf mehreren Bänken saßen mir unbekannte Kinder von verschiedener Größe und verschiedenem Geschlechte, nur ein Knabe auf der vordersten Reihe sah mich freundlich, wenn auch furchtsam, an: es war mein ältester Bruder, an zehn Jahre älter als ich. Gewöhnt an die reinliche Umgebung in unserer Hütte, sauber gehalten durch die unermüdlich fleißige alte Muhme, widerte mich der Anblick des Zimmers, in welchem ich gelehrt und fromm werden sollte, ungemein an. Da standen vier nackte Wände, an denen die Kalkbedeckung in großen Portionen abgefallen war, durch die niedrigen und kleinen Fenster konnte man vor sie bedeckendem Schmutz nicht sehen und sie wurden noch durch Gesträuch verdunkelt, welches wild vor ihnen aufgeschossen war, die Decke des Zimmers, obgleich die Höhe von meinen kindlichen Augen gemessen wurde, hing tief herab, vor den Bänken war ein großer Tisch mit Schüsseln, Tellern, angeschnittenem Brode und Victualien bedeckt, vor ihm standen mehrere zerbrochene Schemel an der Lehne eines solchen hing ein großer Bogen mit gedruckten Buchstaben.

Alles dies machte einen sehr trüben Eindruck auf mich, obgleich natürlich die Einzelheiten erst später mir genauer vortraten und vertraut wurden. Aber der Mentor! Da saß eine lange, hagere Figur

auf einem Dreischemel und erhob sich bei unserm Eintritt langsam und nachlässig, ein langer, schmutziger Schlafrock umhüllte diesen Menschen, bei seinem Erheben zog er die herabfallenden weißen leinenen Beinkleider nach sich in die Höhe und befestigte den drohenden Auseinanderfall seiner Umhüllungen mit einem Bunde, der als Gürtel diente. Auf dem Kopfe hatte der Schulmeister eine kurze Perrücke, von brauner Farbe, an welcher hinten ein kleiner Zopf nicht herabhing, sondern kühn in die Höhe stieg. Das Gesicht war erdfahl, die Wangen waren eingefallen, die großen Augen aber glotzten schwarz und feurig aus ihren Höhlen. Dieser hagere, lange Mensch hatte aber eine Stentorstimme, wenn er sich hören ließ. Einen lauten „guten Morgen" brüllte er meinem Vater entgegen und reichte ihm die dürre, lange Hand. „Setzt den Jungen dort auf die Bank," commandirte er mehr mir als dem Vater zu, und ich nahm meinen Posten ein. Er ging darauf mit meinem Vater hinaus und vertiefte sich vor der Thür mit ihm in ein Gespräch, während welcher Zeit die Jugend um mich her in verschiedene Manifestationen ihrer momentanen Freiheit ausbrach. Aber bald stand der Lehrer wieder vor uns, sein Kopf reichte bis an die Decke, dies erhöhte in meinen Kinderaugen seine riesige Gestalt. Mit einem Wuthausbruch fiel er über die Vordersten her, mein Gott! ich sehe, auch mein Bruder bekam Schläge, die er freilich still hinnahm, aber mein Kinderherz hatte auf ewig mit dem Manne gebrochen. So drang die erste Schneeluft in den frühen Frühling meines Lebens und hauchte mich eiskalt an, ach! auch der Mensch muß seine Pankratius-, Servatius- und Mammertustage überstehen und sie haben oft schon die Blüthen geknickt, ehe sie sich aufschlossen und der ganze Sommer bleibt blumenöde. Ich fühlte, hier konnte ich nicht lieben, der große, lange Rebi war schlimmer als Nachbars Seppel, wenn der auch noch so oft mit Judenbube! um sich warf. Eine tiefe Sehnsucht erfaßte mich nach meiner Hütte, nach der tauben Muhme und meinem Spielzeug, es war mir, als hätte mein Vater mich auf immer verlassen (und wirklich bekümmerte er sich weniger um mich, seitdem ich dem Rebi übergeben war), die Thränen preßten sich aus den Augen, ich fing an laut zu weinen, was von einem Hohngelächter von Seiten meiner Mitgefangenen begleitet wurde, woran sich aber der Rebi gar nicht kehrte, sondern

— mich ausweinen ließ. Der Rebi war ein fürchterlicher Pädagog. Er tröstete mich mit — Langeweile. Wochenlang saß ich nun schon Vormittags und Nachmittags in der Schulstube, er — ließ mich sitzen; er sprach kein Wort mit mir, er nahm keine Lection mit mir vor, ich hörte das eintönige Aufsagen und Herleiern von hebräischen Buchstaben und Worten von Seiten der älteren Schüler, mich ergötzten nur die hieroglyphischen Bedeutungen von Haus, Kameel und dergleichen, die sie den Buchstaben geben mußten, wobei ich mir die mannichfaltigsten Vorstellungen machte und der Kindesphantasie freien Lauf ließ, oder ich betrachtete die Figuren, welche der Schmutz an die Glasscheiben zufällig hingemalt hatte; ich harrte mit Sehnsucht auf die Thurmglocke, die das Signal zum Aufbrechen gab — dann kam mir die freundliche Muhme entgegen, nahm mich liebevoll bei der Hand, und ihr zärtlicher Blick und die reichlichen Gaben, die sie dem Liebling spendete, entschädigten mich für die ausgestandene Langeweile. Aber diese sollte bald anderen Gefühlen Platz machen. Nach einem Monat nahm mich der Rebi wirklich vor, der Unterricht begann, ich lernte Buchstaben und hebräische Verse, aber so sehr ich alle meine Kräfte zusammennahm, zu fassen, zu behalten — es erweichte nicht den hagern Mentor; Rippenstöße, Kopfschläge, Schimpfworte und Schelten in gemeinsten, mir Anfangs unverständlichen Ausdrücken begleiteten die Instruction, zitternd ging ich in die Schule, zitternd trat ich vor, mit dem jungen Herzblut des Kindes ward jeder Buchstabe erkauft. Ich will nicht länger bei diesen meinen ersten Leiden verweilen. Warum sagte ich es nicht dem lieben Vater, der guten Muhme? frage ich mich noch heute. Aber das Schulhaus hatte eine solche heilige Scheu in mir erweckt, daß, wie von einem bösen Traum, ich nicht davon zu erzählen wagte, und der Mund mir darüber wie geschlossen war. An freien und Festtagen entschädigte mich für die ausgestandenen Schulleiden die Freude des Alleinseins, denn allmälig war alle Lust zur Gemeinschaft mit den übrigen Dorfkindern unterdrückt. Ich fing an, mich aus dem Dorfe zu wagen, ich bestieg die Hügel hinter demselben, bald auch die Berge, ich vertiefte mich im Dickicht des Waldes, als ich älter wurde, ich lauschte dem Gesange der Vögel und lag oft ganze Tage im schönen Grün der Gebirgsrücken meines Vaterlandes. Eine

Sehnsucht nach der Welt hinter diesen Bergen erfaßte mich, der Ton eines Posthorns, wenn er, selten in dieser Gegend, gehört wurde, konnte mich auf Tage hin entzücken und wenn ich gar in der Nacht auf meinem kleinen Lager, ein solches aus der Ferne vernahm, wenn der Berge Echo die Melodie vielfach wiedergab, die sich nach und nach immer weiter zog und endlich verhallte — dann füllte sich mein Auge mit Thränen, dann setzte ich mich auf und streckte die Hände aus, bis ich zurücksank und Träume von fernen Ländern, von Wiesenteppichen und Bergeshöhen, von freundlichen Menschen und lieben Kindern mich umgaukelten, aus denen endlich der Ruf des ältern Bruders, der Ruf zum langen Rebi mich erweckte.

Da trat — ich mochte wohl schon zehn Jahre haben — eines Tages der Vater vor mein Lager. „Mach dich auf, Salomo," rief er dem erwachenden Knaben zu, „es ist gar schönes Wetter und ich habe versprochen, dich heute dem Herrli (Großvater) zuzuführen." In einem Nu war ich auf den Beinen, von der Muhme in Festkleider geworfen. Es war die erste große Wanderung, die ich nach dem zwei Meilen entfernten Weinbach mit dem Vater machen sollte und zum Herrli, der, noch nie vom Knaben gesehen, das Ideal aller Güte und Liebe im elterlichen Hause war. Ich überhörte die Bestellungen alle, die mir die Muhme gab, jetzt sollte es ja hingehen, wohin die großen Kutschen mit den Fremden ziehen und die Postillione blasen. Wir zogen vor dem Schulhause vorbei, ich hörte das Fluchen und Schreien des Rebi, aber was kümmerte mich das? Bald war das Haus hinter uns, es ging die Berge hinauf, der Rebi schien mir meilenweit hinter mir zu stehen, ich blickte zurück, nur mit Mühe sah ich noch wenige Häuser des Dorfes, es war mir, als sollte ich sie nie wieder sehen, als wäre alles Erlebte gestrichen aus meinem kleinen Lebensbuche. Rüstig schritt der Vater voran und auch ich beflügelte meine Schritte. Es ging über den Kössein, von dem Gipfel sah ich eine Welt unter uns liegen. Das war ja die geträumte, schöne Welt. Bäche stürzten herab und verloren sich bald im Waldesgrün, bald in breiten Fluren mit Kornfeldern und Gärten, Felsenriffe erhoben sich und sahen uns in seltner Gestaltung an, ein Zug von Waldeshöhen bedeckte die Abhänge, eine unzählige Menge Dörfer lag in den Thälern und hoch wirbelte der Rauch aus

den Essen, in der Ferne erblickten wir Thurmspitzen, die mir der Vater bezeichnete und die Städte nannte, in denen so viele, viele Menschen wohnten. Alles schien dem Knaben neu, Himmel und Erde sich in Festgewänder gehüllt zu haben, Wald und Flur lebendig, wie das klopfende Herz. Und als die Sonne sich zum Abend neigte, die Schatten der Höhen immer länger wurden, ein Concert der Waldvögel begann, da standen wir vor einer einsamen Hütte, die von dem Dorfe, zu dem sie gehörte, wohl einen Büchsenschuß entfernt war, ein mächtiger Kastanienbaum hatte seinen Wipfel über das Dach gebreitet, an seinen Stamm war ein hölzener Sessel mit einem Kissen bedeckt, gelehnt, auf welchem ein großes Buch aufgeschlagen ruhte. Die Thür knarrte und heraus trat ein Greis, von dessen Haupte Silberlocken wallten, in dessen Augen Freudenthränen glühten, der mit weicher, unvergeßlicher Stimme rief: „Benoni, Benoni! bist Du da?"

4.

Der Herrli.

Das Leben träumte weit und breit
In tröstlicher Waldeinsamkeit.
Kinkel.

Es war der Herrli, dessen Bild schon lange vor der Seele des Knaben wie ein fernes Sternbild gestanden hatte. Er preßte mich, das Kind seiner jüngsten und geliebtesten Tochter, mit aller Inbrunst ans Herz, sein Mund ertönte von Dankessprüchen gegen Gott, seine Augen sahen andachtsvoll zum Himmel, wenn er mich immer von Neuem in die Höhe hob und an sich zog, helle Thränen perlten von den eingefallenen Wangen des Greises auf die blühenden des Knaben. Es war eine Scene von mächtigem Eindruck auf mein junges Gemüth, solchen heiligen, frommen und doch leidenschaftlichen Ausdruck der Liebe hatte ich noch nie gesehen, noch nie empfunden. Auch der Vater hatte mich lieb, aber seine Liebe war ernst und gemessen, besonders seitdem ich der Zucht des langen Rebi übergeben war; auch die Muhme war mir hold, aber ihre Liebe war die nur immer besorgte, ewig unruhige. Und als uns der Herrli nun in das Haus und in das kleine Wohnzimmer führte, da duftete mich gleichsam die ganze Häuslichkeit an, und wie die Melodie des Kuhreigens dem Alpenbewohner in der Fremde seine ganze Heimath in die Seele zurückruft, so bringt die Erinnerung an des Herrli's Stübchen die Blüthenwelt der Kindheit dem müden Greis zurück. Die Zweige der Kastanie vor der Thür verdunkelten die Fenster und verbreiteten ein trauliches Helldunkel im Zimmer, noch vermehrt durch Epheu, der sich an den Scheiben emporgerankt hatte und durch die auf den Fenster-

brettern stehenden duftenden Geranien. An der Wand stand das alte, aber saubere, mit grünem Plüsch überzogene Sopha, welches den müden Knaben gemächlich aufnahm; dort stand der gebohnte, eichene Schrank, auf dem zierliche Tassen und Porzellanfiguren allerlei Art, besonders Musikanten und Schäfer, in wohlgeordneter Reihe aufgestellt waren, in der Ecke pickte die große Wanduhr unermüdlich und schlug die schnell vorübergehenden Stunden, Alles war so reinlich, so einladend und doch so einfach und kunstlos. Die Großmutter war längst todt, nur eine Magd besorgte die häuslichen Geschäfte des Herrli, er lebte zurückgezogen von der Welt, kärglich aber ohne Nahrungssorgen, denn er wurde von einem begüterten Neffen in Bamberg erhalten, der nicht allein den Greis mit dem Nothwendigsten unterstützte, sondern auch zuweilen, besonders an den Festtagen, mit reichlicheren Gaben das alte Leben verschönerte und ihm Behaglichkeit und Sabbathfreuden verschaffte. Eine kurze Strecke von der Behausung des Herrli lag das große Dorf, in welchem eine zahlreiche Judengemeinde war; nur mit Einigen stand der Herrli im Verkehr, sie besuchten ihn am Sabbath und Festtagen, horchten aufmerksam auf seine Worte und bezeigten ihm große Ehrfurcht, die die Achtung des Knaben vor seinem Herrli noch vergrößerte. Er selbst besuchte keinen Menschen, sondern ging nur alle Tage tiefer in den Wald, wo er auf einem bestimmten alten Baumstamm Platz nahm und bei günstiger Witterung, entweder den Kopf auf den Stab gestützt in stille Betrachtung versunken, oder in einem Buche eifrig lesend, saß. Der Herrli war kein hochgelehrter Mann, aber in seiner Jugend in Bibel und Talmud wohl unterrichtet, hatte er in spätem Alter, als ihm Ruhe vergönnt war von den Geschäften, die er früher auf gleiche Weise wie mein Vater betrieben hatte, sich wieder auf die nie ganz vernachlässigten heiligen Schriften geworfen, die Studien zu einem streng asketischen Leben benutzend, durch sie seine alten Tage erheiternd und klärend, nachdem eine lange Lebenserfahrung ihn mit den Gängen und Zügen des menschlichen Herzens vertraut gemacht hatte. So war in ihm eine Liebe aufgegangen, die mit Klarheit und Duldung die Menschen umfaßte, obgleich er sich fern von den Menschen hielt, denen er in seiner beschränkten Lage und bei den abnehmenden Kräften doch

nichts mehr nützen konnte. So war der Herrli, bei dem der Vater mich eine Zeitlang zurückließ, damit er die Kräfte des Knaben prüfen und auf seine künftige Lebensbestimmung einwirken solle. Es war das erste Mal, daß ich den Vater und das elterliche Haus auf längere Zeit nicht sehen sollte; der Abschied von ihm wurde mir gar schwer, aber der Herrli hatte mit seiner großen Liebe mich ja ganz beseligt; die Neuheit der Umgebung entzückte den Knaben, ich war in eine andere Welt versetzt, weit, weit hinter mir stand der lange Rebi, Berge und Thäler trennten mich von diesem Schreckbild meiner Jugend. — So ging denn ein neues Leben in dieser Waldeinsamkeit bei mir an. Kaum vergoldete die Sonne die Bergspitzen, so begab ich mich schon in den Wald und durchstreifte ihn nach allen Seiten, in unbeschreiblicher Lust ging es bergauf, bergab, ich erkletterte die höchsten Bäume und sah vergnügt in die herrliche Gegend, deren einzelne Schönheiten ich nicht verstand, die aber einen erhebenden Gesammteindruck auf das Gemüth machte; ich verfolgte Stunden lang den Lauf eines Baches, ich sammelte die schönsten Waldblumen und wand große Kränze, die ich über Herrli's Bett, über die Thüren des Hauses und des Hofes schlang, ich lernte jeden Vogel kennen und ahmte dem Schlage seiner Kehle nach, ich wurde vertraut mit den Holzhauern Jägern und Köhlern, die sich des wilden und muthigen Judenknaben freuten. In ihre Hütten kehrte ich oft ein und brachte ihren Kindern von dem Honigkuchen und Sabbathbrode, erhielt dagegen Milch und schwarzes Brod und Buchnüsse und Vögel, die ich zu Hause ätzte. Nie empfing mich ein Scheltwort des Herrli, wenn ich auch noch so lange geblieben war, er wußte, es gäbe für mich keine Gefahr auf diesen Zügen, und wenn auch eine solche zu bestehen gewesen wäre, er vertraute zu sehr der Vorsehung auf Kindeswegen, wohl wissend, daß weit größere Gefahren oft in strenger Freiheitsberaubung dem Kinde erwachsen können. Aber war ich zu Hause, dann nahm er mich bei der Hand und wir setzten uns entweder unter die Kastanie vor der Thür, oder ich begleitete ihn auf seinen Spaziergängen, oder wir nahmen auf dem grünen Sopha im Stübchen unsern Platz, wenn draußen der Regen goß oder der Wind brauste. Dann unterrichtete mich der Herrli, er ließ mich Bibel und Gebetbuch übersetzen, er las mir Stellen aus sei-

nen asketischen Büchern vor, er erzählte mir nach dem Josippon die Geschichte unseres Stammes, oder Legenden und Märchen aus dem Midrasch, oder Begebenheiten aus seinem eigenen Leben und von seinen Reisen, die er in's Reich und nach Elsaß und Holland gemacht hatte. Da hörte ich denn mit großem Interesse zu und Alles prägte sich tief der Kindesseele ein, da es gern, da es nicht im Uebermaß, da es zur rechten Zeit ihr gereicht wurde, da es vom lieben Herrli kam und den lieben Herrli betraf, der mir das Ideal menschlicher Größe und Tugend wurde. An ihm merkte der von aller Welt entfernte und einsam erzogene Knabe keinen Fehler und keine Schwäche, von ihm hörte er kein böses und vernichtendes Urtheil. Und wenn er mich Abends zu Bette brachte, dann saß er noch eine Weile bei mir und sprach mir das: Höre Israel! vor und erklärte mir, welche Engel zu meiner Rechten und Linken, vor meinem Lager und hinter ihm stünden und was diese Engel zu thun hätten, wie sie nur daständen im Namen des ewigen und mächtigen Gottes Israels, wie sie mich mit neuer Kraft und Stärke erquickten, der eine früh am Morgen den Strahl der Sonne in mein Auge und das ewige Licht in meinen Geist leitete, der andere die heilende Hand über das Herz hielt, damit das Böse und Kranke sich aus ihm abscheide, wie aber über dem Haupte Gottes Allgegenwart thronte und mich und die Engel bewachte. Ehe er dann fortging, legte er selbst mir die Hände auf's Haupt, daß mich der Hüter Israels, der nie schläft und nie schlummert, werden lasse wie die Söhne Josephs, des Lieblingssohnes des Erzvaters, und daß er mich segnen und hüten solle.

Ach, wie braust jetzt der rauhe Nordwind und schlägt an die beeis'ten Fenster meines Erkerstübchens und dreht die Fahne auf dem Giebel pfeifend durch die Nacht, draußen hat der ewige Gott „geschickt seinen Frost wie die Schneeflocke, und wer soll vor seiner Kälte bestehen?“ Die Flamme im Ofen erlischt und die Lampe auf dem Tische, wo dies Papier liegt, und woran ich schreibe, glimmt hell auf und zeigt mir ihr Ausgehen an, ein halbes Jahrhundert liegt hinter mir und meiner soeben geschilderten Waldeinsamkeit, und doch duftet ihr noch, Blüthen der Kindheit, und aus weiter Ferne der Zeit und des Ortes haucht ihr mich belebend an! Einsames Lager des Greises,

haben dich die Engel der Kraft, des Lichts und des Heils verlassen? Nein, da steht ihr noch da, und ich fühle eure lieblichen, weichen Hände auf Brust und Haupt, aber ihr rauschet mit den Fittigen. Herrli, mein Herrli! Der Greis steht beim Greise, die Liebe ist alt geworden, aber nicht schwach, nein, sie lodert heller wie die Lampe und wird nie erlöschen. Hinneni, Hinneni, hier bin ich, hier bin ich! ruft sie wie Raphaels Stimme, hell glänzt sie wie Uriels Licht!

So senkte mein Großvater die ersten warmen Strahlen des Gottesglaubens in das Herz des Kindes. Er selbst war ein frommer, religiöser Mann, der tagtäglich zu drei verschiedenen Tageszeiten seine Gebete mit sehr großer Inbrunst verrichtete, in welchen Momenten ich ihn wie ein Wesen anschaute, das nicht mehr auf der Erde, sondern im Verkehr mit Gott und den Geistern einer andern Welt stand; aber wenn er mich auch vor jeder Ueberschreitung der israelitischen Lebensvorschriften und häuslichen Gesetze warnte, so übte er keineswegs jenen fanatischen Eifer, jene ewig wachende Aufmerksamkeit auf mein Thun und Treiben, die über das Mittel das Ziel, über das todte Wort den lebendigen Inhalt, über die Form das Wesen vergißt und übersieht. Auch ich mußte im Hause Gott dienen und zu ihm beten, aber er traf nur eine Auswahl aus den üblichen Formeln und überall erwärmte diese seine nie zu störende Sanftmuth, sein immer heiterer, wenn auch stiller und ernster Sinn, seine stets wachende, Wort und That durchdringende Liebe. Er wurde mir der Priester der göttlichen Lehre, und wenn draußen in der allgewaltigen Natur sich an diese der Knabe mit aller Frische der Empfindung, mit aller Paradiesesgluth der Jugend legte, wenn sie ihm die große Werkstatt Gottes wurde, so wurde das stille Haus des Herrli sein Altar, vor dem der knieende Greis anbetete und wahre Anbetung lehrte. Aber etwas anderes erwartete mich jetzt, als der Dienst in der Natur und im Hause, ich sollte zum ersten Male den Gottesdienst der Gemeinde sehen und kennen lernen. Schon im elterlichen Hause hatte ich erfahren, daß der Vater alljährlich nach Weinbach zum Herrli an den großen Festtagen eilte, um dort „Gott anzubeten inmitten der Versammlung und Gemeinde“, denn in un=

serm Dörflein waren nur wenige jüdische Familien, die keine Gemeinde bilden konnten. Da wurde schon dem Knaben das Haus des Herrli ein Zion, und Weinbach das Jerusalem, wohin die Wallfahrten zum Allerheiligsten führten. Der Vater war bereits mehrere Tage vorher von seinen Wanderungen zurückgekehrt, auf seinem Gesichte lag eine stille Freude, gab sich der Vorschmack der zu genießenden Seligkeit zu erkennen; er ging geschäftig im Hause umher und ordnete für uns daheim Bleibende Alles zur Festesfreude an, er schickte sich mit mancherlei Vorbereitung zur Reise an, er holte die alten Gebetbücher aus dem Schreine und entstäubte sie, schlug sie hin und wieder auf und sah mit glückseliger Miene hinein; es ging an ein Abstäuben, Bürsten und Reinigen, wobei wir Kinder hilfreiche Hand leisten mußten und das uns nicht allein mit dem befriedigenden Gefühle des Schaffens und Ordnens erfüllte, sondern auch der Phantasie Spielraum ließ, weil es eben zum größten Theil für etwas Entferntes, Unbekanntes, für uns noch Verschlossenes geschah. Ich hatte den Sommer auf gedachte Weise im Hause des Herrli zugebracht, ich war sehr glücklich gewesen, ich hatte mehr gelernt als mehrere Jahre vorher in der Marterkammer des langen Rebi, nun war der Herbst gekommen. Immer noch blickte die Sonne durch das Epheugeranke in's stille Zimmer und das Licht sammelte sich auf dem reinlichen, mit weißem Sand bestreuten Fußboden ganz magisch, aber die Strahlen waren sehr mild geworden, wie mein Inneres, immer noch hatte ich meine Lust im Walde und an den Eichen und Buchen, an den Tannen und Eschen, aber ihr Laub wurde schon falbe und fiel ab, so daß mein Fuß durch dasselbe rauschte, wohl gab es noch Vögel, aber es waren nur wenige, einige zurückgelassene, wie der klappernde Holzspecht und Reiher, oder ziehende, wie der Weinvögel zahlreiches Geschlecht; auch Blümlein konnte ich im Walde noch pflücken, und waren auch Anemonen und Waldmeister verblüht, die liebliche Erika spendete noch ihren Honig den Bienen, die endlich ihre Ernte dem fleißigen Immker (Bienenzüchter) darreichten. Und im Garten! Fort warst du, süße Nachtigall, geknickt laget ihr Tulipanen, entblättert ihr Rosen, aber da stand der Baum, gestützt wegen der die Aeste brechenden, goldenen Früchte, da zog sich die aromatische Pfirsiche blutroth am Giebel, da

kochte die Mittagssonne noch die blauen Perlen des Weines. In diese Herbsttage hat der Jude sein Neujahr gelegt. Der Herrli kündigte mir an, daß der Vater zum Feste kommen würde und daß ich dann selbst mit ihnen den Tempel betreten sollte. Lauter Jubel zog ein in das Herz des Knaben, und als der Morgen kam, an dem der Vater erwartet wurde — es war der sonnigste Herbsttag — da schmückte ich meinen Hut mit grünem Laubkranze und mit eiligem Schritte ging es den Berg hinab, wo ich ihm begegnen mußte. Ich ging durch's Thal, sprang über Bäche, eilte über die Fußsteige, kam durch's erste Dorf, aber noch nirgends sah ich den Erwarteten. Ermüdet legte ich mich an einen Baumstamm, schaute in den blauen Himmel, mein Auge füllte sich mit Thränen, zum ersten Male trat mir die Sorge mit ihrem hohläugigen Gesicht entgegen, die Sorge um einen geliebten Gegenstand, aber unter ihren quälenden Eindrücken schlief ich ein. Ich träumte. Mir war, als würde ich weit über Länder, über Berge und Flüsse von Windeshauch getragen, bald in die Höhe über die Erde gehoben, die wie ein grüner Kinderball sich unter mir bewegte, bald in die Tiefe gezogen, bald ruhte ich an einem Punkte, es war die Waldeshöhe neben dem Dorfe, wo der Herrli wohnte, siehe! da lag meine glückliche Hütte, aber auf einmal schlug die Lohe aus dem Giebel und verzehrte das Strohdach und das Kastanienlaub knisterte und verlor sich wie Johanniswürmchen, glühend und sprühend, in des Himmels Räumen; die Hütte war verbrannt, die Kastanie eingeäschert, der Garten mit Staub und Asche bedeckt, Nacht war überall — aber die Sterne funkelten hell und der Mondschein, da erhob sich Herrli, umgeben von Raphael und Uriel, als Engel in die Luft und schaute mit verklärtem Angesicht auf mich, freundlich und ernst, die Finger seiner rechten Hand hatte er erhoben und wies damit gen Himmel. Ich schrie laut auf, ich streckte meine Arme gegen ihn aus, er aber flog immer höher und höher, und als ich nun, da ich endlich gar nichts mehr von ihm erblickte, in ein lautes Wehgeschrei ausbrach, da — erwachte ich und die Arme umschlangen den geliebten Vater, der mich wach geküßt hatte. So wie an jenem Tage, wo auch bei seiner Heimkehr das Bewußtsein meines Selbst, meines Ichs zuerst in mir erwacht und wie von höherer Macht einge-

haucht, mich überkommen hatte, so war jetzt ein neues Gefühl seit diesem Erwachen aus diesem Traume in mich eingekehrt. Ach, wir sprechen nur immer von den Einflüssen der wachenden Welt, aber wir ermessen nicht, wie auch in der Stille der Nacht, in den Träumen der in ihren innersten Sitz zurückgedrängten Psyche dem Menschen neue Bilder, neue Ideen, neue Gefühle — oft ein ganz neues Leben — zugeführt werden. — Auch da treibt der Geist neue Blüthen aus dem dunkeln Schachte hervor, wie das grüne Moos aus den tiefen Klüften der Felsen entsprießt, aber nur mit bewaffneten Augen siehst du des Mooses Blüthe, sie ist der Welt verborgen, sie bleibt dem getrübten Blick verhüllt. — In mir war aufgegangen, daß der Mensch auch verlieren kann, was sein Theuerstes ist, verlieren, wenn auch für den Himmel verlieren, doch verlieren! Die Sorge hatte sich gezeigt, sie hatte sich hingestellt neben meiner Jugend Freuden, neben meiner Jugend Lust.

5.

Ein Tempel und eine Kirche.

Ich freuete mich, als sie mir sagten:
Laßt uns in's Gotteshaus einziehen!
Psalm.

Der Festtag war gekommen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als wir alle drei festlich gekleidet in's Dorf hinabgingen. Ein dichter Nebel bedeckte das ganze Thal und befeuchtete die Matten, an den Grasspitzen blinkerten die Thautropfen, die Berge waren in Morgenroth gehüllt. Wir schritten vor dem Schloß vorbei, in welchem der adelige Gutsherr wohnte, die Scheiben der gewölbten Fenster blitzten von dem Wiederscheine, den der Purpur des Morgenhimmels hineinwarf, auf dem Platze vor dem Portal standen noch Pommeranzenbäume und breite Hortensientöpfe, Alles war still und feierlich. Das Dorf war früher ein bedeutender Marktflecken, der im dreißigjährigen Kriege zerstört worden war und seit dieser Zeit nicht wieder zu seiner vorigen Blüthe gelangen konnte. Auch die Gemeinde meiner Glaubensgenossen war früher dort bedeutender, sie war mehrere Male vertrieben oder gänzlich mit Feuer und Schwert ausgerottet worden. Noch zeigte man auf dem Anger neben dem Dorfe einen großen Platz, auf welchem kein Gras und kein Kraut wuchs und wo, wie die Sage meldete, im Mittelalter ein mächtiger Scheiterhaufen Hunderte von Juden mit Weib und Kind in hoch auflodernder Lohe verzehrt haben sollte, noch fand man hier und da an den Häusern und um die Brunnen alte Leichensteine mit hebräischen Schriftzügen, die vom Leben und Tode längst dahingeschiedener Juden aus der alten Gemeinde Nachricht gaben und die man zu Baumaterialien verwandt hatte, noch

knüpfte sich die Sage an manches altes Gebäude, in dem ein berühmter Rabbi oder Schriftgelehrter gewohnt haben sollte. Auch der Tempel war von sehr alter Zeit. Er stand mitten in einem Eichenkamp, den die Gemeinde, um ihn zu schonen, an sich gekauft hatte, weithin verbreiteten sie die starken Aeste, die von ihrem hohen Alter zeugten und beschatteten sowohl den Eingang als die hohen Bogenfenster; das Gemäuer war von kunstrecht zusammengefügten Feldsteinen, die mit einem harten Mörtel verbunden waren, so daß nur die höchste Kraftanstrengung sie auseinander brechen konnte; von allen Seiten hatte sich Epheu und wilder Wein um die Mauern emporgerankt, das Dach war mit Moos bedeckt, und auf demselben war auf der höchsten Spitze eine Akazie emporgeschossen. Das war der Tempel, in den ich an der Seite des Herrli und meines Vaters zum ersten Male eintrat.

Aus dem Dunkel des Eichenkamps traten wir in die Pforten der hochgewölbten Synagoge und Hunderte von Kerzen und Lampen warfen ein Lichtmeer in das Dunkel der Umgebung und blendeten das Auge des erstaunten Knaben. Wir mußten mehrere Stufen hinabgehen, um in den hellen Raum zu gelangen, denn „aus der Tiefe" war mit den Psalmisten der Herr anzurufen. Mir war, als wenn ich in eine Zauberwelt versetzt wäre. Der an die Einsamkeit des Waldes und des großväterlichen Hauses gewöhnte Knabe sah hier eine Versammlung von Männern und Frauen, wie nie vorher. Dicht gedrängt an einander standen die Männer, alle in weißen Todtengewändern, auf einer durch ein Gitter begrenzten Galerie die Frauen, festlich geschmückt und ebenfalls weiß gekleidet. Einen eigenen und noch lebhafteren Eindruck machte aber das laute Getöse, das uns entgegenhallte und nur wechselsweise von dem stöhnenden und klagenden Gesang des Vorbeters unterbrochen wurde. Ich nahm Platz neben dem Herrli, der Geist suchte sich mühsam durch die Neuheit der Eindrücke hindurchzuringen, ich warf meine Blicke umher, die Menschen selbst waren die ersten, die meine Aufmerksamkeit fesselten. Welch' verschiedene Gesichter und Gestalten boten sich hier selbst dem Knabenblicke dar! Hier stand ein Mann, niedergebeugt vom Alter, das Gesicht durchfurcht, die blöden Augen fortwährend nach dem großen Buche, welches vor ihm lag, gewendet, eifrig lesend, betend, rufend; dort begegnete ich verschmitzten Gesichtern,

in denen ich Alles, nur keine Andacht, las, auf Körpern, die sich mit den beweglichen Ständern nachlässig vorwärts und rückwärts bewegten, dort eine lange, hagere Gestalt, die mit beiden Händen und gespitzten Fingern den vordern Rand eines festen Betpultes faßte, und den Oberkörper gleichsam wie im Spiel pendelartig schaukelte; weiter sah ich feiste, rothe Gesichter, die gar sonderbar gegen die Leichenkleidung abstachen und deren blitzende Augen contrastirend unter dem mit Silberstreifen besetzten Sterbekäpsel frisch ins Leben hineinsahen, junge Leute kamen rasch und gleichsam tanzend mit vorgebeugter Brust die Stufen des Einganges herunter, nicht als träten sie in die Stätte der Verehrung des großen, erhabenen Gottes, sondern als kämen sie zum Scherz und zum Spiele, Andere eilten mit gleicher Leichtigkeit hinaus, nachdem sie im Fluge Gebetmantel und Sterbegewand abgeworfen, sich leicht aller Heiligkeit enthüllend. Dort war eine Gruppe im eifrigen Gespräch begriffen, hier schienen sich zwei sogar zu streiten und zu zanken! Ich horchte auf die Gebete. Es waren Psalmen, die man betete. Wie oft hatte mir Herrli diese heiligen Gedichte vorgelesen, wie oft mußte ich anstimmen, in freier Natur, auf Bergeshöhen, im Waldesdickicht: „Preise, meine Seele, den Herrn, Ewiger, mein Gott, wie groß bist Du!“ und wenn dann in dem herrlichen, unvergleichlichen Stücke gesprochen wurde von dem ausgespannten Zeltenteppich, dem Himmel, von den Winden, den brausenden Boten Gottes, den Feuerflammen, seinen Dienern, den Bergen, die hinanstürmten, den Thälern, die hinunterziehen, von den Vöglein, die in den Zweigen sitzen, und den Cypressen, die das Haus des Storches bilden, von den Blumen, die aus der Erde sprießen, und der Rebe, die das Herz des Menschen erfreut, von dem Meere, das seine Wogen wälzt und Schiffe trägt von Land zu Land, und wenn ich dann endete: So lang ich lebe, will ich Dir singen, Ewiger!“ — wie schaute ich da auf zum Himmel, wie entzückte mich dreifach die umgebende Natur, wie hüpfte ich von den Bergen und ein Strom allgewaltigen Lebens und unversiegbarer Freude ergoß die Schöpfung, ergoß der Psalm in meine Brust. Oder wenn der Herrli beim Sonnenaufgang vor unserer Hütte mich beten ließ: „Ewiger, unser Herr, wie mächtig ist dein Name auf der ganzen Erde!“ oder wenn er selbst auf unseren Spaziergängen stehen blieb, denn die

Sonne neigte sich zum Abend, und in stiller Andacht begann er: „Herr, öffne meine Lippen, auf daß mein Mund Dein Lob verkünde!" und Seufzer sich emporrangen aus des Greises Brust, während Alles um uns schwieg und nur aus der Ferne des Dorfes Glöcklein Kunde gab von dem Leben da draußen, außer uns, — wie nahe stand da den Betenden die Gottheit, wie strömte der Quell der ewigen Liebe in's junge Herz! Oder wenn am Abend in stiller Kammer der Greis freudig begann vom Regierer der Welt, der den Abend heraufführt in Weisheit, die Pforten eröffnet, durch die die Sonne hinabsinkt und die Sterne in ihrer Ordnung eintreten, daß das Licht vertreibt die Dunkelheit, und das Dunkel wechselt mit Licht, er aber ewig lebt, ewig besteht, ewig uns leitet und führet — sanft legte sich der Schlummer, von Engeln bewacht, auf meine Augenlider, denn im Erwachen sollte ich gestärkt werden durch neue Grade der Gottesgewalt! Und hier, wo Menschen zusammentreten zu seiner Anbetung, hier strömten die heiligen Worte sang- und klanglos vorüber, hier ließen sie auf den meisten Gesichtern keine Spur der Erhebung zurück, hier schienen sie ihre Leidenschaften herein- und wieder hinauszutragen. Ein Schwall von unverständlichen Worten wechselte mit mir bekannten Dichtungen und Liedern, kalt und schleppend wurde der Abschnitt der heiligen Lehre verlesen, Stunde verrann nach Stunde und immer trüber und öder ward es im jugendlichen Gemüth, in dem die Sehnsucht nach dem goldnen Morgen erwachte, der durch die Fenster des Tempels klar und wonniglich hereinschaute. Und dennoch verfehlten die Schauer der Andacht, die auf Einzelnen lagen, ihre Wirkung auf die Kindesseele nicht, so sehr die Gedanken zerstreut und in die Ferne gezogen wurden. Ach! Einzelne schienen ihr Leid und ihren Kummer, die ihr Herz erfüllten, wohl mit in den Tempel getragen zu haben, ein Strom von Thränen ergoß sich während eines lauten Gebetes über ihre Wangen und befeuchtete das Buch, sie schienen Abhilfe und Trost von dem Wesen zu verlangen, das man hier anrief, und auf Gräber und zertrümmerte Hoffnungen zurückzuschauen; ja, als das Schofar erschallte, da schien der Ton dieses einfachen Widderhorns mit seinen abgebrochenen Wehklängen die zerbrochenen Herzen Vieler zu durchzucken und ihnen alle Kämpfe noch einmal in Erinnerung zu bringen, denn fordernd und

bangend wandte sich der Blick nach dem Allerheiligsten und von da nach oben. Ich heftete meine Blicke auf den Herrli. Da stand der verehrte Greis, auch in sein Sterbegewand gehüllt, und er erschien mir wie ein Engel des Lichts. Der Traum stand wieder vor mir, in welchem der Gedanke seines Verlustes in mir erweckt wurde, und ich ängstigte mich sehr. Unbeweglich, in Andacht versunken, mit klarer, freundlicher, aber doch ernster Miene schaute er vor sich hin, als erwarte er nur Gutes für die kommenden Zeiten, von denen ihm doch wenig zugemessen sein konnte und in denen der Tod immer mehr heranrücken mußte. Liebreich sah er zuweilen auf mich herab und zeigte mit dem Finger auf eine Stelle des Gebetbuches, die er mir besonders anzuempfehlen schien, „seine Lippen bewegten sich nur und wenig wurde seine Stimme gehört" und als der Vorsänger den Gesang des Märtyrers: „Erhabenster König, Gott, der in der Höhe thront" begann, hüllte sich Herrli tiefer in seinen Gebetmantel, verbarg sein Gesicht und rief begeistert: „er wird ewig regieren!"

So habe ich denn zurückgerufen jene Stunden, in denen ich zuerst ein israelitisches Heiligthum betrat; wohl Manches mag der jetzige Greis verwechseln mit dem, was der Erfolg späterer Einflüsse ist, einer Zeit angehört, wo Gemüths- und Verstandesleben im Knaben schon ausgebildet war — aber ewig unvergeßlich bleibt jener Neujahrsmorgen, bleiben jene ersten Stunden im Gotteshause mir, und nach Verlauf der Jahrzehende ist mir um so klarer geworden, was sie meiner Entwickelung wurden. — Wir wanderten nach beendigtem Gottesdienste nach Hause, der Herrli verbrachte den Nachmittag in traulichem Gespräch mit meinem Vater. Letzterer erzählte von meinen Geschwistern, daß er den ältern Bruder dem Unterrichte des Rebi entzogen und schon zum „Handeln" anhielte. Auch meine Zukunft war der Gegenstand ihres Gespräches, aber ich mußte mich dann entfernen; so viel vernahm ich, daß ich nach den Festtagen wieder mit dem Vater heimkehren und zum Frühjahr wieder zurückgebracht werden sollte. So sehr ich mich nach der Heimath, nach der Muhme und meinen Geschwistern sehnte, so innig wie ich den Vater liebte, so erfüllte mich doch diese Andeutung mit Schrecken. Der Gedanke, mich von Herrli zu trennen, zerriß mein Herz; die Freiheit, die ich hier genossen, die

Ausflüge in den Wald, der Umgang mit den Gegenständen der freien Natur hatten mich hier so glücklich gemacht, und dort erwartete mich wieder der lange Rebi und sein Schulzimmer. Ich setzte mich still unter die Kastanie, deren welkes Laub schon auf mich herabfiel, meine Gefühle an diesem Tage so mannigfaltig aufgeregt, preßten sich in der jungen Brust zusammen, ich hätte weinen mögen, aber ich konnte es nicht. Die Nacht ging unruhig an mir vorüber, bis der Schlaf in den Morgenstunden die Sorgen und die Angst verscheuchte, aber bald wurde ich wieder geweckt, denn wir wollten, wie natürlich, auch den zweiten Festtagsmorgen in der Weinbacher Synagoge verleben. Ich saß bekümmert und andachtslos neben dem Herrli, das Zeremoniell des gestrigen Tages ging wiederum an mir vorüber und hatte nun heute allen tiefern Eindruck für mich verloren. Ich bat Herrli um die Erlaubniß, auf eine Stunde hinauszugehen, was mir gern gestattet wurde. Draußen athmete ich auf. Es war mir, als wenn hier nicht die Religion gelehrt würde, die mich Wald und Flur gelehrt hatte, als wenn hier nicht dem Judenthum gefolgt würde, welches mir Herrli in seinem Zimmer und auf seinen Spaziergängen gepriesen, hier war das Judenthum des langen Rebi! Ich entfernte mich aus dem Eichenkamp und ging in's Dorf. Es war ein schöner Sonntagsmorgen. Auf dem Felde war Alles still, Pflug und Egge lagen unbenutzt, nur hier und da waren auf den Wiesen noch Haufen von Grummet, auf denen sich fröhliche Kinder herumtummelten, Züge von Schwalben zogen über meinem Haupte hinweg in's wärmere Land, ein Schwarm Drosseln fiel in einen Birkenbusch, an dessen Saume sich ein Flüßchen schlängelte, das nicht weit davon eine klappernde Mühle trieb. Im Dorfe war Alles rein und sauber, vor den Thüren standen die Landleute, auch festlich gekleidet, aber die jungen Burschen mit bunten Bändern auf den Hüten, die älteren Männer in der bescheidenen altwendischen Tracht. Da erschallten die Glocken und ruhigen, gemessenen Schrittes wanderten Alle und Jede nach der Kirche, die am Ende des Dorfes stand, es war ein neues Gebäude von gothischer Bauart, mit einem schlanken hochaufstrebenden Thurme. Die Männer trugen ihr Gebetbuch unter dem Arm, die Weiber, welche sämmtlich schwarz gekleidet waren und über Hals und Brust ein feines, weißes Tuch trugen,

hatten das Buch mit goldenem Schnitt unter einem weißen Taschentuche und hielten es an's Herz. Auch vom Schlosse kam ein langgewachsener, alter Herr an der Seite eines blühenden, jungen Mädchens herab und sie zogen unter traulichem Zwiegespräch nach dem Gotteshause. Endlich sah ich von dem benachbarten Pfarrhause einen kräftigen Mann in schwarzem Talar kommen, es war der Geistliche des Ortes, und feierlich schritt er den Anderen nach, die ehrfurchtsvoll stehen blieben, wenn er an ihnen vorüberkam, und ihm nachsahen. Zaghaft und doch von der Neugierde getrieben ging auch ich auf die Kirchthür los und stellte mich an deren Eingang, um hineinzuschauen, nicht gestört und nicht beachtet von den Eintretenden. Aber nicht so war es der Anblick des erhabenen Raumes, das magische Licht, welches die buntgemalten Glasfenster hineinwarfen und welches in vielen Farben auf dem Boden schillerte, nicht so war es der stille Kreis, der sich jetzt in feierlicher Ruhe auf den Sitzen bildete, nicht die schwarz bekleidete Kanzel neben dem Hochaltar, die mich überraschten, als vielmehr der Ton der mächtigen Orgel, der schwingend die Luft bewegte, der rauschend den Raum durchklang, bald brausend wie auf den Fittigen des Sturmes, bald klagend und zitternd wie Gesang der Waldvögel. Solches hatte ich noch nie gehört, denn außer der Schalmei des Hirten hatte noch nie Musik mein Ohr berührt. Zum ersten Male war ich dieser Himmestochter nahe, zum ersten Male führte sie auf ihren Schwingen mich hinüber in ein seliges, heiliges Land der Träume — mir war es, als verklärte sich Alles um mich herum, als wollte Alles niederfallen, um den Geist, der aus den Tönen der Orgel sprach, anzubeten. Und als nun der Choral angestimmt wurde, als der einstimmige Gesang der ganzen Gemeinde erschallte und sie sangen:

Befiehl dem Herren früh und spat
All deine Weg' und Sachen,
Er wird nach seinem weisen Rath
Stets für dein Bestes wachen;
Wirf auf ihn hin,
Was dir im Sinn,
Und was dein Herz betrübet:
Es ist ein Hirt,
Der treulich führt
Die Seinen, die er liebet —

da war es ja auch die erste Poesie in deutscher Sprache, das erste Lied in den Klängen der Muttersprache, die ich vernahm, eine neue Welt erschloß sich mir, ein neuer Himmel öffnete sich — ich glaubte zu träumen und frug mich, ob ich es thäte, oder ob ich hier wirklich in einer christlichen Kirche stünde, die mir der Herrli zwar nicht verboten, von der er mich aber immer fern gehalten hatte. Der Gesang schwieg und der Prediger bestieg die Kanzel. Noch heute weiß ich es, was er sprach. Er verlas das Evangelium vom Mammonsdienste; wie die Vögel unter dem Himmel nicht säen und nicht ernten und nicht sammeln in die Scheuern und der himmlische Vater nähret sie, wie die Lilien auf dem Felde wachsen und nicht arbeiten und nicht spinnen, und sie doch in aller Herrlichkeit bekleidet sind, wie zu trachten sei nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit — er predigte dann vom Wandeln im Geiste Gottes, daß „die Frucht des Geistes sei die Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit." — Freilich verstand ich Vieles damals noch nicht, aber dennoch strömten neue Begriffe von Gott und Menschen in mein Inneres. Nur Eins widerstand, es war hier schön und erhaben, in die Höhe wurde der Geist durch Gesang und Worte getragen, aber, der Gott, der hier gelehrt wurde, war doch nicht Herrli's einiger unmittelbarer Gott.

6.

Einige Personen.

Mon Dieu, comment peut-on être Persan!
(Mein Gott, wie kann man ein Perser sein!)
Montesquieu.

Es war nicht Herrli's einiger, aus der Fülle seiner Gnade unmittelbar nur Liebe spendender Gott, den ich hier verkünden hörte, und wenn auch der Knabe noch nicht alle Gegensätze der jüdischen und christlichen Lehre zu erkennen und zu unterscheiden wußte, so war durch des Großvaters Unterricht und Beispiel doch das Bewußtsein vom Gotte Israels mächtig erweckt, der Glaube Israels tief in's Herz gelegt worden. Erst spätere Zeiten sollten den Kampf wieder erwecken, den beide Weltreligionen in der Brust des denkenden und gefühlvollen Menschen erregen. Wohl stellte ich mich am kommenden Sonntag, dem Vorabende des Versöhnungsfestes, wieder an den Pfeiler in der Kirche, horchte mit Entzücken den Tönen der Orgel zu, erbaute mich an der Andacht der Gemeinde und der Ordnung im Gottesdienste, vernahm die Rede des Predigers, aber der Mittler, der mir hier geboten war, stellte sich zwischen Gott und das Herz des Kindes. Schon als der lange Rebi unter Püffen und Flüchen mich die Vorschrift des Opferdienstes in der mosaischen Institution übersetzen ließ — er begann ja seinen Bibelunterricht mit dem Levitikus! — war mir dies sehr langweilig gewesen und ich konnte nicht begreifen, wie Gott an diesem Schlachten der Thiere und an dem Rauche des Fettes Wohlgefallen haben könnte — als aber hier nach dem Liede „durch Tod und Leiden" ihres Gründers die Gemeinde sich weiden sollte und hierdurch „mit Heil für Seel' und Leib bedacht" wäre, — da blieb auch die schöne

Form des Dienstes für mich inhaltsleer; es sträubten sich in meiner Seele alle Eindrücke meiner Kindheit gegen die Worte des Pfarrers und gegen das Lied der Gemeinde. So kam denn der Abend und der lange Tag des Versöhnungsfestes. Mit dem Sichtbarwerden des ersten Sternes gingen Herrli und Vater in den Tempel, verbrachten dort die ganze Nacht, den ganzen andern Tag bis wiederum die Sterne heraufkamen, ich selbst wurde die Nacht über bei einem Freunde in Weinbach untergebracht, den Tag verblieb ich beim Herrli. Keine Speise und kein Trank berührte die ganze Zeit seine Lippen, er stand meistens in stille Andacht versunken und die Hand auf's Herz legend, nicht achtend der Umgebung, oft leise lispelnd Bußgebet und Psalmen, selten mit lauterer Stimme den Gott der Versöhnung und Erhörung anrufend. Was ich aber um mich erblickte stand mit der Andacht des Herrli und einiger Anderen in wahrem Contrast. Den Meisten schien die Buße mit dem Fasten schlecht zu behagen und der Hunger und die Langeweile schien sie mehr vom Himmel auf die Erde als von der Erde gen Himmel zu ziehen. Würden sie sonst so oft nach der Uhr gesehen oder den neugierigen Blick durchs Fenster geworfen haben, um zu sehen, ob der Tag sich noch nicht neige und die gewünschte Stunde der Versöhnung und — Erlösung komme, würden sie sonst das Gotteshaus so oft verlassen und auf dem Vorhofe und unter den Eichen viele Gespräche unter einander geführt und Erholung gesucht haben? So wie ich, kannten auch die Meisten den Inhalt der Gebete und Poesien nicht, wenn diese auch, zum größten Theil von spanischen Juden verfaßt, die wärmste Gluth religiöser Empfindungen hauchten, und was sie verstanden, wurde ja durch die ewige Wiederholung in seinem Eindrucke aufs Gemüth geschwächt. So erhaben der Inhalt jenes die höchste Lyrik anschlagenden Stückes in der Offenbarungsgeschichte ist, wo die Herrlichkeit des Herrn vor dem großen Seher vorüberzieht und er ausruft: „Ewiger, Ewiger, erbarmungsvoller und gnädiger Gott u. s. w.“, da es fünfundvierzig Mal an jenem Tage in der Synagoge ausgerufen wird, verliert es als Litanei den Zauber seiner Macht auf das zerknirschteste Gemüth. Nur als am Abende vor dem Austritt aus dem Hause von sämmtlicher Gemeinde in lautem Ruf das Bekenntniß: Höre Israel, der Ewige, dein Gott, ist einig!“ und das siebenmalige: „der Herr ist der Gott!“

erschallte und weit durch die Nacht gehört wurde, fühlte ich eine innere Befriedigung und ich trug das Bewußtsein meines Stammes und meines Glaubens mit hinaus aus dem Tempel in die Welt. Wir eilten nach Hause, die Nacht war ruhig, still leuchtete der Mond am Firmamente und nicht eher setzten sich Herrli und Vater an den Tisch, bis daß wenigstens ein Pfeiler der Laubhütte zum kommenden Hüttenfeste aufgerichtet, ein Nagel in das erste Brett geschlagen war, auf diese fortlaufende Erfüllung des Gesetzes deutend den Psaltervers: „Sie schreiten von Dienst zu Dienst."

Es war die letzte Nacht, die ich im Hause des Herrli verbrachte, denn mit dem frühen Morgen wollte mein Vater nach Hause wandern und mich mitnehmen. Erst im Frühjahre sollte ich wiederkommen. Weinend hing ich lange am Halse des Herrli, der die Rührung seines Herzens nicht unterdrücken konnte, er begleitete uns indeß noch eine Strecke Weges, legte dann betend seine Hand auf mein Haupt und kehrte eiligst und schweigend um, ohne sich umzusehen, ich aber sah ihm lange nach und wohl fühlte ich, was ich dem geliebten Greise verdankte. Ich hätte die Entfernung von ihm doppelt schmerzhaft empfunden, wenn ich nicht den Vater wieder gehabt und die Aussicht auf das Wiedersehn im Hause den leicht abzuleitenden kindlichen Sinn erheitert hätte. Die Rückkehr nach unserm Dorf wurde auf einem andern Wege, der durch eine flache Ebene führte, genommen, in meinen Ohren klang bald der Orgelton und der Choral des Kirchenliedes, bald schwirrten die seufzenden oder jauchzenden alten Melodien des Vorsängers im Tempel auf, so daß meine Phantasie bald hierhin, bald dorthin geführt wurde.

Wir langten am Nachmittage in dem Flecken D. an und traten in den Hof eines Freundes meines Vaters ein. Der Hausherr ordnete den Aufbau seiner Laubhütte an und saß dabei auf einer Bank, während die Arbeitsleute beschäftigt waren. Es war sehr lebhaft auf diesem Hofe, besonders von Kindern, die allerhand Beschäftigung zu der Ausschmückung des heiligen Werkes betrieben. Hier lagen Haufen von Spargelkraut zur Bedachung, dort wurden rothe Hagebutten an lange Fäden gereiht, um sie an den Decklatten anzuhängen und an die Wände zu breiten, Aepfel wurden vergoldet, aus Papier allerhand Körbchen

geschnitten, Blumenguirlanden gewunden, Kürbisse ausgehöhlt und zur Illumination eingerichtet, auch daran hebräische Buchstaben geschnitten; von den Böden holte man alte Bilder und Figuren, sie in der Laubhütte zu ihrem Schmuck und ihrer Verherrlichung aufzustellen, denn es war keine kleine Ehre, die schönste Laubhütte in der Gemeinde zu haben. Der Hausherr stand von seiner Bank auf und nachdem er an meinen Vater sehr nahe herangetreten war, denn er schien sehr kurzsichtig zu sein, erkannte er ihn erst und begrüßte ihn höflichst. Es war ein kleiner, etwas gebückter Mann in den sechziger Jahren, sein Gesicht war sehr faltig und runzelig, am Kinn saß ein kurzes graues Bärtchen, auf der sonst feinen Nase erregte eine große Warze meine kindliche Aufmerksamkeit. Die Kleidung des Männchens vollendete die Sonderbarkeit seiner Erscheinung, denn auf dem kleinen Kopfe saß ein mächtiger, kahl gebürsteter Dreimaster, den schmalen Leib umschloß ein brauntuchener Leibrock mit großen Knöpfen, die Chaussure repräsentirten zwei kurze manchesterne Beinkleider, lange weißwollene Strümpfe, große Schuhe mit — silbernen Schnallen. So figurirte Reb Hirsch Strutzberger, der für den ersten Talmudgelehrten der ganzen Umgegend galt und als eine Leuchte des Gesetzes gepriesen wurde. Nachdem er meinen Vater mit dem „Friede mit Euch!" begrüßt, mich aber gar nicht beachtet hatte, wandte er sich an ein Weib, das vor ihm stand und mit dem er im Gespräch begriffen war. Es war eine ärmlich gekleidete Frau mit einer Haubenmütze auf dem Kopfe, in ihrem Gesichte malte sich ein tiefer Gram, sie hatte ein Päckchen in der Hand, in welchem — ein Sterbehemd lag. „Ich kann Euch, wie gesagt," sprach zu ihr der Strutzberger, „ich kann Euch bei meinem Leben nicht mehr als zwei Gulden auf den Kittel borgen. Vier Jahre habt Ihr ihn nun bei mir versetzt und holt ihn jedesmal vor den großen Festtagen und bringt ihn nach ihnen wieder her zum Versatz. Nun wird er aber mit jedem Jahre abgeschlissener und dünner und ist nicht mehr so viel werth wie früher und einen Gulden seid Ihr mir schuldig geblieben. Drum kann ich nicht mehr geben und werd' ich nicht mehr darauf geben!" Das Weib sah ihn betrübt an. „Gott erbarme sich über uns," erwiderte sie, „habe ich nicht von Jahr zu Jahr gehofft, es soll uns besser gehen und ich soll den Kittel im Hause behalten. Glaubt denn Rebi Hirsch, daß

es mir so angenehm ist, den Kittel meines Mannes bei ihm zu versetzen. Weiß Er nicht, daß mein Mann, Gott sei es geklagt, schon fünf Jahre an dem Knieschwamm liegt und keine Hilfe finden kann, daß all unser Habechen weggegangen ist, um die Feldscherer zu bezahlen, die den armen Leider gebrannt und bepflastert haben, und die Kinderchen zu ernähren und ihnen Gottes Wort beibringen zu lassen. Hab' ich nicht Rebi Hirsch Strutzberger selber alle Jahre sechs Gulden gebracht, um meinen David zur Thora zu bringen? Jetzt ist doch die Noth am Größten! Der Festtag kommt, die Kinderchen möchten auch gern eine Sukka bauen und es fehlt an Allem im Hause. Drum sei Reb Hirsch nicht hartherzig und borge mir wieder drei Gulden, denn mit zweien richte ich nichts aus."

„Ich thue es nicht," rief ihr der Mann barsch zu, „oder wißt Ihr was, bringt mir den Gulden Zinsen vom vorigen Jahr, dann will ich Euch drei Gulden leihen." Strutzberger lachte über seinen eigenen Witz. Das Weib ging hinaus und rief: „Nun, dann will ich Euch noch die Silbertresse vom Tallis (Gebetmantel) bringen, dann wird das Pfand vollgiltig sein." Ich schlich ihr nach. Vom Herrli hatte ich beim Abschied eine Silbermünze bekommen, die steckte ich ihr in die Hand. „Hier ist was," flüsterte ich ihr erröthend zu, „bringt dem alten Kerl die Tressen nicht!" Die Frau kehrte um und zeigte meinem Vater die Münze. „In Eurem Kinde," sagte sie ihm, „zeigt sich früh der Mann der Tugend und Wohlthätigkeit, es hat mir die Münz' gegeben, Ihr wißt nichts davon. Mein Vater nahm die Münze, steckte sie in die Tasche und gab dem Weibe ein Almosen in die Hand. Mit Ingrimm sah ich auf das „Licht des Gesetzes," der Mann hatte allen Glauben bei mir verloren. Der baut eine prächtige Laubhütte, dachte ich, und hat wahrscheinlich gestern den ganzen Tag keinen Piut ausgelassen und denkt nicht an die Vorschrift: Du sollst keinen Zins von Deinem Bruder nehmen! Nicht lange währte es, mein Vater war im Gespräch mit dem Manne, da kam ein junger Mann mit einem schwarzen Käppchen auf dem Kopfe auf den Hof, trat ehrfurchtsvoll vor Hirsch und präsentirte ihm — eine Rindslunge und ein Rinderherz auf einer Schüssel. Es war der ehrsame Schlächter der Gemeinde. Er hatte beim Schlachten eines Rindes eine Nadel im Herzen gefunden, die

aus dem zweiten Magen durchs Zwerchfell in das Herz gedrungen war, darob waren auch die Lungen unten verwachsen, das Zellgewebe hatte sich leicht und kunstgerecht trennen lassen, das Rinderherz war aber mürbe und entzündet geworden. Nun frug es sich: Kann der Jude von dem Fleische des Thieres essen oder nicht? In der Praxis war der Fall dem Jüngling noch nicht vorgekommen, auch die Theorie hatte ihn verlassen und nun flüchtete er in seiner Gewissensangst zum tiefgelehrten Hirsch Strutzberger, der, wie Gott nach dem Psalmisten „Herz und Nieren der Menschen prüft,“ die der Rinder und des Kleinviehs zu prüfen verstand. Mit gewichtiger Amtsmiene ging es in's Haus, wo eine sorgfältige Untersuchung dieser Eingeweide vorgenommen wurde, auch Reb Hirsch verließ die Theorie, er schleppte zwei, drei große Folianten herbei, blätterte darin, legte die Nase auf die Zeilen, holte zuletzt ein kleines Büchelchen und rief dann triumphirend: Hier steht's von der das Herz durchbohrenden Nadel! Es darf nicht gegessen werden! Erblaßt stand der junge Schächter da. „Das ist schlimm, sehr schlimm“, stammelte er, „der Fleischer wird auf mich wüthen und mich vielleicht gar prügeln, der ich doch fromm und unschuldig bin, und wo soll die Gemeinde Fleisch hernehmen zum Feste, denn er wird nimmermehr noch einmal schlachten!“ Ein Troß Buben hatte sich indeß im Hausflur eingefunden, sah neugierig dieser Herzinspection und Lungenprobe zu, weidete sich an der Verlegenheit ihrer Mentors — denn das war der Schächter auch — und begleitete unter Freudengeschrei den Mann mit dem zerstoßenen Herzen auf der Straße, um sich an den Wuthausbrüchen des Fleischers und den etwaigen Prügeln zu laben. Der Augur, der hier aus den Eingeweiden des Thieres nicht wie bei den Römern die Schicksale einer Staatsoperation oder eines Krieges, sondern die Küchen- und Bratenbegegnisse einer ganzen Gemeinde zu bestimmen hatte und ob das Fleisch des edlen Thieres in christlichen oder jüdischen Magen verdaut, in germanisches oder orientalisches Blut sich assimiliren sollte, — der Strutzberger wandte sich gegen meinen Vater und beklagte sein Schicksal, hier Alles in Allem sein zu müssen und vor allen Geschäften als Pfandverleiher, Lehrer einer kleinen Hochschule und „Tugendweiser“ der ganzen Gemeinde nicht zur Ruhe zu kommen, gerade im Gegentheil wie bei den Bienen,

wo die Arbeiter für den Weiser geschäftig wären. Wirklich schien der Mann sehr in Anspruch genommen zu werden, denn kaum hatten wir uns im kleinen Zimmer niedergelassen, als geklopft und eine neue Erscheinung sichtbar wurde. Ein langer polnischer Jude trat ruhig und gemessen in die Thür, legte die Spitzen seiner Finger an den auf das Pergamentröllchen an der Pfoste geschriebenen Namen Gottes, küßte andächtig diese Fingerspitzen und blieb ruhig stehen. Verdrießlich erhob sich Hirsch Strutzberger, ging auf den Mann los, aus dessen seidenem Schübutz (Oberkleid) die Spuren einer früheren Glanzperiode nur sparsam noch zu lesen waren, und frug ihn um sein Begehr. Der Pole, ein Mann in den besten Jahren, dessen Gesicht das Bild der Gesundheit war und von dessen mit einer großen Grenadiermütze bedecktem Haupte schwarze Locken, künstlich gekräuselt herabhingen, sagte — er wäre ein kranker Mann, früher sehr reich, zehn Meilen hinter Warschau gebürtig; hochgelehrt, denn der berühmte, in allen Verbreitungen Israels bekannte Rabbi Salomon Chasdai Wormstichel in Kalisch wäre sein Lehrer gewesen, sei er jetzt abgebrannt, seien seine Waaren in der großen Feuersbrunst von Kielce in Asche verwandelt worden, hätte er Frau und sieben Kinder zu Hause und wollte nun, um sich von reichen Verwandten Hilfe zu schaffen, zu diesen nach — Hamburg. Aber auf dem Wege müsse er ansprechen um Speise und Trank, um Geld, Hemden und Hosen. Hierbei entfaltete er den Schübutz und freilich hatten die seinigen vom Zahne der Zeit und den Strapazen einer langen Reise sehr gelitten. Rebi Hirsch drehte sein Gesicht nach uns um und sagte lachend: Nun geht gar die Straße von Warschau nach Hamburg durch mein Gehöft! Der Pole meinte aber, er hätte den Abstecher von Leipzig nach Thüringen nur gemacht, weil er von den „großen" Männern gehört, die hier lebten, besonders von Reb Hirsch Strutzberger, dem er auch Grüße brächte von seinen Vettern in Prag, von seiner Muhme in Landsberg, von seinen Neffen in Tirschtiegel und in Breslau, von seinen alten Schulkameraden in Lubin. Da erheiterte sich das Gesicht unsers Wirthes. Als aber nun der Bettler gar ein vergilbtes zerlesenes Blatt aus der Brieftasche holte, worauf seine Schicksale in rührenden Worten von der Hand des Rabbi Gumpertz in Minsk beschrieben waren und er allen Wohlthätern

und Gebern in Israel empfohlen wurde auf seiner Reise nach Hamburg — da verklärte sich des Meisters Gesicht, die große Warze auf der Nase schwoll an, die Augen leuchteten und er rief aus: Ja, es ist meines angenehmen Freundes, des Rabbi Gumpertz in Minsk richtige Handschrift, sein Styl, seine Feder. Mit ihm habe ich ja zusammen gelernt und wir haben vereint zu den Füßen gesessen des Pne Joschua und den Krieg geführt gegen die Schüler des Sünders Eibeschütz in Hamburg. „Seid herzlich willkommen. Ihr bleibt den Festtag über bei mir und esset in meiner Laubhütte." Damit reichte er das Papier meinem Vater, der es durchlas und stillschweigend zurückgab. Ich hörte nachher, daß das Testimonium paupertatis wohl schon zehn Jahre alt wäre, Hirsch hatte in seinem Entzücken das Datum ganz übersehen, mein Vater wollte Nichts sagen, um dem armen Schlucker nicht hinderlich zu sein. Wir gingen nach dem Garten und der Pole erzählte noch viel von allen Vettern und Verwandten des Wirthes, „wer da von ihnen reich, wer arm geworden, wer durch Krankheit, wer durch Feuer umgekommen." Und es währte nicht lange, siehe! da kam durch den mit Buchsbaum eingehegten Gang, zwischen den mit Astern und Herbstblumen besetzten Beeten ein mir ganz fremdartiges Wesen. Auf uns zu trat ein hochgewachsener Mann, in dessen Gesicht sich ein ruhiger, edler Sinn, in dessen feurigen Augen sich eine Energie des Charakters aussprach, wie ich noch bei keinem Manne meiner Umgebung bemerkt hatte, sein Gang war majestätisch mit vorgehobener Brust und hochgetragenem Haupte. Dies war an der Stirn mit einer Art Turban umhüllt, an den Leib schloß sich ein Rock von gestreiftem Wollenzeug, durch einen Gürtel festgehalten, über welchen ein Oberkleid mit weiten Aermeln von grünem Tuche geworfen war. „Ein Jerusalemiter!" rief Reb Hirsch betroffen, und ein Solcher war es. Mit graziöser Verbeugung näherte er sich der Gruppe, stellte sich vor den ihm entgegenkommenden Hausherrn und redete ihn in hebräischer Sprache, mit geläufiger Zunge aber würdevoll, an. Hirsch verstand aber die Mundart nicht, denn der Mann sprach das Hebräische nicht wie die deutschen und polnischen Juden, sondern wie die asiatischen und sefardischen (spanischen) aus, man hörte hier nicht die vielen tiefen und dem Orientalen so fremden Diphtongtöne, sondern der Ausdruck war wohlklin-

gender, weicher, feierlicher, seine Stammesnatur aus dem Orient nicht verleugnend. Als der Jerusalemiter sah, daß man ihn nicht verstand, bemühte er sich den deutsch-hebräischen Dialekt zu sprechen, was ihm schlecht gelang. Dennoch machte er sich endlich dem Hirsch verständlich, den er wiederum recht gut verstand, obgleich es Ersterem sauer wurde, sich in hebräischer Sprache über die gewöhnlichen Gegenstände des Lebens zu ergehen. Der ferne Gast war seit einem Jahre auf Reisen, kam jetzt aus Sachsen und wollte durch Thüringen nach Franken und Schwaben. Er war, wie seine von Gesandten und Notabilitäten geschriebenen Creditive bewiesen, Abgesandter der Gemeinde zu Jerusalem, um bei den europäischen Brüdern Geldbeiträge für die dort sehr bedrängten Armen, für die Frommen, welche auf der Stelle beteten, wo einst der salomonische Tempel in seiner Herrlichkeit stand, in den Häusern der Stadt, die einst „die Königin war unter den Städten," Thora und Talmud lehrten und lernten, Psalmen und Klagelieder sangen, zu sammeln, Gelder, die in den meisten Gemeinden schon als jährliche Collecten des Sekels für Jerusalem bereit lagen oder durch die Privatwohlthätigkeit erst zusammengebracht oder erhöht werden sollten. Der Mann sammelte also nicht für sich, wie der abgebrannte Pole, sondern für Andere, er selbst machte die lange beschwerliche Reise meistens zu Fuß mit großen Entbehrungen und Einschränkungen, um für sich den möglichst geringsten Aufwand zu machen. Nachdem Hirsch sich von der Richtigkeit aller Angaben überzeugt hatte, holte er eine Büchse, aus der er den Inhalt — die seit Jahren gesammelten Gelder für Jerusalem (denn Hirsch war auch Rendant und erster Almosenier der Gemeinde) — schüttete, aus seiner großen Westentasche noch einige Gulden zulegend. Dann deutete er dem Jerusalemiter an, die ersten Festtage über bei ihm zu bleiben. Ich wurde im Geiste mit dem kleinen Hirsch ausgesöhnt, konnte aber nicht begreifen, wie ein und derselbe Mann dem unglücklichen Weibe einen Gulden mehr auf ihr Pfand abschlagen und hier seine dürre Hand und sein gastliches Haus für ferne Fremde, für Polen und Asiaten, öffnen konnte. Auch mein Vater wurde eingeladen, einige Tage zu verweilen und er willigte ein, da seine Geschäfte so viel Zeit erforderten und er einige Abstecher nach Ortschaften in der Umgegend zu machen gedachte. — Ich wurde bald

mit den Kindern im Hause und in der Nachbarschaft bekannt, die den sich abseits haltenden Knaben erst anstaunten, bald aber in ihre Mitte nahmen und ihm die Herrlichkeiten und Merkwürdigkeiten des Ortes wiesen.

So kam das Fest heran, die Laubhütte stand in ihrer Pracht und Schöne da, mit feierlichem Gruß und Gebet nahm Hirsch Strutzberger am Abend Besitz von der neuen Wohnung. Auch hier machte sich mir wieder der Contrast der Form mit dem Inhalte jüdischer Religionsgebräuche fühlbar, denn wohl ist es schön, aus den engen Schranken des Hauses in die weite, freie Natur zu wandern und da wiederum in die Klause einer selbstgebauten, wankenden Hütte zu eilen, in die die lieben Sternlein am Abend ihre sanften Strahlen durch das grüne Laubdach werfen, es liegt in dieser Laubhüttenwohnung ebenso viel Gemüthlichkeit als geschichtliche Erinnerung — aber es fror uns gewaltig darin, denn der October war schon da mit allen seinen Stürmen und Regenschauern, mit seinem gelben Birkenlaube und dem ganzen Spätherbstgesichte. Beim Abendtische saß Hirsch mit seiner ganzen Familie, seinen Schwiegertöchtern und Schwiegersöhnen und mit den Fremden in der erleuchteten Laube, er saß in stiller Zufriedenheit zwischen den beiden Fremden, in deren Mitte er sich ausnahm wie eine Kreuztanne zwischen zwei Eichen. Hier war nun die Judenheit in ihrer Zerstreutheit unter den Völkern der Erde wirklich repräsentirt — der Jerusalemiter, Signor Todeos, in edler Haltung, im orientalischen Pomp seiner Kleidung, mit der arabischen Physiognomie, die Beine kreuzweise beim Sitzen über einander schlagend, von den Ufern des Jordans, von den Bergen Libanons hergekommen, von Völkern, die, wenn auch von Sultan und Paschas regiert, doch noch nicht das Weh kennen und die Fesseln tragen, welche die europäische Gesellschaft und Convenienz und ein gekünsteltes Staatsleben der Menschheit auferlegt haben, — der polnische Mann von dem Ufer der Weichsel, den slavischen Volksstamm seiner Heimath nicht verleugnend, wie er von Tag zu Tag unbekümmert um die Zukunft in träger Indolenz sich fortschleppt, in verblendetem Stolz auf seine Vorzüge, die Civilisation nicht achtet, die dennoch wie der Tropfen nach und nach den Stein aushöhlt, auf ihn einwirkt — der Deutsche endlich mit seiner gutmüthigen Philisterei unter tausend

Zwickzwackereien des Lebens, unter seinem grünen Laubdach, durch das bald Mond und Sterne funkeln, bald Regengüsse schießen, Alle sammelnd, Allen mittheilend von im Schweiße des Angesichts erworbenem germanischen Ertrag- und Sammelwerke. — Frau Hirsch trug für die vielen Gäste der Hütte eine große, mächtige Schüssel mit Suppe auf, ihr Mann, der aufgeben wollte, ruderte mit der Kelle in der mit vielen Küchenkräutern bedeckten Brühe und fischte aus dem Grunde eine Taube auf. Schmunzelnd sprach er die Gesellen an: „Meine Hausfrau läßt sich nicht bedeuten. Ich habe ihr schon oft die Geschichte vom Urvater Noah erzählt. Wie der auf's Aufhören der Sündfluth harrte, schickte er aus die Taube und wie sie mit einem grünen Blatte im Schnabel zurückkehrte, merkte er, daß die Wasser sich vermindern. Hier ist die Taube und eine ganze Schüssel Grünes, aber die Sündfluth der wässerigeu Suppe hat noch nicht aufgehört.“ Nur der an der Ecke sitzende Diener, ein halberwachsener Bengel, das Factotum des Hauses, belachte den Witz, aber es war, als wenn für Beide die Strafe für das auf's vulgäre Leben gepfropfte edle Reis der Schrift auf den Fuß von oben folgen sollte. Plumps! fiel der große Kürbis, der mit seinen eingesetzten Talglichtern in der Mitte der Laubhütte hing, herab, fiel auf die Nasenwarze des Strutzberger und senkte sich von da wie ein untergehendes leuchtendes Meteor in die Sündfluth, daß die heiße Suppe rings umher sprützte, das Gesicht des Hauswirthes und des Polen verbrannte, so daß diese in Schmerzensgeschrei ausbrachen, während die Talglichter ihre Flammen zischend begruben. In demselben Augenblicke fuhr aber auch eine Mütze wie ein fliegender Fisch über die spritzenden Wellen des Schüsseloceans, es war die des Dieners. Hirsch hatte ihm sofort ein Kopfstück (kein silbernes) versetzt, daß die Bedeckung einen so hohen Flug nahm. Der Bengel hatte den Kürbis, diese laubhüttliche Astrallampe, zu lose befestigt. Hirsch hatte es ihm gleich bei der Arbeit bemerkt, aber der Mensch wollte keine Raison annehmen. Ein allgemeiner Aufruhr folgte, den jedoch die sanfte Hausfrau stillte, indem sie alsbald den zweiten Gang mit einigen Flaschen Rebensaft brachte, der ja auch nach der wirklichen Sündfluth den Erzvater Noah für alle Beschwerden entschädigt und beruhigt hatte. Beim Tischsegen, dessen Ehre dem Jerusalemiter übertragen

wurde, freute sich sogar Strutzberger sehr. „Wir sind doch ein einziges Volk," sagte er, „der Mann vom Jordan und Euphrat sagt denselben Tischsegen, den wir hier an der Rodach und Muschwitz beten, wenn er auch Baruch statt Boruch ausspricht!" Noch steht ihr vor mir, Bilder und Personen meiner Jugend, und die Erinnerung an euch gewährt dem Greise die reinste, edelste Erheiterung! Es ist süß, das Gewebe des Lebens auf die Fäden, die sich in der frühesten Zeit unsers Daseins anspannen, zurückzuführen.

Es war am andern Tage, als während des Gottesdienstes meine neuen Kameraden mich außerhalb des Fleckens führten, um in einem nahen Buchenwäldchen zu spielen. Als mir aber dies endlich zu langweilig wurde, kletterte ich nach gewohnter Weise in eine dickbelaubte Buche, wiegte mich vergnüglich auf dem Gipfel und warf den Knaben, die mich anstaunten, Buchnüsse herab. Es war so stille im ganzen Wäldchen und ich fühlte mich so glücklich, wieder einmal auf einem Baume zu sitzen und rings um mich schauen zu können. Da kam mir das Kirchenlied wieder in den Kopf, dessen Verse und Melodie ich seit vierzehn Tagen mit mir herumtrug, und mit lauter Kehle begann ich:

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht,
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht!
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

Als ich herunterstieg, war meine Gesellschaft fort und hatte mich allein im Walde zurückgelassen. Allein von der Höhe sieht man die Pfade des Lebens. Ich hatte auf dem Baume einen Fußpfad nach dem Flecken bemerkt, den ich rasch einschlug und bald ankam. Aber hier war eine bedeutende Aufregung in der ganzen Gemeinde. Die Buben waren nach Hause gekommen und hatten erzählt, daß ich am Sabbath und Festtag einen Baum erklettert, Buchnüsse gepflückt und gar zuletzt ein Christenlied gesungen hätte. Der Strutzberger war außer sich und wollte einen solchen Knaben nicht mehr an seinem

Tische haben; mein Vater war in großer Verlegenheit. Er frug mich aus, ich sagte ihm offen, daß der Herrli nie nach solchen Ausflügen und Thaten gefragt hätte, ich erzählte ihm auch, daß ich zu Weinbach in der Kirche gewesen und dort den Gesang gehört hätte. Auch er schien sehr betrübt und das that mir weh, obgleich ich es nicht ganz begreifen konnte. Ich mußte die Laubhütte meiden und bei der Magd in der Küche speisen. Am dritten Tage machten wir uns auf den Weg nach der Heimath. Vater war noch immer still, der Regen goß in Strömen herab, so daß wir mühsam vorwärts kamen, meine Locken wurden naß und zerstört, meine Glieder schmerzten, in mir tönte es aber noch immer: „Weg' hast du allerwegen!"

7.

Bachur Jossel.

Und Abba zu dem Freunde:
bin friedlich ja gesinnt,
Du siehst, daß aller Orten
sich Hader um mich spinnt.
Chamisso.

Sieh, wie die Lerche fröhlich steigt und immer höher sich schwingt, aus kleiner Brust das Morgenlied singend. Sie verkündet den Frühling. „Er hat gesendet sein Wort und es schmilzt," immer dünner wird die Winterdecke der Erde, schon sieht neugierig Krokus hier und da durch und beschaut sich die neue Welt, die Strahlen der Sonne werden wärmer, in der Bäume Mark quillt der Saft empor, es schwellen die Augen an den Zweigen, die eine grüne, hoffnungsvolle Zukunft bergen. — Ach, auf mich herab, auf den schreibenden Greis, siehst du, Bild meiner Mutter. Es ist eine schöne, jugendliche Gestalt, ein holdes, lächelndes Antlitz — und du, junges, früh vergrabenes Wesen, du warst meine Mutter, des alten Mannes, der mit dem zerknitterten Gesichte und mit den lebensmüden Augen zu dir, wie zu einer Engelsgestalt, emporblickt. Und — zwar nicht so holdselig lächelnd, so jugendlich frisch, wie du, zwar nicht im farbenreichen Bilde, aber doch freundlich und still und vom geistigen Auge gesehen, steigt eine andere Gestalt aus dem Grabe hervor und stellt sich vor mich mit dem ewig heitern Blicke, den auch der tiefste Schmerz nicht trübte, mit der immerwährenden Klarheit auf der hohen Stirn, mit den leuchtenden, feuchten Augen — es ist deine Gestalt, mein Bachur, es ist dein Andenken, mein Lehrer, was mich heut überkommt am hellen, klaren Februarmorgen. Bleibe bei mir, mein Jossel, du hast mich ja nie im

Leben verlassen und ich auch nicht dich, als der Todtenschweiß dir von der Stirn rann und als du den letzten Siegesblick auf dies Schlachtfeld zertrümmerten Menschenglücks, auf diese Schädelstätte vermoderter Freuden, verwester Hoffnungen warfst! — Doch zurück zur väterlichen Hütte.

Da sind wir ja im Dorfe. Noch ein kurzer Weg zwischen den italischen, hohen Pappeln; um den Bach herum vor dem Hause des langen Rebi vorbei, den wir mit seiner Ehehälfte schreien und keifen hörten, und wir standen vor der Thür, aus der die Muhme und die Geschwister an unsern Hals stürzten. Hinter mir lag zwar ein schöner Sommer — ach, der schönste meines Lebens — hinter mir, weit entfernt, stand zwar des guten Herrli freundliche Gestalt und sein liebliches Häuschen voller Kinderfreuden und Kinderwonne und vor mir lag die Qual der Schulstube und das Gespenst des Langen — aber ich war ja wieder in der Heimath, die Geschwister jauchzten um mich, die alte Muhme sprang wie ein Kind um mich herum, in die Hände schlagend vor lauter Verwunderung, daß ich so groß und so hübsch geworden und so gelenk und rührig, ganz anders wie vor dem kurzen halben Jahre. Die Geschwister zogen mich an den Armen nach dem Hofe, um mir die prächtige, kleine Laubhütte zu zeigen, die auch sie gebaut hatten, dann wateten wir durch Linden- und Pappelblätter, die von den Bäumen schon abgefallen waren und welk auf der Erde lagen. Mir war Alles neu und doch bald wieder das Alte. Am Abend ward früh Licht angesteckt, denn es waren ja Halbfeiertage, ich mußte der Muhme vom Herrli erzählen, sie ward nicht müde zu fragen, denn Herrli war das Götterbild der ganzen Familie. Der Vater saß am Ofen, in dem schon ein freundliches Feuer brannte, denn es wird hier früher kalt als in der Ebene. Er las mehrere Briefe, die während seiner Abwesenheit angekommen waren. Da öffnete sich die Thür und herein trat ein Mann, den mein Vater mit großer Freude begrüßte. „Seid mir in Gott willkommen, Bachur Jossel," rief er ihm zu, „ich habe mich, das weiß Gott, den ganzen, schlechten Weg auf Euch gefreut. Friede mit Euch!"

Mit Euch sei Friede! erwiederte der Mann. Schon dreimal habe ich die Muhme gefragt, ob Ihr noch nicht heim seid, ich war schon auf dem Hügel beim Hause des Rebi und habe durch meine Brillen nach der Gegend geschaut, wo Ihr herkommen mußtet. Gott! was habe ich Euch bedauert und das Kind bei dem schlechten Wetter und dem miserabeln

Wege unterwegs zu sein. Gottlob, daß Ihr hier seid. Ich habe den ganzen Tag mit Lesen und Lernen zugebracht, daß mir's in den Augen drückt, die Abende werden schon lang und zu wem soll ich hier gehen?

„Setzt Euch nur gleich zu mir, Bachur, es ist behaglich warm, ich habe Euch Grüße zu bringen vom Herrli, dem ich viel von Euch erzählt, auch von Eurem Vetter in Weinbach und von Hirsch Strutzberger."

Aber der Bachur hatte schon seinen Blick auf mich gewendet. Er näherte sich mir, hob mich in die Höhe und sah mir scharf in die Augen. „Das ist also, lieber Freund, Euer herziges Jüngelchen, das Ihr wieder vom Herrli geholt und nun hier behalten wollt. Freund, ich sehe es aus den Augen des Knaben, er wird gut werden „ein Zweiglein aus dem Stamme der Redlichen," wie der Prophet sagt, „ein grünes Reis ist Josef," er wird werden ein „Baum, gepflanzt an Wasserbächen, der seine Blätter nicht zu früh abwirft."

„Gebe das Gott," sagte der Vater, „fast möchte ich zweifeln. Er hat mir gleich in diesen Tagen viel Kummer und Verlegenheit bereitet."

Der? fragte der Bachur, das Wort lang ziehend.

„Ja, er. Denkt Euch, er ist am Festtage zu Dimmenweiler in einen Baum gestiegen und hat den Knaben Buchekern zugeworfen. Die eilten schnell davon und erzählten es den Leuten. Nun denkt Euch den Lärm und das Aufsehen, die solche That veranlassen mußte."

Der Bachur schüttelte den Kopf. Er stellte sich vor mich und redete mich an: Eine solche That hast Du verübt, Jüngelchen, und Dimmenweiler steht noch auf dem alten Fleck? und die Synagoge ist nicht eingestürzt und hat den alten Fleischscharrn mit dem Kellerbad begraben? und Reb Hirsch Strutzberger, den ich bei der Kunde hätte sehen mögen, wie er Schaum spritzte, wie das tobende Meer, und wie sich die Warze blutroth erhob auf seiner Nase, verleiht noch auf Pfänder und singt noch Büßerpsalmen und lebt überhaupt noch? O, mein Sohn, warum hast Du die Buchekern heruntergeworfen und hast sie nicht in die Tasche gesteckt, dann hätten die Knäblein auf Dich gewartet bis Du heruntergekommen und hätten Dich wie einen Helden nach Hause begleitet, hoffend auf die Vertheilung der süßen wilden Früchte und Keiner hätte dich verrathen. Warum willst Du überhaupt in Israel so hoch steigen, dummes Kind, da brechen die Zweiglein ab und die faulen Aeste, auf denen Du in

die Höhe steigst, und hätte Dich gar der christliche Förster des Grafen betroffen, es wäre Dir noch schlimmer ergangen, als bei dem Strutzberger.

Ich sah verwundert, aber vertrauensvoll zu dem Mann hinauf und wußte nicht, was ich aus seiner Rede machen sollte. So viel merkte ich, so schlimm wie Hirsch war er nicht. Mein Vater lächelte zwar, aber es schienen ihm die Worte des Bachur nicht ganz zu gefallen.

„Was noch das Schlimmste ist," meinte er, „er soll auf dem Baume ein Lied aus der Kirche gesungen haben."

„Singen kannst Du auch, mein Bube, o sing' mir vor, was Du gesungen hast." Zögernd sah ich mich in der Stube um. Aller Blicke weilten freundlich auf mir. Nur der Vater sah ernst aus, aber der Bachur schien eine solche Gewalt über ihn zu haben, daß er schwieg und mich ruhig ansah. Deshalb faßte ich Muth und begann mein Lied: Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt u. s. w. Mit stillem Entzücken hörte mir Bachur Jossel zu.

Nun, Freund, redete er den Vater an, was ist mit dem Liede? Ist es nicht schön? Ist es so verschieden von dem, was wir selbst fast täglich singen und beten. Sagt es etwas Anderes, als: „auf allen deinen Wegen trau' auf ihn und er wird dir deine Bahnen ebnen;" oder „Herr, mach' mir deine Wege kund, deine Pfade lehre mich." Ich kenne das Lied. Wißt Ihr, von wem es ist? Es ist von einem Prediger, der fromm wandelte vor Gott und mit den „Frommen aller Völker der Welt Antheil haben wird an der künftigen Seligkeit," weil er aber nicht so lehrte, wie er sollte, verwies ihn der Churfürst von Brandenburg des Landes und stieß ihn hinaus mit Weib und Kindern aus seinem Pfarrhause. Wie er nun in der Herberge lag und die Mutter mit dem Säugling an der Brust verzweifeln wollte, da dachte er: „Vertraue auf den Herrn mit deinem ganzen Herzen," und „Wälz' nur auf ihn deinen Weg, und trau auf ihn, der wird's vollbringen, er führt dein Recht wie Licht herauf, wie hellen Mittag dein Gericht," und setzte sich hin und schrieb das Lied und faßte Muth. Auch sein Weib tröstete sich. Und wißt Ihr nun, was Gott gethan? In dem Augenblick klopft es an's Thor der Herberge, es waren Reiter vom Herzog von Sachsen. Der hatte von des Mannes Noth und Verfolgung gehört, ließ ihn in sein Land bieten und setzte ihn ein mit

großer Ehre und friedlichem Auskommen. Das ist also so was gar Schlimmes, daß Euer Kind das Lied gesungen?

Er frug mich, wo ich denn das Lied gehört hätte. Ich erzählte ihm nun aufrichtig und durch seinen Beifall gehoben, wie ich es in der Kirche zu Weinbach gehört und mir gemerkt habe. Er wunderte sich nur, daß durch einmaliges Anhören es sich so tief in mein Gedächtniß geprägt, obgleich natürlich manche Wortversetzung vorkam.

Und was wollt Ihr, sagte er jetzt zu meinem Vater, mit dem Kinde beginnen? Soll es hin zum langen Rebi, in seine Schulstube, sich das Kinderherz zerdrücken lassen und seine Jugend morden? Freund, mit jedem Schrecken, den das Angeschrei des ungezogenen Mannes dem Kinde giebt und der die zarten Glieder zusammenbeben macht, mit jedem Schlag, den er ihm in dies Angesicht, den Spiegel göttlicher Menschenwürde, versetzt, wird eine Blüthe in der unsterblichen Seele, die der Hauch ist der nie vergehenden Liebe Gottes, zerknickt — werden die Blättchen von dem Baume der Erkenntniß und des ewigen Lebens abgestreift. Freund, Ihr armer Jude, Ihr könnt Eurem Kinde wenig geben und doch so viel entreißen! Nimmermehr darf mir der Knabe zum langen Rebi. Wollt Ihr ihn mir zum Unterrichte geben? Ich will sehen, was ich aus ihm machen kann.

Während der Mann dies sprach, hatte sich seine sonst nicht große Gestalt wahrhaft gehoben, sein Gesicht glühte, seine Augen leuchteten und wurden naß, er stand mitten in der Stube und schlug zu wiederholten Malen die Schöße des weiten Oberrockes, in welchen er gekleidet war, übereinander. Die übrigen Bewohner hörten verwundert zu. Mein Vater saß noch neben dem Ofen mit vorgebücktem Körper, das Kinn mit der angestemmten Hand stützend, an der Thür blieb die Muhme stehen, die eben hinausgehen wollte, um Kaffee zu kochen, sie ließ die messingene Wasserkelle sinken und sah bestürzt auf die Männer, denn sie konnte nicht begreifen, wie der lange Rebi auf einmal dazu gekommen sei, die Kinder morden zu wollen und wie man einen so gefährlichen und verrückten Kerl noch auf freiem Fuße lassen könnte, ihre Lippen bebten, bis sie still ausrief: Gott erbarme sich, was muß man hören! Meine Geschwister saßen im Winkel auf einer Bank, ich aber stand vor dem Bachur, jedes Wort

fiel wie ein Thautropfen auf mein geängstetes, dürstendes Herz. O, dachte ich, das ist ein Mann wie mein Herrli, und doch noch anders gut.

„Bachur" sagte mein Vater, „Ihr seid ein gar wunderlicher Mann. Klug werde ich nicht aus Euch, aber lieb muß ich Euch doch sehr haben. Ich kann mir nicht Alles erklären, was Ihr wollt, was Ihr sagt, was Ihr thut, und doch verstehe ich mich so halb und halb darauf. Anders ist es mit Euch als mit vielen unserer Lehrer und Gelehrten, wenn sie heimkehren von den großen Schulen und die Männer des Gesetzes gehört haben. Aber soll ich sagen schlechter? Gott bewahre, es scheint mir besser. Was thut Ihr Böses? Nichts. Ihr befolgt ja alle unsere Vorschriften. Ihr möget immerhin den Knaben lehren, Ihr werdet keinen Zweifler und Abtrünnigen aus ihm machen, denn Ihr seid selbst keiner. Aber nun, Muhme, besorge uns Kaffee, du weißt, der Bachur Jossel ist ein Freund davon."

Bachur Jossel war der Sohn eines Prager Schuhmachers. Es war eine Lieblingsunterhaltung des Bachur, von seiner Kindheit und Jugendzeit zu erzählen. Er war ein Knabe von acht Jahren, als im Anfange des zweiten schlesischen Krieges jene Erstürmung der Prager Judenstadt von kaiserlichen Soldaten erfolgte, die Hunderten der Unglücklichen das Leben raubte, die Meisten in die bitterste Armuth und die fürchterlichste Noth versetzte. Aber noch schrecklicher war für die Juden Böhmens das bald darauf ergangene Decret der jungen Königin Maria Theresia, wodurch sämmtliche Israeliten aus dem Lande verwiesen und binnen kurzer Zeit die Stadt zu räumen angehalten wurden. Wenn der Bachur auf die Schilderung des Elends, der Bestürzung, der Rathlosigkeit, die damals seine Landsleute und Glaubensgenossen betroffen, kam, wenn er die Einzelnheiten jener Lage beschrieb — dann erglühte er bald im Zorn und seine Stimme wurde wie der Donner, der von den Bergen durch das Thal hallt, bald ergoß er sich in elegische Klage und sein Mund lispelte unter Seufzern der Brust vom Drangsale der Menschheit. Sein Vater aber war ein praktischer Mann, der nicht umsonst in seinen Gesellenjahren Deutschland und Polen durchwandert hatte. Er wartete nicht darauf bis das Geld der Judenschaften die hohen Dränger zur Milde gestimmt und bis die Gesandten der Mächte England und Holland den Widerruf des furchtbaren Decrets vermittelt hatten. Wir sollen fort, sagte der

Schuster, weil wir für den jungen Preußenkönig spionirt haben sollen — er hat freilich an der Spitze seiner hunderttausend Krieger weder meiner ledernen Weisheit, noch der Gelehrsamkeit des Prager Rabbiners, noch des Pilpuls seiner Schüler bedurft, um Schlesien zu nehmen — aber da wir doch angeblich für ihn leiden, so will ich mein Felleisen von Neuem schnüren, meinen Schemel und meine Schusterkugel und Sabbathlampe verkaufen und, mein Josserl und mein Hannerl an der Hand und mein Weib zur Seite, nach Preußen ziehen. Wird mich der König Friedrich wohl wegjagen? — Das that nun freilich König Friedrich nicht, es thaten's nicht einmal seine Beamten, aber wo sich der Judenschuster niederlassen wollte, da erhoben die christlichen Meister ein großes Geschrei ob der nie erhörten Frechheit und liefen zu den Bürgermeistern und Amtsleuten mit ungestümer Forderung, dem Juden den Laufpaß zu geben, denn sie würden nun Alle mit Weib und Kind Hunger sterben und überhaupt die ganze Stadt zu Grunde gehen, wenn der Judenschuster hier Besitz des Dreifußes nähme und den Pfriemen schwänge. Es half also dem Vater Jossel's nicht sein Vertrauen zum großen Friedrich, Nichts seine Versicherung, daß er eben darum sein Vaterland hätte verlassen müssen, weil man ihn mit sammt seinen böhmischen Glaubensgenossen bezüchtigt hätte, der preußischen Sache gedient zu haben. Da raunte es ihm, wie Prophetenspruch in's Ohr: „Zeuch zu den Chittäern, Schuster!“ er verließ die Grenzen Borussia's und ging in eins der Fürstenthümer. Siehe da, er kam eines Abends auf dieser Wanderung in ein kleines Städtchen an, trat in ein Wirthshaus und versammelt war gerade in der Stube die ganze Innung seines ehrsamen Handwerkes. Die Wirthsstube hatte nun das Gute und Eigenthümliche, daß in ihr die Grenze zwischen Preußen und dem Fürstenthume verlief. Ein Pfeiler bezeichnete die beiderseitigen Marken, an dessen einer Seite der preußische Adler, an der andern der Löwe des Fürstenthums befestigt war. Da nun die Schuhmacher in der fürstlichen Hälfte Rath und Sitzung hielten, so konnte sich der wandernde Jude ungestört im andern Gebiete niederlassen und zuhören. Da vernahm er denn, wie die ganze Innung voll Wuth und Ingrimm gegen den regierenden Bürgermeister, der ein geborener Schneider war, tobte, daß dieser den Jahrmarkt von dem Schusterplatze, wo er seit Gründung der Stadt gehalten wurde, nach dem Schloßplatze verlegt hätte, überhaupt

seit Jahren sich Eingriffe in die Rechte der Innung erlaubte, den Schmuggel mit Leder inhibirte und viele dergleichen Schandthaten verübte.

Von seinem Grenzposten aus — der für ihn kein verlorner werden sollte — horchte der Vater Jossel's auf die Reden und Anschläge der Genossenschaft, er vernahm, welche Pläne sie faßten, ihren Feind, den regierenden Bürgermeister, zu stürzen und eine neue Freiheit über das gedrückte Schuhmacherhandwerk heraufzuführen. Aber auch hier, — wie bei allen Rebellen der alten und neueren Zeit — entstand noch während der Bildung des Complottes Zwiespalt in ihren Reihen, doch war die rechte Seite hier ungewöhnlich schwach besetzt; sie bestand allein aus dem Altmeister der Innung, Namens Jordan. Er wollte sich nicht darauf einlassen, den Bürgermeister bei der Regierung zu verklagen und auf seine Absetzung zu dringen, er sah überhaupt den großen Schaden der Verlegung des Marktes nach dem Schloßplatze nicht ein, denn er wohnte dicht an demselben. Darob ergrimmte aber die ganze Rotte sehr, es kam zum Wortwechsel, zum Zank und Streit, Alle drangen auf den dissentirenden Altmeister Jordan ein, und ein junger, langer Kerl, von Branntwein und Geschrei erhitzt, versetzte dem kleinen Altmeister einen Schlag vor die Stirn, daß er betäubt am Fuße des Grenzpfeilers zu Boden sank. Es war ein entsetzlicher Lärm, aber als sie den Meister liegen sahen, rannten sie Alle davon. Da erhob sich Jossel's Vater von seinem Sitz, schritt über die Grenze und den liegenden Altmeister und rief mit aufgehobenem Stabe! „Mit diesem Stabe schreite ich über diesen Jordan und werde zu zwei Lagern werden." Er hob den Betäubten auf, setzte ihn auf einen Stuhl, übergoß ihn mit Wasser, forderte vom herbeigeeilten Wirthsmann Leinwand und Tuch, um die starkauflaufende Stirn zu verbinden, und als der Altmeister die Augen aufschlug und verwundert umherschaute, da mußte wohl diese Verwunderung noch größer werden, wie der Jude ihm den üblichen Handwerksgruß in's Ohr raunte, woran er ihn als braven Handwerksgenossen erkannte. Aber es war hier nicht viel Zeit zu verlieren, der wankende Altmeister wurde nach Hause gebracht, wo er Rausch und Schlag verschlafen sollte. Jossel's Vater hatte seinen Entschluß gefaßt. Am andern Morgen stand er im Hausflur des Bürgermeisters und verlangte Audienz. Sie wurde ihm ertheilt. Er stellte dem Herrn seine Lage vor und sein Begehr, im guten Städtchen Sammetloch, unter dem

Schutze eines erhabenen Fürsten und großherzigen Bürgermeisters, sein Handwerk zu betreiben. Das Haupt der Stadt sah ihn verwundert an und schüttelte den Kopf. Das wäre wohl fast eine unmögliche Sache, meinte er. Jossel's Vater ließ sich nicht einschüchtern. Er wußte ja, wie sich der Bürgermeister mit den Schustern stand. Er ließ einige Worte von den Gesinnungen fallen, die die Schaar der Fußbekleider gegen das großmüthige Haupt der Stadt hegte, und als dieser neugierig wurde, machte er sich gar kein Gewissen daraus, die Scene an der Grenze ausführlich zu schildern. Warum sollte er sich auch geniren, es war ja öffentlich genug geschehen und die Kunde von der Verletzung des Altmeisters würde ja nicht ausbleiben. Der Bürgermeister war gerührt von den Schicksalen des Juden, erbittert auf seine Gegner, Jossel's Vater bemerkte dies bald und seine Beredtsamkeit bot Alles auf, den Vielvermögenden für sich zu gewinnen. Ob auch hierbei das Versprechen mitwirkte, im Erhörungsfalle die sämmtlichen Füßchen der zahlreichen Kinderschaft des Vielvermögenden auf ewige Zeiten mit dem Bedarf an Stiefeln und Schuhen zu versehen und dabei nur die Lederkosten zu berechnen, das Flickwerk aber gänzlich gratis zu besorgen, das wissen wir nicht, wenigstens haben sich über diese geheime Clausel des Vertrages zwischen den contrahirenden Mächten keine Documente vorgefunden, sind am Ende wohl gar nicht aufgenommen worden. — Genug, der Bürgermeister maß mit großen Schritten sein Cabinet, in welchem er auf- und abging, seine Stirn legte sich in Falten, als kreuzten sich in seinem Gehirn verschiedene Gedanken, oder als wären noch gar keine vorhanden und es sollte erst zum Aufsteigen von Ideen gebracht werden. An der Seite der Thür stand der Schuster und gutmüthig reichte er dem Vielvermögenden, bei seiner jedesmaligen Ankunft und Retroversion an dieser Stelle, eine Prise Schnupftabak aus seiner hölzernen Dose dar, um durch dieses wehentreibende Mittel des Geistes den gedankenschwangern Bürgermeister und somit auch sich selbst baldigst zu erlösen. — Endlich hatte er es gefunden. Er setzte sich an den Schreibtisch und immer seliger wurde das Gesicht, jemehr sich der Kopf von seiner Bürde befreit fühlte und jemehr die schwarzen Zeichen auf dem Papier das Herz erquickten.

Was der Mann schrieb und woran er sich so sehr ergötzte, war nichts weniger als eine Bittschrift inclusive Bericht an den Landesfürsten selbst.

Er stellte demselben mit lebhaften Farben die Noth des armen Judenschusters vor, wie derselbe eigentlich um denselben großen Preußenkönig litt, für den auch Serenissimus in vielen Schlachten gekämpft und geblutet hätte, er setzte weitläufig auseinander, daß die Aufnahme eines solchen Mannes ein wahres Bedürfniß für Sammetloch wäre, denn leider fehlte es erstens den hiesigen Schuhmachern ganz und gar an allem Patriotismus, wie erst ein ärgerlicher Fall am gestrigen Abend genügend bewiesen hätte, zweitens wäre die Gilde übermüthig, durch die viele Nahrung, die die nahe Verbindung mit Preußen dem Orte brächte, so daß sie nur neues Schuhwerk machte und sich höchst ungern oder gar nicht mit dem Flicken des alten abgäbe — der Judenschuster, als wahrer Flickschuster ex professo, würde somit ein Wohlthäter für die Armuth und reißende Jugend des Ortes werden — und endlich fügte er diplomatisch hinzu, daß der Schutz des besagten Juden von Neuem der Welt den Beweis geben würde, wie das Licht der Aufklärung und der Duldung immer heller in diesem deutschen Reichsfürstenthume aufginge und das christliche Herz seines Monarchen die Menschen aller Religionen mit gleicher Liebe und Gnade umfaßte. So schrieb der Bürgermeister eine ganze Stunde lang, mundirte das Manuscript dann sorgfältig und stand strahlend vor Freude von seinem Sitz auf. „Hier", sagte er zu Jossel's Vater, „ist eine Supplik an unsern gnädigen Fürsten, in meinem Namen und, wie Er sah, von mir selbst verfaßt. Aber Er muß sie selbst abbringen und übergeben, denn geht es erst durch Regierung und Kammer, dann hat es lange Wege, dann werden zuvörderst die Schuster gefragt, und die werden sich hüten, Euch aufzunehmen. Er muß es bei seiner Durchlaucht gut machen und eindringlich sprechen, versteht Er mich, da Ihm ja der Schnabel recht gewachsen ist, sieht Er! Aber noch Eins." — Er klingelte und befahl dem eintretenden Polizeidiener, den Altmeister Jordan herzubescheiden. Bald kam dieser, mit dem gestrigen Verbande noch um die Stirn an, und war nicht wenig erstaunt, seinen Retter und Chirurgen hier zu sehen. Zwar runzelte er die geschwollene Stirn, als ihm der Bürgermeister die Absicht des böhmischen Judenschusters eröffnete und ihn bat, das Gesuch mit einem Attest zu bekräftigen, daß ihm, dem Altmeister, die Niederlassung des Juden zweckmäßig schiene, zwar meinte er, er könne solchen Tort doch unmöglich dem Gewerke thun, obgleich dies

sich gestern sehr gegen ihn vergangen habe, aber das Runzeln der Stirn war doch noch zu schmerzhaft, um seinen Groll über die erfahrene Unbill nicht aufzuwecken, und seine Meinung wurde beträchtlich durch das biedere Entgegenkommen des Böhmen und durch das freundliche Anerbieten gemäßigt, ihm treulich im Gewerke beizustehen und bei Ueberfluß an Arbeit billig und rasch auszuhelfen. Das Attest wurde ausgefertigt, die drei Verschworenen trennten sich, nicht ahnte die Innung, welches Gewölk sich am Horizonte aufthürmte.

Jossel's Vater ließ Frau und Kinder im Gasthof „zur Grenze" zurück und machte sich auf nach der sieben Meilen entfernten Haupt- und Residenzstadt. Es war freilich an einem Fasttage, am zehnten Tage des Monats Tebet, an welchem Tage vor Zeiten die Belagerung von Jerusalem ihren Anfang nahm, aber der Bürgermeister hatte dringend darauf bestanden, daß er sofort abreise, ehe noch der Altmeister es der Frau Altmeisterin u. s. w. mitgetheilt hätte, und so mußte der Schuster gehorchen. Mit großen Schritten eilte der riesige und starke Mann bei starker Januarkälte und schneidendem Nordwinde, der ihm das frische, männliche Gesicht noch mehr röthete, über Berg und Thal, durch Städtchen und Dörfer. Er hatte einen derben langen Knotenstock in der Hand, die hohe Pelzmütze auf dem Kopfe war vom Reife des Himmels garnirt, der Rock war nicht zerrissen und hielt warm, er reichte bis an die Knöchel und war sehr weit und ohne Taille und Knöpfe durch einen Gurt zusammengehalten; eine rothe Tuchweste ging bis über die Mitte des Leibes und begegnete fast über den grünen, manchesternen, kurzen Hosen den langen, wasserdichten Fischerstiefeln. Eilig, wie gesagt, schritt er fort, wenig achtend der schönen Winterlandschaft, der schneebedeckten Berge, der immer grünen Wäldchen; er dachte an die Belagerung von Jerusalem durch den Tyrannen Nebukadnezar ein Mal, und durch den Bösewicht Titus das andere Mal, dann wieder an sein Weib, seinen Josserl und sein Hannerl, die einsam in Sammetloch säßen und auf ihn harrten, er dachte an das große Werk, was er vor hatte, an die Schwierigkeiten, die ihm bevorstanden, an die Rede, die er dem mächtigen Fürsten halten wollte, von dessen Herzen und von dessen Lippen sein und seiner Familie Schicksal abhing, er dachte an die vier Gulden, die noch sein einziges Vermögen ausmachten und mit denen noch so Großes und so Vieles zu bestreiten

war; er dachte endlich an gar Nichts, als an seinen fastenden Magen und an den, der ihm zu fasten und zu leiden und zu arbeiten gebot, der aber auch speisen, heilen und helfen konnte und — gewiß würde. Die kalte Luft und das helle Wetter erheiterten auch sein Gemüth. Er war mit sich zufrieden. Es steht ja im Talmud: „Lerne ein Handwerk.“ Das hatte er gethan. „Erwirb dir einen Freund!“ Er hatte auch deren zwei am Bürger- und Altmeister gewonnen. Es steht in der Schrift: „Vertrau' auf Gott!“ und wahrlich daran fehlte es ihm nicht, er zweifelte fast nicht am Gelingen seines Vorhabens. Das hatte er ja schon beim Uebergang über die Grenze und den Jordan laut verkündet. So kam er an's Thor der Hauptstadt. Es war schon sehr spät am Abend, er meldete sich beim Thorschreiber und zeigte seinen Paß. „Ist Jude,“ rief ihm jener zu, „und zahlt einen halben feinen Gulden Leibzoll*).“ Mit den vor Frost erstarrten Händen zog er das lederne Beutelchen, bezahlte seinen Zoll und wollte weiter in die Stadt. „Das geht nicht,“ kreischte ihm der Zöllner entgegen, „Er bleibt vor dem Thore im Judenhekdisch.“ Vergebens stellte ihm der arme Mann vor, daß er nothwendige Geschäfte in der Stadt hätte, daß er den Fürsten sprechen wollte. Er wurde ausgelacht. „Seine Durchlaucht, unser gnädiger Herr,“ sagte der Zöllner, „wird sich wohl mit einem Betteljuden in Gespräche einlassen, da kommen andere Leute nicht vor.“ Was half es dem alten Jossel, daß er unter Bitten und Betheurungen dem gestrengen Herrn Thorschreiber ein Geldstück in die Hand drückte. Er warf es ihm vor die Füße. „Mit Eurem Bettel- und Sündengelde wollt Ihr Juden Alles durchsetzen und dennoch würde die Vorsteherschaft der Judengemeinde am Aergsten wüthen, wenn ich ohne ihr Gesuch einen Kerl, wie Er ist, in die Stadt lassen wollte.“ Auch das Vorzeigen des bürgermeisterlichen Schreibens diente zu Nichts. Das wollte der Zöllner ihm gar abnehmen und in das Schloß schicken. Lieber aber wollte Jossel's Vater in's Hekdisch gehen, wohin ihn auch sofort ein Bettelvogt führte. Das einstöckige, halb verfallene und elende Haus lag nicht weit von der Stadtmauer in der Nähe eines Föhrenwaldes, der

*) Leibzoll wurde von reisenden Juden erhoben, als wären sie Vieh. In Frankreich wurde derselbe 1784 aufgehoben, in Preußen 1787 von den einheimischen Juden. In den kleineren deutschen Staaten erst unter der Fremdherrschaft.

beinahe bis dicht an die Stadt reichte. Das Haus war also die Herberge, wo reisende, arme Juden ein Unterkommen fanden, ja suchen mußten, da ihnen die Wohlthaten der Gemeinde hier herausgebracht wurden; es war aber auch Kranken- und Siechenhaus, wo unbemittelte Kranke der Gemeinde verpflegt und geheilt oder nicht geheilt wurden; es war auch Irrenanstalt für wahnsinnige Juden; es war auch Armenhaus der Gemeinde; es war endlich — die Pforte zum Gottesacker, denn hinter ihm lag der große Kirchhof mit unzähligen Gräbern und Leichensteinen, die die Gebeine der seit Jahrhunderten in der Gemeinde entschlafenen Juden bedeckten.

Man denke sich die verschiedenen Unglücklichen in den engen Räumen, ohne Abtheilung und Ordnung neben einander gedrängt, die Unsauberkeit, die hier neben dem Elend zu Hause sein mußte, und man wird einen annähernden Begriff von dieser und anderen Anstalten der Art haben, welche die Juden „Geheiligtes" nannten, welches „Geheiligte" wieder sprüchwörtlich zur Bezeichnung jeder unsaubern Wirthschaft gebraucht wurde!

Es war noch gut, daß der Castellan und Schloßhauptmann dieses jüdischen Hôtel de Dieu, dieser Charité und Salpetrière ein wackerer, fleißiger, wenn auch harter Mann war, der sich wirklich bestrebte, Ordnung und Reinlichkeit zu erhalten, aber was half es ihm bei den täglich neu eintretenden und fortwandernden Gästen? Er war aber nicht blos Herbergsvater und Lazarethinspector, Todtenpförtner und Todtengräber, er war auch der erste Custos der in der Stadt liegenden Synagoge, in der er täglich zwei oder drei Mal erscheinen, sämmtliche Leuchter und Lichter in Ordnung und blank und hell halten mußte; er war auch Rathsdiener des Vorsteheramts, der vor dem Sessionszimmer der Aeltesten oder Rabbinen Wache zu halten, auf den Ruf der Präsidentenglocke zu erscheinen, Mitglieder zu bescheiden, kurz alle Wege zu laufen hatte; er war auch Executor, schuldige Beträge einzuholen, er war endlich — Zerber. Was ist das? werden viele Neuere fragen, die vielleicht erschrocken an den Cerberus der griechischen Fabel denken und unsern Aemteraccumulator für einen wahren „Höllenhund" erklären. So ist es aber nicht. Der Zerber (wahrscheinlich vom lateinischen servus, servarius) ist der — Tafeldiener, der auf Hochzeiten und Gastgelagen die Tafeln fein deckt und

servirt, die Speisen reicht und als stummer maître de plaisir für alle Bequemlichkeiten sorgt. So kam es denn, daß derselbe Mann an der Wiege des Kindes stand, die Tische und Stühle zurecht rückte und die Gäste bediente, wenn der Säugling aufgenommen wurde in den blutigen Bund Israels, dann wieder über den frohen Bräutigam und die blühende Braut den Traubaldachin am Altar der Liebe erhob und ausbreitete und endlich in weiten, schwarzen Mantel gehüllt, den Trauerzug eröffnete und still und feierlich vor der Bahre einherschritt, auf der man den zerfallenden und zerfallenen Tempel der Seele, aus dem eine höhere Hand die ewige Lampe nach den Sternen versetzt, hinaustrug nach dem ewigen Hause der Welt, nach dem Bet-Olam. Und hier war der Zerber wieder Todtengräber, hob mit dem Spaten die Erde, zerschnitt die Brettlein, bedeckte den Hügel mit Rasen und wußte oft einzig und allein nur, nach langer Zeit: hier schläft der und der, bei dessen Geburt, Hochzeit, Tod und Leichenbegängniß ich gewesen und — Geld verdient habe. Man sollte wohl glauben, der Mann hätte sich mit den vielen Aemtern und Bedienungen begnügen können; er hätte es vielleicht auch gethan, aber zu den esoterischen Functionen wurden ihm noch exoterische aufgedrängt. Er war — man denke — auch fürstlicher Wildpretinspizient und Schaffner für die hohe und niedere Jagd! Man weiß nicht, wie er dies geworden war, aber er stand bei dem alten Fürsten in sehr hohen Gnaden. So oft der Fürst nämlich in dem großen Föhrenwalde jagte, mußte der Judenherbergsvater mit seinen Söhnen folgen, genau merken, wo das erlegte Wildpret falle und für dessen Wegschaffung und Spedition in's Jägerhaus Sorge tragen.

Da dies fast immer in den frühesten Morgenstunden geschah, so that der fürstliche Dienst den übrigen Amtsverrichtungen keinen Eintrag. — Nur die weise und gütige Lenkung der Vorsehung hatte daher unsern Schuster wider Willen in die Judenherberge geführt; ihn, den Fürsten, in dessen Residenz einzukehren man ihm verbot, dessen Schloß er nicht zu betreten wagte, sollte und konnte er hier, vor den Pforten der Herberge und des Kirchhofes, sprechen. Man sagte ihm, daß am frühen Morgen, wohl um drei Uhr, der Fürst zur Jagd reiten und an die Pforte des Wildschaffners klopfen würde, dann sollte er flugs sich vor die Durchlaucht stellen und seine Bitte anbringen, in der Stadt würde dies ganz unmög-

lich sein. Der Böhme konnte nicht schlafen. Hätte er auch nicht gefürchtet, den Termin zur fürstlichen Audienz zu versäumen, hätte er auch keine Angst gehabt, bald vor dem Allgewaltigen zu stehen, der freilich nicht wie der Gott des Psalmisten „Herzen lenkt wie Wasserbäche," doch als Gott der Erde oft Wasserbäche lenkte nach seinem Herzen, hätte auch der nahe Kirchhof, auf den man durch's Fenster der Schlafstätte sah und auf dessen Hügel und Steine der Mond sein zitterndes Licht warf, ihn nicht mit den Schauern des irdischen Untergangs und einer über diesen dahinbrausenden Geisterwelt erfüllt — dies Alles wäre vielleicht der großen Ermüdung von einer siebenmeiligen Fußreise in der Winterkälte gewichen — aber seine nächste Umgebung ließ ihn nicht ruhen. Neben ihm lag auf einem durch die beständige Unruhe des Inhabers zerwühlten Lager ein wahnsinniger Mann. Der Mond beleuchtete sein blasses Angesicht, die fahlen Lippen und das schwarze, ungeordnete Kopf- und Barthaar. Er war der Sohn armer Eltern und hatte durchaus ein gelehrter Talmudist werden sollen. Dazu hatte er aber keinen Kopf, seine Zirbeldrüse — nach einigen Physiologen der Sitz des Geistes — auf dem Türkensattel im Gehirnkasten vermochte nicht die heterogene Materie der vielen Folianten aufzunehmen, noch dazu, da ihr kein frisches, kräftiges Blut zugeführt wurde — denn was konnte die kräftige Verdauung und die lebhafteste Assimilationskraft aus dem mit Oel bestrichenen harten Schwarzbrod für Blut — des Fleisches Leben, nach der Schrift — schaffen? So wurde der Geist immer stumpfer und schartiger, statt durch den talmudischen und midraschischen Stahl geschärft zu werden, man merkte dies zu spät und gab endlich dem Unglücklichen, da er in der Gelehrsamkeit verkommen war, ein Bündel Band und baumwollene Tücher in die Hand, um sich zu ernähren.

Dies ging auch mühsam eine Zeit lang, als aber die Landreuter ihm beim Hausiren sein Bündel confiscirten, da brach nicht nur der völlige Bankerott seiner Handlung, sondern auch seines Geistes aus, den nun die Nacht des Wahnsinnes umhüllte. Jetzt saß er unruhig ganze Nächte im Bette aufrecht, der Schuster hörte ihn unaufhörlich vor sich hinbrummeln und mit Fingerbewegung begleiten: „Von welcher Zeit an ruft man: „höre Israel" des Abends? Von der Stunde, wo die Priester hineingehen, von ihrer Hebe zu essen, bis zum Ende der ersten Nachtwache . . .

Ueber Davids Psalm! Bewahre meine Seele, denn ich bin fromm, sagen Rabbi Levi und Rabbi Isak; der Erste sagt: Der König fleht: Herr der Welt, bin ich nicht heilig? Denn alle Könige des Morgen- und Abendlandes schlafen bis zur dritten Stunde des Tages, ich aber stehe um Mitternacht auf, Dir zu danken . . . . ." Mit Unwillen in Geberden und Ausrufungen verlor er dann wieder die Spuren in dem Wirrsal des babylonischen Talmuds und rief bittend; „Herr Landreuter, gnädiger Herr Landreuter, lassen Sie mir mein Bündel, wie soll ich Nathan das Band bezahlen und meinem Tati (Vater) heute Abend das Oel zur Sabbathlampe bringen?" . . . . .

In einem andern Winkel des Zimmers lag auf einem Bette ein fremder Jüngling, er war von der Schlafsucht befallen und schlummerte schon fünf Tage, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen; mit gespanntem Blick saß der ihn begleitende Vater neben dem Bette und sah in das starre Antlitz die Minute des Erwachens erwartend. Aus einem Nebenzimmer erschallte das Geschrei eines Säuglings, den eine polnische Bettlerfrau mit sich auf dem langen Wege ohne Ziel und ohne Ende herumschleppte, aber desto stiller war es in dem andern Nebengemach, obgleich dies sehr bevölkert war. Hier schliefen nicht weniger als — funfzehn Jungfrauen. Man würde aber dem Lazareth- und Wildpretsinspector sehr nahe treten, wenn man glaubte, er hätte sich einen Harem gehalten und im Uebermuthe seiner einträglichen Aemter und Würden aus dem Hause einen salomonischen Serail gemacht. Ach, wer wußte besser, als er, der Todtengräber, daß Alles eitel sei unter der Sonne, und eher wäre er auf Salomo's Weisheit als auf dessen Thorheiten hingeführt worden. Nein! die fünfzehn Jungfrauen waren ehrsame, keusche, ordentliche Mädchen, große und kleine, schöne und häßliche, ältere und jüngere, meistens frisch und roth, Alle gesund und fromm. Es war eine Karavane, keine beduinische aus der Wüste Arabiens mit von Schätzen beladenen Kameelen, sondern eine fränkische Karavane aus dem Lande der Franken, Katten und Allemannen. Jährlich durchzogen solche jungfräuliche Karavanen das nördliche Deutschland unter Anführung eines Guardians, der sie, eine nach der andern, als Haus- und Küchenmägde vermiethete. Das Reich lieferte ein solches Contingent an die Juden in Sachsen, Preußen, Hannover u. s. w., womit sie nicht allein jene Posten in ihren Häusern

und Wirthschaften besetzten, sondern aus dem sie nicht selten eine brave und bewährte in's Brautgemach führten. Viele — ja die Meisten — unter ihnen pflegten ihr Glück im Norden zu machen und wurden manchmal reiche Kaufmanns- und Bankiersfrauen und erzogen dem Staate treffliche Söhne und anmuthige Zionstöchter, denn die Kreuzung der südlichen und nördlichen Racen hatte auch ihren physischen Nutzen. Der Guardian aber machte gute Geschäfte um's Miethgeld. Sie genossen eines gesunden Schlafes und störten den Schuster gar nicht.

Nach wenigen Stunden war es für diesen Zeit aufzustehen, der Augenblick der Entscheidung nahte. Er erhob sich mit dem Ausruf: „Ich flehe zum Herrn, der mir beständig zur Seite ist," hüllte sich in seinen weiten Rock und — paßte auf. Da vernahm man Pferdegetrappel, es wurde stark an den Laden eines Fensters geklopft und eine Stentorstimme rief: „Achaim, Achaim, komm heraus mit den Jungen. Was, Donnerwetter, Ihr Hundsfötter, bleibt Ihr lange, ich werde Euch Beine machen!" Aber Achaim mit seinen Jungen war schon zur Thür hinaus, die Todtenpforte öffnete sich und ein Arbeitsmann kam mit einer Karre an und hinter ihm ging eiligst der Schuster. „Guten Morgen, Achaim," sagte der Fürst, (denn er war es, nur von einem Stallknecht begleitet, Beide waren zu Pferde,) „es ist heute kalt, hast Du keine neue Spur von dem Keiler, den ich gestern verfolgte, zu Gesicht bekommen?" Er muß angeschossen sein, Durchlaucht, denn ich fand Schweißspür neben dem Bach, wahrscheinlich hat er im Dickicht beim Drommelteich verendet. Dort können ihn nur die Hunde fassen, denn es ist zu sumpfig und das Schilf zerschneidet die Beine. Während dieses Gesprächs nahte sich der Schuster dem Pferde, worauf der Fürst saß und hielt diesem das Schreiben des Bürgermeisters von Sammetloch entgegen. Jossel's Vater stand hier vor einem Fürsten, der der größte Kriegsmeister und tapferste Held seiner Zeit war. Er war es, der als einer der ersten Bildner des Kriegsheeres galt, das damals und später Europa mit seinen Thaten erstaunte, das durch Tapferkeit, Mannszucht und edle Sitte die Zierde und Rettung Germaniens wurde und, so Gott will, noch lange bleiben wird.

In seinem Aeußern war der Fürst rauh nach der Sitte seiner Zeit und besonders des Soldaten jener Zeit, aber dennoch war sein Herz nicht kalt und unempfindlich, besonders von großer Ehrfurcht gegen Gott und

tiefer Religiosität durchdrungen. Je nachdem der edlere oder rauhere Theil seines Selbst die Oberhand gewann, offenbarten sich schöne, oft erhabene, oder trübe, oft nur grausam scheinende, im Grunde aber mehr neckische Züge in seinem Leben.

„Wer ist Er und was will Er?“ donnerte er den Schuster an. Dieser, nicht erschrocken, denn man hatte ihn auf ein solches Willkommen vorbereitet und er war überhaupt der Mann nicht, der leicht in Furcht gesetzt werden konnte, brachte in kurzer Rede sein Gesuch an und schilderte seine Lage. Der Fürst lachte. „Was Teufel,“ sagte er, „in habe schon genug von Eurem Geschmeiß im Lande, mehr als meine Bürger und Bauern vertragen können, und nun wollt Ihr gar schustern und schneidern? Was wollt Ihr Alle hier? Geht nach Jerusalem!“

Das ist ein weiter Weg, Durchlaucht, erwiderte gutmüthig der Schuster, aber ich gehe mit, wenn Ew. fürstlichen Gnaden an der Spitze Ihrer preußischen Regimenter vorangehen wollen und unser Messias sein. Haben doch Ew. Durchlaucht schon als Jüngling den Türken hart zugesetzt.

„Weißt Du etwas davon, Jude?“

Was sollt' ich nicht wissen? Kennen wir Kaiserlichen doch Ew. fürstlichen Gnaden als Freund und als Feind. Mein Vater seliger hat den Kaiserlichen schon als Schuhflicker gedient, als mein gnädigster Herr bei Belgrad unter Prinz Eugenius gefochten.

In diesem Augenblick scheute, wer weiß durch welchen Zufall, das Pferd des Fürsten. Es bäumte sich hoch in die Luft und stieß mit dem Hintertheil gegen die Mauer des Kirchhofs, stolperte dann wieder, bäumte sich von Neuem, so daß der Fürst, obgleich er mit Macht des Thieres Meister zu werden suchte, wirklich Gefahr lief zu stürzen, oder gegen die Mauer gestoßen zu werden. Aber alsbald warf sich der Böhme dem Pferde entgegen, ergriff mit seinen langen, kräftigen Armen die Zügel, zog es einige Schritte auf eine ebene Stelle aus dem Bereiche der Mauer bis es schnaubend still stand. Der Böhme rettete vielleicht hier das Leben eines Helden, der wenige Monate später den Ausgang eines Feldzugs und das Schicksal eines Reichs in blutiger Schlacht, der letzten Kriegsthat seines Lebens, entschied. „Kerl,“ sagte der Fürst gnädig, „Du scheinst Courage zu haben. Schade, daß Du ein Jude und schon zu alt bist, die

Länge hast Du wahrhaftig, ein guter Gardemann zu werden. Gieb her Deinen Brief, Du sollst schustern in Sammetloch bis an Dein Ende. Lauf nur hin und sage es dem Bürgermeister."

Damit hatte die Audienz am Hekdisch ein Ende. Der Fürst gab seinem Pferde die Sporen und jagte in den Wald. Achaim mit seinen Jungen und dem Karren klapperten hinterher. Der alte Jossel aber sah gen Morgen über die Kirchhofsmauer, er erhob seine Hände hoch auf zum Danke gegen Gott, sprechen konnte er nicht, aber sein Auge weinte und die Thränen fielen in das bereifte Gras, welches der Winter an der Mauer überkümmerte. Lange richtete er seinen Blick nach dem Gottesacker, ach, er ahnte nicht, daß einst noch Enkel und Urenkel von ihm hier schlafen würden zur fröhlichen, gnadenvollen Auferstehung. Zwei Anmerkungen haben wir noch zu machen. Die erste: Der Schuster, der nicht ganz vom Aberglauben frei war, redete sich ein: es wäre nicht zufällige Sache, daß das Pferd des Fürsten hier scheu geworden; vor das Thier müsse sich von da drüben, vom Kirchhofe nämlich, etwas Geisterhaftes gestellt haben, das edle Roß merkte dies öfter als der Mensch und an Geistern konnte es hier nicht fehlen, er selbst hatte ja auf einmal große Beklommenheit gefühlt, obgleich er tapfer zugegriffen hatte und ein Huschen wie kalter Windeshauch vom Kirchhof her verspürt, da es doch still war und der Mond schien. Zweitens: Geschmeiß nannte der Fürst seine Juden und unter diesen seinen Juden war schon der Mann geboren (und damals schon ein Jüngling von fast 16 Jahren), der nicht allein ein Stern erster Größe für seine leiblich und geistig geknechtete Nation, sondern auch eine Zierde des deutschen Volkes, ein Muster an Weisheit und Tugend, ein Bildner deutschen Geschmacks und deutscher Sprache werden sollte. —

Unser Schuster ging nach Hause und umarmte freudevoll und selig sein Weib, seinen Josserl und sein Hannerl, stattete auch dem Vielvermögenden gebührenden und ausführlichen Bericht ab, der sich dessen sehr freute und sich und den Schuster bewunderte. Bald darauf kam der fürstliche Schutzbrief. Es ward dem Böhmen erlaubt ein Zeltenbewohner in Sammetloch zu werden, seinen Schemel aufzurichten und sein Handwerk zu betreiben. Dafür hatte er nur jährlich zehn feine Gulden Schutzgeld zu entrichten, und zu Martini eine fette Gans in die fürstliche Küche und eine weniger fette in das Amtshaus zu liefern, es war ihm dagegen

gestattet, beim Geldverleihen sechs vom Hundert zu nehmen. Er zahlte auch bis an sein Ende sehr pünktlich, nur daß er die fettere Gans ins Amtshaus und die weniger fette in die Küche des Fürsten zu liefern pflegte. Auf Wucher ließ er sich nicht ein, auch nicht zu sechs Procent.

Die Innung war sehr aufgebracht, aber nach wenigen Jahren war der Böhme ihr Rathgeber und mußte Manches bei seiner fürstlichen Durchlaucht für sie durchsetzen.

8.

Ein Testament — und Jossel? —

> Er war mit König Friedrich's Macht
> Gezogen in die Prager Schlacht,
> Und hatte nicht geschrieben,
> Ob er gesund geblieben.
> Bürger.

Bevor ich aber meinen Jossel auftreten lassen und seine Laufbahn beschreiben will, muß ich die des Schusters zu Ende führen. Es ist hier zu bemerken, daß dieser freilich nun die Erlaubniß, sein Handwerk in der Stadt Sammetloch zu betreiben auf geradem und ungeradem Wege erlangt hatte, aber keineswegs durfte ihm als Jude das volle Meisterrecht ertheilt werden; er wurde vielmehr Freimeister, das heißt er konnte für seine Person so viel arbeiten als er wollte und konnte, aber Gesellen durfte er nicht setzen. Das kümmerte ihn aber nicht, er legte sich bald auf — Speculation. In der Nähe lag ja die berühmte Universitäts- und Handelsstadt H. Hier war zugleich das Regiment seines Fürsten in Garnison. Nach einiger Zeit trat er wieder vor die Durchlaucht, die ihn wie späterhin öfters mit dem gnädigem Ausruf: „Da ist ja der Judenschuster aus Sammetloch!“ empfing, und wußte es durchzusetzen, daß ihm alle abgetragenen Schuhe des Regiments überlassen wurden; dieses abgerissene und durchlöcherte Kommißgut restaurirte er mit Fleiß und Ausdauer; seine mächtigen Hände schränkten sich Tag und Nacht um die zerschlissene Fußbekleidung der Krieger von Hohenfriedberg und Kesselsdorf; in verjüngter Gestalt hervorgehend, wurde sie ein wohlfeiles Montirungsstück für die Bauerknechte und Bergleute der Umgegend. Jossel's Vater fand seine Rechnung dabei. Er erwarb Geld, er konnte

armen Mitmeistern mit Gesellen zu thun geben, kurz, „der Mann ward immer größer und größer, bis er sehr groß war.“ — So breitete sich eine angenehme Behaglichkeit um ihn her, bis das Unglück wieder kam und zwar diesmal recht eigentlich als „gewappneter Mann.“ Eine Schaar Kroaten fiel im siebenjährigen Kriege in das Städtlein ein und plünderte und raubte. Der alte Joſſel war gerade mit seinem Weibe und seinen Kindern zur Sabbathsfeier im Tempel und als sie nach Hause kamen, da war der größte Theil seiner Habe schon die Beute der wilden Horde. Kisten waren aufgebrochen und das schöne Leinenzeug fortgenommen, Schränke gesprengt und silbernes Geräth und Geld entwendet, der ganze Vorrath von Schuhen und Stiefeln war weggetragen, selbst die Hausgeräthe hatten die Wuth der Krieger von der Donau erleiden müssen und lagen zertrümmert umher. Das Weib heulte jämmerlich und zerriß sich das Haar. Der Schuster aber rannte stillschweigend und ruhig eine Treppe und noch eine nach dem obersten Boden hinaus, öffnete eine geheime Truhe, in der er einen Nothpfennig sehr heimlich bewahrte, kam freudig wieder herunter und zählte seiner Frau zehn feine Gulden vor. „Hier sind noch die zehn Gulden, Weib,“ sagte er, „die Du mir als Morgengabe und Aussteuer brachtest, als wir uns in Prag verehelichten und da sind noch vier, mit denen wir hier anfingen, he, he, das Deine ist gerettet, nun verzweifle Du an Gott, ich nicht. Hier steht noch das Haus, das wir nicht mitgebracht haben, hier sind noch Betten, auf denen wir und die Kinder schlafen können, hier ist noch der Stab, mit dem ich über den Jordan geschritten, hier sind noch die gesunden Arme, die das Pferd des Fürsten gebändigt und Regimentsschuhe flicken können. Hörst Du aber nicht auf zu schreien und zu weinen, so laufe ich den Kroaten nach.“ Das Letztere war freilich ein argumentum ad hominem, dem sich die Frau unterwerfen mußte. Aber der sauer erworbene Wohlstand des Braven war doch zertrümmert und Alles ging den Krebsgang, nur nicht das unerschütterliche Vertrauen des Mannes. Der Fürst war bald nach seinem letzten Siege gestorben, das Regiment stand im Felde und legte seine Schuhe auf blutigen Schlachtgefilden und beschwerlichen Märschen ab, der Krieg und die falschen preußischen Groschen machten die Umgegend verarmen, das Weib verzehrte der Gram und sie starb. Der Schuster — eingedenk des talmudischen Satzes, daß man durch baldige

Wiederverheirathung nach dem Tode der Frau diese im Grabe ehre, indem man hierdurch das genossene Glück der Ehe beweise, — heirathete zwar wieder eine junge, rüstige, aber er wurde bestraft, daß er nicht die andere talmudische Vorschrift befolgte, welche abrathet, — seine Magd zu heirathen, denn das hatte der Wittwer gethan. Sie war aber eine böse, zänkische Dame, jüdische Xantippen sind um so lästiger, da das ängstliche und minutiöse Ceremoniell des Hauses zu gar vielen Streitigkeiten Anlaß giebt und sie daher — stets zu zanken haben, während die heidnischen es nur bei seltenen Ergüssen — man denke an jenen Erguß eines gewissen Geschirrs, den der weise Sokrates von der Erzmutter dieses Namens zu erdulden hatte — die christlichen beim gezogenen Besenstiel bewenden lassen. Hannerle wurde verheirathet und bekam viele Nachkommen, Söhne und Töchter, aber der Mann war ein Gelehrter und verstand weder zu handeln noch zu schachern, sondern saß den ganzen Tag über den Talmud und studirte die Rechte „von gefundenen Sachen", wie diese zu beurtheilen und zu vertheilen, und ob es erlaubt sei, gefundene Tefillim anzulegen oder nicht. Der Schuster mußte mit seinen schwächer werdenden Armen und mit seiner von der Wucht der Verhältnisse gedrückten und von den Schmähungen der jungen Xantippe durchstoßenen Brust auch für den Tochtermann — den er aber sehr ehrte, denn er war ja ein Gelehrter — und für dessen Kinder arbeiten. Jossel war in der Fremde und hatte nicht geschrieben, wie wir bald sehen werden. Da wurde das große Herz des Mannes — zwar nicht das in diesem Organ wohnende Gemüth, aber doch das fleischerne Gebälk und häutige Klappenwerk an demselben — immer enger und schrumpfte zusammen, die Brust wurde hohler und hohler, die fleißigen Hände verloren ihre Rührigkeit, die Augen flimmerten vor dem Lichte der Kugellampe, wenn er Abends und Nachts auf seinem Dreifuß saß, von dem er in eine trübe Zukunft schaute, aber arbeitete und zu Gott aufsah. Er fühlte den nahen Tod — denn er hatte ihm ja oft als barmherziger Bruder am Siech- und Sterbebette in's Auge gesehen — und machte sein Testament, das ich hier noch als letzte Reliquie seines Wander- und Stilllebens anführen will:

„Ich hinterlasse Euch wenig, meine Kinder, denn viel ist es nicht, was mir die Kroaten und das Alter gelassen haben, und das Wenige sollt Ihr ganz und gar meinem Weibe auf ewige Zeiten vergönnen, denn

was wollt Ihr auch mit dem Rumpelwerk! Auch wenn sie wieder freiet — und warum wird sie nicht — sollt Ihr ihr das Besitzthum nicht entziehen, auch dem Manne nicht, wenn sie stirbt, und er wieder freiet u. s. w. So werdet Ihr, und Eure Kinder nach Euch, werden eine unsterbliche, sich ewig verjüngende Eltern- und Großelternschaft vor sich sehen, die sich immer wieder von Neuem um die alten Truhen und den eichenen Tisch des alten längst verstorbenen Judenschusters erhebet. Darum kein Wort von einer Theilung und kein Streit, weder nach jüdischem, noch nach christlichem Erbrecht, bei Strafe, daß ich dort oben Klage erheben werde gegen Euch vor Dem, der, um gerecht zu sein, weder Martinsgänse noch sonst eines Opfers bedarf, sondern der da ist von selbsten gerecht und vollkommen und in's Herz schaut. Meines ist zwar jetzt eng und bedrängt und ich bitte ihn täglich um Luft, deren er doch so viel hat, aber dennoch wanket mein Vertrauen nicht, so wenig wie seine Liebe. Meine Bibel vermache ich aber meinem Jossel und mein großes Amsterdamer Gebetbuch in Quarto immer dem meiner Enkel, der es am Besten gebrauchen kann. Seht, ich habe wenig gelernt und ich bin immer nur ein sehr unwissender Mann gewesen, wie Ihr wisset, aber das Wenige, was man mir, ehe ich in die Lehre kam, mitgetheilt aus den heiligen Büchern, hat doch Stand gehalten mein ganzes Leben hindurch und war mir ein Anhalt in allen Lagen des Lebens. Freilich sagen unsere Weisen, daß kein Unwissender fromm sein kann, und ich mache auch keinen Anspruch auf den Titel eines Gelehrten und Frommen, aber da ich die Weisheit in Andern ehrte, besonders, wo sie sich mit Rechtthun paarte — nicht die Lehre ist der Grund, sondern die That — und da ich Gott über Alles setzte, über mein Herz und über mein Werk, so gehöre ich doch wohl, obgleich ein simpler Schuster — nicht zu dem Am-haarez, was Nichts weiter als Pöbel ist. Die Sprüche der Väter haben mir immer sehr gefallen und ich habe regelmäßig einen Abschnitt davon die Sommersabbathe hindurch gelesen, wie es Vorschrift ist, besonders aber auch darum, weil die darin enthaltenen kurzen Sprüche eine ganze Fülle von Lebenserfahrungen und Lebensweisheit enthielten, endlich auch deshalb, weil in ihnen der Schuster oder Sandalenmacher Johannes vorkommt, der neben seinem Handwerk auch etwas Studium betrieb, worin ich ihm nachzuahmen suchte. Seinen Ausspruch: Jede Versammlung, die in Gottes Namen vor sich geht,

wird bestehen, jede andere aber nicht, kann er so wenig aus Innungsversammlungen wie aus Landständen und dergleichen hergeholt haben, — denn es gab solche zu seiner Zeit noch nicht — aber merkt ihn Euch doch und folgt meinem Vorgänger und haltet Euch von allen Versammlungen, außer den gottesdienstlichen, fern, denn es wird meistens nur leeres Stroh gedroschen und Gott führt die Welt auch, wenn Ihr zu Hause bleibt. Wie aber jener weise Sandalar und seine Collegen, die Väter der Synagoge, will ich Euch noch einige Sprüche hinterlassen, die Ihr merken könnt, und Ihr könnt dann ebenfalls sagen: unser Vater, Levi Jossel, der Sandalar, pflegte zu sagen. Nämlich: Sprechet immer, wie Ihr denket, aber nicht, was Ihr denket. Ersteres thut jeder rechtschaffene Mann, Letzteres der Thor. Dann: Nehmet kein unbesoldetes oder sogenanntes Ehrenamt in der Gemeinde oder Stadt an, denn es sind die undankbarsten und mit vielem Aerger und Verfolgung verbunden, auch wird es immer welche geben, die klüger sind als Ihr, oder eine größere Ehre darin suchen; denen überlaßt das Amt. Und drittens etwas Gewöhnliches, aber sehr Wahres: Sehet allen Sorgen scharf in's Gesicht und dann geht ihnen zu Leibe; will es Gott, so ist das die beste Manier, sie los zu werden. — Ich freue mich, liebe Kinder, sehr auf mein baldiges Ende, das gewiß sanft sein wird, wie die Menschen zu sagen pflegen und immer in den Zeitungen steht, denn alles Ende muß sanft sein, wenn auch der Kampf noch so hart war. Ich freue mich, wie gesagt, sehr, aus vielen großen Gründen, wie sie uns der Glaube an die Hand giebt und einflößt, aber auch aus einigen kleinen. Erstens freue ich mich, daß ich — und das ist gewiß — dort mein Asthma los werde, wie der alte Doctor meine Krankheit nennt, und das Wasser von dem Herzen. Mein Gebet wird also sicherlich erhört werden, was ich seit geraumer Zeit alle Morgen aus dem Psalterverse aufsteigen ließ: Ein reines Herz erschaffe mir, o Gott, und einen anhaltenden Athem erneuere in mir! Dann freue ich mich auf Eure Mutter, die mir dort entgegenkommen wird, und komme ich ohne ihre zehn Gulden Aussteuer, so werden wir doch auch nichts brauchen, denn ich hoffe, da ich des Flickens doch hier müde bin, dort auf einen bessern Fuß zu kommen und werde obenein ohne Scheidebrief und ohne daß ich sie zu betrauern habe, mein zänkisches Weib los. — Ihr kennt das Bibelwort, ein zänkisches Weib ist

bitterer als der Tod — und komme wieder zu der besseren, die nur Thränen hatte für und um mich, und deren Kopfkissen feucht war vom stillen Weinen, wenn sie mich um Mitternacht arbeiten sah und meinen stöhnenden Hauch hörte, so oft der Pfriemen mit dem Drath durch die harte Sohle angezogen wurde. Ich verwies ihr das zwar immer, oft sehr hart, aber ich dachte: auch der König David hat es gesungen: mit meiner Thräne benetze ich mein Lager, warum soll es nicht einem Schusterweib begegnen? Endlich freue ich mich auf den alten Fürsten. Wenn er mich ansichtig wird im Himmelssaal, wird er gewiß ausrufen: Da ist ja mein Judenschuster aus Sammetloch. Ich aber werde dort ganz unverzagt mit ihm sprechen und ihn fragen, ob er schon sein Regiment gesammelt und einexercirt habe, um den Marsch nach Jerusalem blasen zu lassen. Noch Vieles behalte ich mir vor, was ich ihn fragen werde. — So lebt wohl und glücklich! Einen Leichenstein mit großen Buchstaben und vielen Worten, die die Tugenden des Entschlafenen preisen und nicht allein ihn, sondern auch jene über die Sterne heben, setzet mir nicht; entweder gar keinen oder einen sehr kleinen mit der einfachen Aufschrift: Hier liegt Levi Jossel, der Sandalar. Aber wenn Ihr oder Eure Kinder oder Enkel einmal zu Gelde kommt, so laßt einen neuen seidenen Vorhang vor die heilige Lade zu Sammetloch machen, denn der alte ist schon sehr verschlissen, und wenn gar Einer meiner Nachkommen reich wird, so soll er mit einer Schnur die Kirchhofsmauer in der Residenzstadt ummessen, wo ich in kalter Winternacht vor dem Fürsten gestanden und um einen Sitz in der großen Menschenwelt und — in dem kleinen Reichsfürstenthum zu Gott und dem Fürsten gefleht, und so viel Ellen die alte Mauer mißt, so viel Leinwand soll er ein Mal oder öfter oder gar jährlich in das Hekdisch zur Bekleidung der armen Kranken geben. Das aber vergeßt nicht und bestreitet es aus meinem Nachlaß, den Armen bei meinem Begräbniß 168 preußische Groschen zu vertheilen, denn so viel beträgt der Zahlenwerth der Buchstaben meines hebräischen Namens: Jehuda ben Josst. — Also ist mein Vermächtniß und mein letzter Wille."

Nach wenigen Monaten entschlief er wirklich sanft, denn in einer Ohnmacht entrückte ihn der Weltenherr der Erde und ihren Mühen. —

Der Erziehungsplan, dem der Schuster mit seinem Jossel folgte, war sehr einfach, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit. Es war natürlich,

daß ihn nicht realistische, philantropistische oder klassische Entwürfe durchkreuzten — wenn man auch damals schon von diesen Unterscheidungen und Tendenzen etwas gewußt hätte — er folgte seiner Weisheitsquelle, den Sprüchen der Väter, welche die auf- und absteigenden Altersstufen des Lebens mit bestimmten nicht allzu leichten Aufgaben versehen*).

Deswegen mußte Jossel nach zurückgelegtem fünften Lebensjahre die alte hebräische Bibel in die Hand nehmen und sich zum polnischen Lehrer der Gemeinde begeben, der wo möglich noch schlimmer war als unser aschkenasischer langer Rebi, denn er war ein Muster sarmatischer Rohheit. Jossel ließ sich aber nicht so leicht unterdrücken und einschüchtern. Er erzählte der Mutter von den vielen Hieben und Ohrfeigen, die er unverdienter Weise vom Polen erhielt, diese theilte es dem Vater mit und mit dem Schuster war in Bezug auf Recht und Gerechtigkeit nicht zu spaßen. Deshalb schloß er sich einst mit dem Polen in die Werkstatt ein, hielt ihm sein Benehmen gegen die Kinder vor, wartete ruhig seine Vertheidigung ab, und als diese schlecht und unbeholfen ausfiel, langte er einen derben Riemen vom Stiefelbrette und ließ den Polen Juchten riechen, obgleich er ihm noch nichts zu Leide that, sondern vielmehr die Bezahlung der alten Schuld auf die Zeit und Gelegenheit versprach, wenn von dem zitterndem Scholarchen eine neue contrahirt würde. Das half und Jossel wurde milder behandelt, wenn auch der Pole bisweilen in pädagogische Verzweiflung gerieth. Er nahm zu an biblischem und mischnaischem Verständniß, denn das hatte sein Vater gelobt: der Sohn sollte kein Ignorant bleiben wie er. Aber man würde sehr irren, wenn man die Toraschule für die einzige Bildungswerkstatt unseres Jossel hielte. Jossel hatte deren noch drei gefunden, die ich alle nennen und charakterisiren will. Die erste war die wirkliche Werkstatt seines Vaters. Wenn da Bauern, Knechte, Bergleute und andere Leute aus dem Volke kamen, so merkte der Knabe auf ihre Unterhandlungen und Unterhaltungen mit dem Vater, vernahm Ansichten, Erfahrungen, Urtheile, welche

---

*) Mischna Abot: Zu fünf Jahren die Bibel, zu zehn die Mischna (die Traditionen über das Gesetz), zu dreizehn: selbstständige Erfüllung der Gebote, zu funfzehn: Talmud (Gemara, Erklärung der Mischna), zu achtzehn: heirathen, zu zwanzig: das Himmelreich verfolgen 2c. 2c.
Anmerkung d. H.

sein Nachdenken erregten, sich tief seinem Gedächnisse und Gemüthe einprägten und ihn mit der Sinnes- und Denkungsart des Volkes vertraut machten. Die Schusterwerkstatt führte ihn in eine wirkliche, lebende Welt, während sein mischnaisches und späterhin talmudisches Studium beim Polen sich mehr um eine hypothetische drehte. Ein anderer Hörsaal war für ihn — die Spinnstube beim Amtmann, sie war von großem Einfluß. Dorthin nahm ihn die alte Magd seiner Eltern mit. Auch sie war einst den fränkischen Rekruten entnommen worden und hielt treulich beim Schuster aus in Freud und Leid, nachdem sie vor seiner Ankunft in Sammetloch zwei Herrschaften überlebt hatte. Es war eine treuherzige Seele, die alte Hodes. Sie war ein sehr willkommner Gast auf dem Amthofe, denn wenn sie mit ihrem Spinnrad ankam oder sich an den Tisch zum Federschleißen setzte, so waren alle Mägde gespannt auf die wunderhübschen Erzählungen und Mährchen, welche die alte Hodes an den langen Abenden vortrug, welche ihr in unerschöpflichem Strome entflossen, und die bald Sagen aus den Bergen ihrer Heimath, bald Verfolgungen ihres Stammes in der Zeit der Kreuzzüge, wunderbare Rettungen und dergleichen, bald Geschichten aus dem jüdischen Volksleben enthielten. Sehr oft verwebte sich daher ein jüdisches Lebensbild in den Vortrag der alten Magd. Daher wurde durch sie in der Spinnstube Großes bewirkt. Die Mädchen spannen hurtig und fleißig, selbst die Knechte drängten sich hinein, trieben gar keinen Scherz, sondern nahmen sich eine häusliche Arbeit vor, um der alten Hodes zuzuhören. Die Frau Amtmann war höchst zufrieden, wenn sie die Ruhe in der Gesindestube bemerkte und die vielen Schocke am andern Morgen abzählte, welche geliefert wurden, sie selbst hörte oft zu und ergötzte sich. Das erzählte sie dem Herrn Amtmann, der schon längst den Schuster seines Fleißes und seiner Redlichkeit wegen schätzte, die fortwährende Zufriedenheit seines Weibes erfreute ihn sehr und so — waren die Juden von Sammetloch durch die Vorträge der alten Hodes emancipirt, die hier mehr als die geistreichsten Parlamentsredner einer späteren Zeit wirkte. Sie waren emancipirt, denn die Gunst des Herrn Amtmanns schützte sie vor Bedrückung, beförderte ihren Verkehr, unterstützte ihre Nothleidenden mit Holz, Kartoffeln und Rüben, und in das Herz des Amtsvolkes flößte Hodes, ohne daß sie es wußte, mildere Gesinnungen gegen ihren Stamm

und Toleranz ein, ohne andere Toleranzedicte als ihre Mährchen. Jossel aber erlangte in der Spinnstube einen Hang zur Romantik, die sich freilich sein Leben hindurch sonderbar gestaltete in ihm, da sie in ihm auf den scholastischen Schwall des einer ganz andern Zeit entsprossenen Talmudismus, außer ihm auf ein nacktes, unpoetisches Leben stieß.

Wenn Jossel so durch seine Talmud- und Toraschule mit der Geschichte und dem Glauben seines Stammes und den Vorstellungen uralter Zeit — die freilich für den Juden noch zum großen Theil Gegenwart blieb — in Verbindung gesetzt wurde, wenn ihn hingegen die Werkstätte seines Vaters in das reale, praktische Leben des Volkes, die Spinnstube wiederum in's Mittelalter, zum Theil gefärbt durch die Romantik der Sage und Volkspoesie, führte, so fehlte es auch nicht an einer Stätte, die ihn geradezu mit dem Geist der Neuzeit und ihrer Bildung anhauchte. Es war — die Sechser- oder Cantorschule in Sammetloch. — Es lächle aber Keiner, der dies liest, daß ich so triviale Plätze: eine Juden- und eine Cantorschule, eine Schuster- und eine Spinnstube als Bildungsheerde weltgeschichtlicher Zeitrichtungen ansehe und scheinbar Heterogenes mit einander parallelisire. — Als ich heute im Gärtchen hinter dem Hause grub in der nach dem Winterfroste wieder aufgethauten Erde, um recht frühzeitig die Zwiebeln der Tulipanen und Hyacinthen umzulegen, da kam ich auf ein Gewebe von Fasern und dünnen Fäden, das sich fest im fruchtbaren Boden eingenistet hatte und das feinste Filament bis zum unterliegenden harten Granit niederstreckte. Das Gewebe waren die Wurzelenden einer mächtigen, hundertjährigen Linde, die auf der Straße steht, im heißen Sommer weit ihre schattigen Zweige breitet, mit ihrem Blüthenduft die Luft durchhaucht und die ihre Wurzeln unter die Schwellen des Hauses durch Hof und Garten streckt, wo sie sich unvermerkt in die Tiefe verlieren. Der stattliche Baum der Menschen- und Völkerbildung hat auch solche Wurzeln, deren feine Enden und Fäden sich sowohl in Fruchterde als im Granit ansetzen, überall die Nahrungsstoffe aufsaugen und in die Höhe und Weite breiten.

Mit der Cantorschule verhielt es sich aber folgendermaßen. Der Schuster hatte von selbst ohne äußere Belehrung eines Einzelnen eingesehen, daß deutsch lesen und schreiben zu können doch keine so unnütze Sache wäre und seinem Jossel wohl zu seinem Fortkommen ersprießlich

werden könnte. Er entschloß sich schnell und bat den christlichen Cantor loci, seinen Sohn einige Male die Woche in die Lese- und Schreibestunden seiner Schule aufzunehmen, an jedem anderen Unterrichte sollte er keinen Theil nehmen. Der freundliche Mann willigte ein und das Honorar für seine Bemühungen wurde auf einen Sechser für die Woche festgesetzt. Man denke sich diesen Schritt des Schusters als keinen kleinen. Mit sich selbst war er zwar bald einig, denn er plagte sich nicht mit vielen Erwägungen, sondern folgte seinem Gefühle, aber er bekam die ganze Judengemeinde von Sammetloch gegen sich. Das war etwas Unerhörtes, ein Judenkind in eine Cantorschule zu schicken; man ward irre an dem sonst so frommen Manne. Zwar stand er bei der Gemeinde in großem Ansehen, man fürchtete nicht allein seine wuchtigen Hände, er war ja sehr beliebt bei dem Amtmann und Bürgermeister und hatte zu verschiedenen Malen vor dem Fürsten gestanden, der ihn offenbar begünstigte, aber was er hier gethan, war doch zu viel, und was man sich noch nicht öffentlich mitzutheilen getraute, wurde im Geheimen giftig besprochen, wobei der polnische Rebi, der den Schuster seiner Riemen wegen haßte, als durchtriebener Intriguant das Seine beitrug. Der alte Jossel war Almosenier der Gemeinde und hatte das wichtige Amt, die Gaben für Arme und Bettler zu sammeln und zu spenden, ohne daß er Rechnung abzulegen je genöthigt war. Einem Manne, der so offen aller jüdischen Sitte den Fehdehandschuh hingeworfen, konnte man unmöglich ein so heiliges und wichtiges Amt, das ihm Anspruch auf den reichsten Segen Gottes und auf einen Theil der ewigen Glückseligkeit verlieh, weiter überlassen. Wer wagte es aber, die Büchsen abzufordern und abzuholen? Ehe man zu einer so tief eingreifenden That schritt, wollte man zuvor das Gutachten des Gerechtigkeits- und Tugendweisers (More Zedek) der Gemeinde vernehmen. Sein Ausspruch fiel merkwürdiger Weise zu Gunsten des Schusters aus. Er meinte, es wäre allerdings von einzelnen Talmudisten alle griechische Weisheit und folglich auch alle exoterische Wissenschaft verboten, aber andere und zwar gewichtige Talmudautoritäten wären wiederum nicht gerade dagegen; er folgere daraus, daß es keine Versündigung wäre, das deutsche Lesen zum Zeitvertreibe zu erlernen, denn es gäbe Stunden, wo man sich nicht mit dem heiligen Gesetz beschäftigen könne und dürfe, und da sei solche deutsche

Lectüre ein gutes Auskunftsmittel, wenn man sonst nichts Besseres vornehmen könne. Er selbst habe zufällig und durch Neugierde und obige Bewegungsgründe geleitet, etwas lesen gelernt und triebe dieses an geheimen Orten, wohin man doch kein heiliges Buch mitnehmen könnte. — Das war wirklich der Fall. In den Momenten, wo dieser kleine Dalai Lama mit den Excretionen seines leiblichen Ueberflusses beschäftigt war und ihn das Wechselspiel der musculi sphincteres, levatores und detrusores am unteren Ende seines mageren Organismus erleichterte, nahmen die Hemisphären seines großen Gehirns, am oberen Ende, die Zufuhr germanischer Bildung aus Zeitungs- und Wochenblättern, aus Mährchenbüchern und 1001 Nacht auf, ja er hatte einst bei einer sich durch vieles Sitzen und Grübeln über „rabbinische Fragen und Antworten" zugezogenen Unterleibsstockung Muße genug, Kramers „lahmen Wachtelpeter" zu lesen, der ihn kurirte. Es ist kein Wunder, daß er somit den Schuster entschuldigte, noch dazu, da dieser nie versäumt hatte, ihm am Neujahrs- und Purimfeste einen feinen Gulden Festgeschenk einzuhändigen. Als der aber hörte, wie man ihn verketzert und was man gegen ihn vor hatte, so schickte er dem Vorsteher die Armenbüchse hin, entsagte seines Amts und aus dieser Zeit rührt jener Passus in seinem Testamente her, worin er seinen Kindern die Annahme unbesoldeter Aemter abrieth.

Die Schwelle der Cantorschule wurde aber nun für Jossel der Rubikon, über den er in die respublica literarum, in das Land germanisch christlicher Bildung schritt. Freilich dünkte es dem schon zwölfjährigen Knaben sonderbar, wenn er vom polnischen Rebi kam und eben sich aus dem Gestrüpp eines talmudischen Problems über Erbrecht, Leviratsehe, Weiberreinigung, ersten und zweiten Zehnten, verhauen noch durch die Tosephta, durch Jarchikommentar und Mechilta's hervorgearbeitet hatte und mit Anwendung alles Scharfsinns und mit Hilfe der gesticulirenden Hand und des schüttelnden Hauptes auf die Ebene einer Ausgleichung gekommen war — freilich kam es ihm komisch vor, nun unter die lärmende Schuljugend zu treten und zu buchstabiren und zu lesen, wie „der Affe gar possirlich ist, zumal wenn er vom Apfel frißt", und wie „die Klosternonne thuet Buß', ein' Nagelbohr man haben muß", und wenn er, eingeweiht in jeden Winkel der heiligen Schrift, vertraut

mit allen Formen eines das ganze Leben durchdringenden Gesetzes und gebunden durch Tausende von Regeln, eingeführt überhaupt in einen Ideen- und Lebenskreis, der in einer arabischen Wüste entworfen, in Jamnia und Babylon unter Weltstürmen einem Volke tief eingegraben wurde, dann hören mußte, daß „Artigkeit die Freude des Kindes sei und sie mehr schmücke als Gold und Seide" — wie schüttelte er dann das Haupt über solche leichtfertige und dumme Dinge, mit denen sich die außerjüdische Welt beschäftige, ja als der Cantor nun in's Gebiet der Naturgeschichte überging, wie lächelte Jossel, als man ihm auseinandersetzte, wie viel lebendige Junge der Hund werfe, und daß die Gedärme der Schafe zu Violinsaiten, das Fleisch zum Essen und die Wolle zur Bekleidung diene; was ist es denn so Großes, dachte er, des Kätzchens Natur zu kennen und alle solche Lappalien, aber dennoch, ja dennoch wurde er gewahr, daß unvermerkt alle diese Kleinigkeiten, dies ihm Verächtliche, ihn in eine andere, neue Welt führten.

Es konnte nicht fehlen, daß er zuweilen in die Schule kam, wenn die andern Schüler noch bei andern Unterrichtsgegenständen waren, als Fibel und Schreibebuch; er hörte selbst Bibellesen, er vernahm die Worte der ihm so bekannten heiligen Schrift, die Geschichte Josephs, Psalmenstücke u. dgl. in Luthers körniger deutscher Uebersetzung — mein Gott! es war dieselbe heilige Schrift, jedes Wort war ihm in der Ursprache bekannt, er wußte Alles auswendig, aber es schien ein anderer Geist darin zu wehen, als in der Uebertragung des Polen, es klang so schön, es ergriff das Gemüth, in der Erhabenheit und Einfachheit dieser Uebertragung waren die Erhabenheit und Einfachheit des Textes wirklich wiedergegeben, so sehr auch manches Wörtlein und manche Wendung seine Kritik erweckte. Ebenso kam er nicht selten, wenn die Schüler deutsche Liederverse sangen, das interessirte und erbaute ihn sehr und daher rührte noch seine Bekanntschaft mit geistlichen Liedern, die er mir gleich bei unserm ersten Zusammenkommen zeigte. Als er aber nun geläufig lesen konnte und im Nachbarshause, bei einem alten Seifensieder, auf einen Stoß alter Bücher gerieth, auf die Chronika des Reichsfürstenthums, auf die Geschichte des gehörnten Siegfried, der Genoveva und Griseldis — Himmel! da wurde ja die ganze Welt um ihn lebendig, jedes Dorf, jede Burg, jeder Berg um Sammetloch belebte sich mit Gestalten der Vorzeit,

alte Fürsten, Grafen und Ritter stiegen aus ihren Gräbern, er erfuhr wie es vor hundert, vor zweihundert, vor tausend Jahren hier war und in den alten Volksbüchern saß Hodes in veredelter Gestalt mit ihren Mährchen und Sagen in der Spinnstube. — Aber auch der Verstand bekam noch reinere, abstractere Nahrung, als in den Talmudbüchern. Der Cantor hatte ihm die Elemente des Rechnens beigebracht, hinter dieser Zahlenwelt, das ahnte er, mußte noch eine höhere liegen, welche einen Theil des menschlichen Wissens umfaßt, der durch keine Hypothesen, Exegesen und dergleichen berührt und verwirrt die reine, ungetrübte, fest basirte Wahrheit enthielte. Auch im Talmud kamen ja Kalenderbestimmungen vor, die sich auf Berechnungen gründen mußten. — Armer Jossel! Beim Ahnen ist es größtentheils in dir geblieben, die Vorhöfe der Wissenschaft thaten sich vor deinem entzückten Auge auf, aber es war dir — wie so vielen deines Stammes in jener Zeit — nicht vergönnt, in's innere Heiligthum zu dringen und, so sehr auch hier die Augen noch von vielem Tand und Flitter geblendet werden, die Seele zu erheben an der Macht des menschlichen Geistes, besonders an der erhabenen Größe des klassischen Alterthums.

So war Jossel inzwischen dreizehn Jahre alt geworden und er wurde an seinem Geburtstage „ein Sohn des Gesetzes" und übernahm als Solcher alle Verpflichtungen des jüdischen Gesetzes und die Befolgung seiner religiösen Vorschriften. Der Schuster beging auch diesen Tag feierlich, er lud die ganze Gemeinde zu einem Frühstück ein, nachdem Jossel im Tempel durch die öffentliche Vorlesung des Sabbathsabschnittes aus der Tora in die Reihe der Erwachsenen getreten war. Während die Gäste beim Glase Aquavit und den kleinen runden Mandelkuchen sich gütlich thaten, stand Jossel neben dem Dreischemel seines Vaters und hielt — eine Rede. Er benutzte den salomonischen Text „daß die Lebensstraße immer aufwärts gehe für den Denker," um daran so viele talmudische und rabbinische Stellen als möglich zu knüpfen, scharfsinnig auseinanderzusetzen, warum gerade für den Denker die Straße aufwärts ginge und wohin sie endlich führe, und ergötzte hierdurch sein Publicum sehr, welches den Jüngling belobte und für „aufgehendes Licht des Gesetzes" erklärte. Der Schuster söhnte sich vollständig mit dem polnischen Rebi aus. Jetzt erklärte er seinen Willen, Jossel noch einige Jahre bei sich zu behalten,

obgleich er dazu nicht verpflichtet wäre, denn sein Sohn sei nun eigentlich mündig und aus der väterlichen Gewalt, dann sollte er ziehen nach jüdischen Hochschulen, nach Braunschweig, Halberstadt, Frankfurt oder wohin er wolle und sich vorbereiten, ein Rabbiner und Lehrer in Israel zu werden.

Die wenigen Jahre im elterlichen Hause gingen Jossel bald vorüber. Eines Morgens eröffnete ihm der Vater, daß es nun Zeit wäre, die Heimath zu verlassen. Der Pole hatte erklärt, daß der Schüler Nichts mehr von ihm erlernen könne und dies testimonium maturitatis reichte hin, um alsbald das Ränzel mit den wenigen Habseligkeiten des Studenten schnüren zu lassen und diesen seinem Schicksal zu übergeben. Denn nicht konnte der Schuster ihn mit Wechsel und Empfehlungsschreiben versehen, nicht boten sich Stipendien zur Unterstützung des Jünglings dar — der Schuster legte ihm sechs preußische Thaler auf den Tisch und glaubte — auch Jossel glaubte es — mit einem solchen Kapital könnte man sich schon Etwas in der Welt versuchen. Er begleitete seinen Sohn eine Strecke Weges, dann legte er ihm die Hände auf das Haupt, segnete ihn und sprach: „Friede sei mit Dir in der Nähe, Friede in der Ferne; also spricht der Herr, so ich ihn doch heil erhalten habe.“ Jossel nahm seinen Weg zuerst nach der Stadt Braunschweig, ging aber bald anderswo hin, denn er hatte nicht viel Geduld an einem Orte. Ich will hier nicht die Zustände dieser jüdischen Hochschulen beschreiben, da ich sie späterhin ja selbst kennen gelernt habe und sich seit Jossel wenig verändert hatte. Viel länger erhielt sich unter den Juden jene Weise der „fahrenden Schüler,“ wie sie in der christlichen Welt des Mittelalters herrschend war. Die Schüler zogen bald zu diesem, bald zu jenem Rabbiner von Ruf, genossen seinen Unterricht ohne Entgelt, lebten kümmerlich von den Gaben ihrer Glaubensgenossen, an deren Tischen sie sich wechselsweise satt aßen, gingen oft in Elend unter und trieben ihre rabbinischen und talmudischen Studien, während Leben und übrige Wissenschaft ihnen verschlossen und verborgen blieben. Auch von dem geistigen Gewinn, den Jossel als fahrender Schüler erlangte, will ich späterhin sprechen, nur so viel bemerken, daß er auf dem Grunde, den er in der Sechserschule gelegt, auch weiter fortbaute und verstohlen auch manches deutsche Buch, das ihm in die Hände fiel, las und wieder las. Es waren dies freilich keine bedeutenden

Werke, an denen überhaupt die deutsche Literatur damals noch keinen Ueberfluß hatte, es waren die langweiligen Romane jener Zeit, Bibelübersetzungen, Postillen, Historienbücher, Kalender und — Adam Riesen's Rechnenbuch. Ein Begegniß seines damaligen Lebens will ich aber hier beschreiben, da Jossel selbst sehr oft darauf zurückkam und bei heiterer Laune es drollig genug erzählte, und da es von bedeutendem Einfluß auf sein Geschick wurde.

Es war in den ersten Tagen des Novembers des Jahres 1757 als Jossel den Entschluß faßte, Norddeutschland zu verlassen und nach Frankfurt am Main zu ziehen. Diese Stadt war das deutsche Jerusalem für die Talmudstudiosen. Dort gab es viele reiche Leute, die gern den Bedürftigen spendeten, dort hatten Rabbiner ihren Sitz, die Tag und Nacht im Gesetz forschten um mit den Worten der Hochweisen ihren Wissensdurst zu stillen. Jossel hatte die Stadt Halberstadt verlassen, wo es sehr unruhig wurde, denn die Franzosen hatten jene Gegend besetzt, um den Marquis von Brandenburg — so nannten sie den König von Preußen — einmal zu züchtigen und aus seinen Königsträumen zu wecken! Ehe sie zu diesem für sie anscheinend leichten Werke schritten, mußten zuvörderst die armen Unterthanen des Königs in Westphalen und Niedersachsen, nicht weniger auch die der mit ihnen verbundenen Reichsfürsten — denn auch eine Reichsarmee rückte mit den Franzosen gegen Friedrich an — die ganze Schwere des Krieges empfinden. Die galante Nation hauste furchtbar und beging größere Schandthaten als die Kroaten Haddicks. Jossel mußte daher einen Umweg nehmen und ging über Halle. Hier gesellte sich zu ihm ein jüdischer Schriftsetzer, der, aus Sulzbach gebürtig, in einer damals bedeutenden Druckerei in der kleinen Stadt Jeßnitz im Anhalt'schen in Arbeit gestanden hatte und, kränklich geworden, nach seiner Vaterstadt zurückkehren wollte. Der Schriftsetzer war ein gelehrtes Haus, denn zu den Riesenarbeiten, die seine fleißige Hand vollendet hatte — er hatte ja schon zwei Editionen des Talmuds, des Maimonides Jad Hachsaka und viele andere Folianten und Manuscripte gesetzt — gehörte Verständniß dieser Werke. Jossel unterhielt sich vergnüglich mit ihm, disputirte mit ihm scharfsinnig, Beide kramten gegenseitig die Tiefe ihres Wissens aus und — was das Beste war — sie hatten bald herausgefunden, daß sie eigentlich verwandt

wären. Des Setzers Mutter stammte ja auch aus Prag und war die Tochter eines Mannes, der der Bruder eines Schwagers von Joſſels Mutter war. —

Sie kamen auf dieser Wanderschaft im Dorfe Bedra an, wo sie übernachten wollten. Als sie in die Wirthsstube eintraten, war es hier noch ganz still, sie setzten sich an die Ecke eines langen Tisches auf eine Bank neben einander und während sie zum Butterbrote eine Flasche Merseburger tranken, führten sie ihr Gespräch von ihrem Jichus (Verwandtschaft) weiter, der Sulzbacher kramte die ganze Genealogie des Schusters mit allen Verzweigungen und Nebenlinien aus, sprach begeistert bald von dieser, bald von jener Muhme und Babi (Großmutter), von Vettern und Herrlis, die alle fromme und herrliche Leute waren. Joſſel hörte still zu, ihn kümmerte dies Ahnenregister wenig, er dachte an das Vaterhaus und wie es dort wohl in diesen traurigen Zeitläufen aussehen möchte. Da stürzte plötzlich der Wirth herein mit dem Schreckensruf: Franzosen kommen! Ein Getümmel wurde auch wirklich von Weitem gehört, auch Trommelwirbel und Trompetenklang. Die Wirthsleute waren außer sich vor Schrecken, sie fingen schon an, ihre besten Geräthe nach dem Keller unter dem Backhaus und auf den Heuboden zu schaffen, als Joſſel, der aufmerksam auf die Feldmusik horchte, ihnen beruhigend zurief: „Das sind nimmermehr Franzosen, es sind Preußen!" Wo in aller Welt sollten die aber herkommen? Man hatte gehört, daß Friedrich vor Kurzem erst von Daun geschlagen und aus Böhmen vertrieben, in Erfurt saß, und wenn auch der kühne Seidlitz die Franzosen in Gotha überfallen hatte, so waren doch diese zahlreich vorgedrungen und die Kroaten brandschatzten sogar Preußens Hauptstadt. Nicht lange blieben die Wirthsleute und die Gäste in Zweifel, denn nach kurzer Zeit füllten sich die Räume der großen Stube mit preußischen Kriegern aller Waffengattungen. Wie man sogleich hörte, waren sie nicht von Erfurt, sondern von — Torgau hergekommen und hatten an diesem Tage die Saale überschritten. Immer lebhafter wurde es im Wirthshause und um dasselbe, im Dorfe und seiner Umgebung, doch uns kümmert hier nicht die Noth des Schulzen um die Vertheilung der Truppen, die Sorge der Bewohner, für die ungeladenen und unerwarteten Gäste Brot und Unterkommen, für die Pferde Stallung und Futter zu schaffen; wir bleiben bei Joſſel

und seinem Gefährten in der Stube. Wenn auch hier noch lange immer neue Soldaten ein- und austraten, auch Bauern und Knechte kamen, ihre Neugierde zu befriedigen, so stellte sich doch bald eine Art Ordnung ein. Die Krieger setzten ihre Gewehre ab, legten die Tornister unter die Bänke, auf deren Reihen sie Platz nahmen, es wurde ihnen Branntwein, Bier und Brot vorgesetzt, in der Mitte der Stube stellten sich Gruppen, welche über den Marsch sich unterhielten und ihre Vermuthung äußerten, daß es bald eine Affaire geben müßte, denn sie wären ja wie auf Schleichwegen hierher gekommen und hätten an den Saalbrücken deutlich französische Truppen um Weißenfels bemerkt. Es war viel Lärmen und Tumult, der immer größer wurde, je mehr die Soldaten sich von den Strapazen des Weges erholten und sich an den dargereichten Getränken erquickten. Jossel saß noch immer still neben seinem Schriftsetzer, der in großer Angst zu sein schien. Sie wurde noch größer und er zitterte wie Espenlaub, als ein bärtiger Wachtmeister nach dem Winkel, wo sie saßen, kam, sich über den Tisch bog, indem er beide Hände auf diesen stützte und ausrief: „Mein Gott, da sind ja welche von unsere Leut'!“ Aller Augen richteten sich auf den Winkel und die Versammlung brach in ein schallendes Gelächter aus.

Jossel stand auf. „Ja wohl, Landsmann, sind wir von Eueren Leuten, ich bin Unterthan des hochseligen Leopold, der Euer großer General und Feldmarschall war, und wir sind brav preußisch gesinnt.“

„Wo seid Ihr her, Juden?“ fragte schon sanfter der Wachtmeister.

„Ich bin aus des Fürsten Städtchen Sammetloch und mein Vater ist Regimentsschuster und stand in großen Gnaden bei Seiner Durchlaucht. Der aber ist ein Schriftsetzer aus Sulzbach und hat dicke Füße von seinem Handwerk und ist elend und krank.“

Der Schriftsetzer hielt sich an den Rock des kühnen Jossel und zupfte daran, ihn abzumahnen, nicht so dreist zu sein. Jossel hatte die Situation besser erfaßt.

„Was zupfest und kratzest Du mich, Narr,“ rief er ihm scheltend zu, „bist Du denn unter Räuber und Banditen gefallen, oder stehen hier tapfere Soldaten des großen Preußenkönigs?“

„Brav, Jude, brav!“ ertönte es von mehreren Seiten.

Ein Cornet trat näher und sagte bedenklich: „Ich glaube die Kerls sind Spione!“

„Wenn Ihr das von uns glaubt,“ rief Jossel laut und kräftig aus, „dann bringt uns vor den Commandeur, daß er uns prüfe.“ Man lachte wieder und der Argwohn war zerstreut.

„Freund!“ sprach ein Grenadier und klopfte Jossel auf die Schulter, „gieb uns was zum Besten!“ Das war die schwache Seite Jossels, denn er hatte nur noch ein polnisches Viergroschenstück im Vermögen.

„Ich soll Euch was zum Besten geben, Landsleut', das will ich.“

Ueber seinem Kopf war ein Brett an der Wand angebracht, auf welchem, wie es in Dorfstuben gewöhnlich ist, einige Geräthe und Andachtsbücher lagen. Jossel faßte schnell nach einem der Bücher und glaubte die Bibel gefaßt zu haben. Es war aber ein anderes Buch — Kober's Cabinetsprediger, ein Buch, welches in damaliger Zeit in den christlichen Gemeinden Sachsens und Thüringens vielen Anklang und in allen Ständen Leser gefunden hatte.

Jossel schlug, das Gesicht geröthet und erhitzt, aber mit festen Händen das Buch auf. „Da ist Etwas zum Besten für Euch, liebe Landsleute, gleich beim ersten Wurf.“

In der Stube verbreitete sich eine andächtige Stille; selbst die Eintretenden blieben ruhig und verwundert stehen. Jossel fing an zu lesen:

„Soldaten können nicht tugendhaft leben. Im Kriege muß man „Alles mitmachen. Wer sagt das? — Saufen und Raufen, Huren „und Buben, Fluchen und Stehlen, Rauben und Plündern ist unser „Bestes. Soldat Sla tod, so heißt unser Name mit Versetzung der „Buchstaben unsers Namens. Heißt es nicht: SOLDAT, Schlägt „Ohn' Langen Disputat Alles Tod? Nicht gut; die Kriegsdisciplin „lehrt euch dies nicht. In gerechter Sache sollt ihr wohl den Feind „schwächen, den Unschuldigen und Gerechten aber nicht erwürgen. „Euer Name heischet ein Anderes von euch. Was denn? Frischen „Heldenmuth im Streit. Tapfere Dienste. Alle Buchstaben rufen „euch gleichsam zu: Streitet Ohn' Leid, Dient Allerzeit Tapfer. Ein „tapferer Soldat hat die Eigenschaft des Knoblauchs. Diesem wächst „der Saft bei abnehmenden Monden. Beherzt! der Sieg ist nicht

„verscherzt. Vielleicht läuft die Action so ab, daß du sagen wirst: „Jene verließen sich auf Wagen und Rosse, wir aber dachten an den „Namen des Herrn unsers Gottes; sie sind nun niedergestürzt, wir „aber stehen aufgerichtet! Psalm zum zwanzigsten. Rufest du dann: „Victoria! so setze bald darauf das Gloria! Gott sei Dank, der uns „den Sieg gegeben hat."

Jossel brach den Sermon ab mit richtigem Tacte, nicht länger die Geduld seiner Zuhörer auf die Probe zu stellen, die ihm in aller Andacht zugehört hatten. Was hilft es mir, dachte der Schriftsetzer, daß ich zweimal den ganzen Talmud gesetzt habe, der Jossel kann nur deutsch lesen und er bezwingt die ganze preußische Armee damit. Denn von allen Seiten mußte Jossel Beifall hören.

„Der Jude liest gut," sagten Viele.

„Der Kerl könnte Feldprediger werden, er macht's besser wie unserer," meinte ein Jäger.

„Dummbart," erwiderte ein Pommer, „ein Jud' Preester, det geiht nicht."

„He mütt' sich döpen laten!" sprach ein Altmärker.

„Een gedöpter Jud — Priester?" sagte langdehnend ein Meklenburger.

„Warum das nicht?" fiel ein Thüringer ein. „Zween Stunden von meinem Dorfe ist ein Prediger, dessen Kirche ist Sonn- und Festtage voll. Der war ein Judenschächter und Cantor, aber ein hochgelahrter Kerl und ward von einem Pfarrer bekehrt. Er war aber bei der Judengemeinde von Plundershausen. Und einst in der Juden langen Nacht, nachdem er ihnen den ganzen Tag noch heiß und laut vorgebetet, stellt er sich hin und erklärt der Gemeind', daß er zum wahren Glauben sich bekehrt hätte, und im Augenblick trat das ganze Consistorium ein und führte ihn in die Kirche und er wurde bald Priester."

„Niks da mit solch' Ueberlaufer," schrie hier ein Schlesier.

Jossel kam bei diesen Worten aus seinem Winkel hervor. Sein Erfolg hatte ihn noch muthiger gemacht. Von dem Cabinetsprediger in rhetorisches Feuer versetzt, hatte er sich in die Höhe emporgeschwungen, selbst einen „Kober" zu machen.

„Der Landsmann hat vollkommen Recht," sagte er, „obgleich ich dem thüringischen Herrn und früheren Schächter nicht zu nahe treten will."

Jetzt stellte er sich mitten in die Stube und fuhr fort: „Seht da, tapfere Landsleut', lauter tapfere Landsleut'! Da stehen Küraßiere und sind stolz auf ihre Brustschilde, die da glänzen wie die Schilde der alten Helden und Hohenpriester, und auf ihre Helme mit den Roßschweifen, auf das schwere Schwert in ihrer Hand, das da fällt wie Schwert des Herrn und Gideon! und wenn sie herankommen in der Schlacht, ist es, als wenn die Richter kommen, die Alles entscheiden, unter ihrer Rosse Hufen zittert die Erde! Und da sind wieder Husaren, wie des Windes Hauch fliegen sie dahin und zersprengen und verfolgen den fliehenden Feind. Und in jenem Winkel, Grenadiere, die sind stolz auf ihre Heldenthaten, wenn sie stehen, Alle wie in einem Bund und empfangen mit kaltem Blut des Feindes Geschoß und schleudern den Tod in die fernen Reihen, daß der Feind daliegt, wie die Eichen, gefällt vom Sturmwind. Es sind Riesen, wie die Söhne Anaks und doch ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft, Psalm zum dreiunddreißigsten! Da, an der Schenke, stehen die Jäger, die freuen sich ihres Kleides, das gleich ist an Farbe dem Laube des Waldes, unter dem sie stehen, und erlauschen den Feind, dessen Anschläge Gott zu nichten macht, Hiob zum fünften, da er alle Hilfe thut, so auf Erden geschieht, Psalm zum vierundsiebenzigsten. Und Ihr Alle, tapfere Krieger, habt Eure besonderen Waffen und Röcke und Nummern und Aufschläge und Achselklappen. Aber Ihr dient Alle Einem König, der Euch commandirt und gebraucht und weiß, wo er Euch hinstellt am Tage der Entscheidung, also daß Jeder gehört zum Dienste des Königs, dem er Treue geschworen und halten muß. Und so ist es mit uns Allen, den Menschenkindern. Der ist Jude und der Christ und der Türk, und unter Euch griechische und römische Katholiken, Lutherische, Reformirte, Zwinglianer u. s. w. und Jeder thut sich auf seine Waffe und auf sein Kleid viel zu gut und er meint, er sei der beste, da er doch Söldner ist des höchsten Gottes und zu der großen Armee der Welt gehört, die der große Feldmarschall da oben commandirt."

Ein neues „Bravo!" erscholl von allen Seiten.

Der alte Wachtmeister nahm ein Glas Branntwein und reichte es Joſſel. „Trink, Landsmann!“ ſagte er ihm gutmüthig.

„Ich kann nicht trinken,“ meinte Joſſel, „aber ſingen kann ich:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hoſen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzoſen.
Es lebe Friedrich der Große!“

Lauten, überlauten Jubel hörte man von allen Seiten. Eine trunkene Fröhlichkeit bemeiſterte ſich aller Anweſenden, der Krieger, Bauern und Knechte. Selbſt der Schriftſetzer kroch aus ſeinem Winkel hervor, bewunderte ſeinen Verwandten und ließ ſich mit einem alten Unterofficier in ein Geſpräch „über den Muth“ ein.

Da trat ein Grenadier auf Joſſel zu: „Du haſt, Kerlchen, unſern großen König leben laſſen und zeigſt Courage, mehr wie ein Jude ſonſt pflegt, drum ſchlag ein, Du wirſt unſer Kamerad, Du bleibſt bei uns!“

„Er bleibt bei uns,“ riefen Viele.

„Aber wohin ihn ſtecken?“ fragte ein Dragoner.

„Zur Bagage! Zur Bagage! Bei den Pulverwagen! Zur Officiersbagage! Ins fliegende Lazareth!“ wurde hier und da gerufen.

„Fort laſſen wir Dich nicht wieder, Kerlchen,“ ſagte der Wachtmeiſter. „Du kannſt ſchönen Sermon halten und biſt ein drolliger Kauz. Ich denke, Du bleibſt bei der Bagage, da giebts nur ſelten Gefahr. Zum eigentlichen Soldaten können wir Dich doch nicht machen, denn der Hauptmann wird ſich hüten, einen Juden anzunehmen, und biſt auch nicht einexercirt. Aber weigere Dich nun nicht und zeige Dich ſo brav, wie Du geſprochen haſt.

Joſſel mochte wohl in großer Verlegenheit ſein. Was ſollte aus ihm unter dieſen Leuten, im Train und bei der Bagage werden? Wo blieb Frankfurt, das deutſche Jeruſalem, mit allen ſeinen Freuden und Genüſſen, die ſeiner dort zu harren ſchienen? Aber es war zu viel von des Schuſters Natur in ihm, als daß er auch nur einen Augenblick ſeine Geiſtesgegenwart verloren hätte. Aus dem Unvermeidlichen ſo vielen billigen Vortheil zu ziehen, als möglich, das war ſeine Maxime.

Als nun der Wachtmeister ihm die Hand entgegenstreckte und fragte: „Nun, Kamerad, sag' Topp und schlag ein! Was willst Du Handgeld?" erhob er sich würdevoll und sagte: „Ich will kein Handgeld, um Euer Kamerad zu werden, aber eine Capitulation will ich machen. Ich gehe, wohin Ihr mich stellt und bleibe bis zu Ende der ersten Affaire. Seht Ihr mich hier ungebührlich zittern und zagen, so behaltet Ihr mich so lange, bis ich Courage gewonnen, bleibe ich aber fest und ruhig, so laßt Ihr mich sofort meiner Wege ziehen, denn ich habe mehr gelernt, als Euer Knecht zu sein und muß noch mehr lernen. Den Schriftsetzer laßt aber laufen."

Mit dieser Capitulation war man zufrieden. Es war fast Mitternacht und ein Theil der Soldaten zog sich zurück; nur die im Wirthshause in Quartier lagen, blieben und es wurde für sie Stroh zum Lager ausgebreitet. Der Wachtmeister nahm Jossel an seine Seite, der arme Setzer kauerte hinter dem Ofen. Daß Jossels Augen der Schlaf mied, läßt sich leicht denken. Früh noch fröhlicher, wandernder Schüler mit der Aussicht auf Frankfurt, am Abend Trainsoldat im Heere des Königs von Preußen. Aber man ließ Keinem hier viel Zeit, Betrachtungen über die Wandelbarkeit des Schicksals anzustellen, wo das Schicksal selbst trieb und in jeder Minute Thaten vollführte.

Noch war es Nacht, ein kalter Nordostwind schnitt scharf durch die Luft, die ganze Gegend war von Reif überzogen, — in dem stark geheizten Zimmer schnarchten die durch die Mühen des Marsches, den frühen Novemberfrost, die Aufregung am Abend müde gewordenen Krieger, als plötzlich die Signalhörner ertönten, der Generalmarsch durch's Dorf wirbelte und Lärmen und Rufen auf der Straße gehört wurde. Die Soldaten sprangen auf, im Nu hatten sie Gewehr, Tornister und Kopfbedeckung ergriffen und zurecht gesetzt und waren bereit, hinaus zu eilen. „Was mag los sein?" fragte der Wachtmeister einen Kürassier, der seinen Pallasch von der Wand hob. Die ganze Gegend soll von Franzosen wimmeln, war die Antwort. „Hast Du schon schießen hören?" Nein, das nimmt mich eben Wunder. — Bei dem Worte „Schießen" war der Schriftsetzer einer Ohnmacht nahe. „Vetter, was soll ich anfangen?" fragte er Jossel, der ruhig einen alten Mantel umhing, den

ihm der Wachtmeister reichte. „Bleibt bei mir, Vetter!“ rieth ihm Jossel ruhig. Auch das gefiel dem geängstigten Manne nicht. „Ihr kommt mit, Dummbart,“ commandirte der Wachtmeister den Setzer. „Wir setzen Euch in den Hühnerwagen, da geschieht Euch kein Leid und seid Ihr sicherer, als wenn Ihr jetzt Euch auf den Weg begebt.“

Jetzt ging's auf die Straße hinaus, wo schon Truppen gesammelt und in Ordnung standen, andere abzogen. Wohin? wußten nur die Commandeure. Jossel mit seinem Gefährten wurde an die Kirche gebracht, wo eine Menge Wagen mit Proviant, Officiersbagage, Tornistern, Mantelsäcken und dergleichen beladen, standen, bespannte Equipagen, Handpferde und all der unzählige Train, der in jener Zeit jedem preußischen Regimente folgte. Ein Grenadier, der mitgeschickt worden war, übergab die neuen Kameraden einem Officier, welcher die Oberaufsicht über jene Gegenstände führte. Jossel wurde neben einen Bagagewagen gestellt, den er begleiten und nie verlassen dürfte, den Setzer dagegen, der vor Schreck kaum die ohnehin geschwollenen Füße regen konnte, schob man in einen Hühnerwagen, denn auch an Wagen mit Hühnern und sonstigem Geflügel für die Herren Officiere fehlte es nicht, und sie bildeten gewöhnlich den Schluß des ganzen Zuges. Der Setzer sah sich in dieser neuen Gesellschaft trübselig um. „Was soll daraus werden?“ seufzte er. Indem er auf einen geflochtenen Korb mit Tauben seinen Blick warf, stammelte er für sich hin das Prophetenwort: „Wer giebt mir Flügel wie die Taube, daß ich davonfliege?“

Auf Jossels regen Geist wirkte indessen die Frische des Morgens belebend und begeisternd. Er war froh, dem dumpfen Zimmer entrückt und wieder in Gottes Natur und in Gottes Hand zu sein. Denn diese liebevolle Hand glaubte er hier unter den Tausenden von funkelnden Sternen wärmer zu fühlen. „Du wirst ein Narr sein,“ sagte er zu sich, „und dich ängstigen. Was kann dir denn geschehen? Heute Abend ist Alles vorbei, selbst wenn sie dich todtschießen. Freilich ist es besser, daheim zu sitzen in der Werkstatt beim Vater und ihm die Pirke Abot vorzulesen, wenn die liebe Mutter am Sabbath den Minchabarches auf das weiße Tischtuch legt zum dritten Sabbathsegen. Freilich ist es selbst gemüthlicher im Schir des Braunschweiger Nafs und in der Halberstädter Klauſ, wenn ich auch oft einge=

schlafen bin bei dem Gesumm des Rebi's, — aber was hindert mich, hier auch vergnügt zu sein, da ich doch gesund bin und der Mantel sehr warm hält." Jetzt wurden die Wagen geordnet, „Marsch!" ertönte es und man fuhr den schon gänzlich abmarschirten Truppen nach.

„Was wird's denn nun geben?" philosophirte Jossel auf dem Wege für sich hin. Die werden schießen und die werden schießen. Da wird den armen Menschenkindern, die sich unter einander nie was zu Leide gethan, in die Brust, in den Leib und in den Kopf gerathen das schwere Blei und sie werden hinsinken und sich wälzen in ihrem Blute, das die Erde aufnimmt und das da schreiet zu Gott. Aber im Frühjahr zieht der Landmann über dieselbe Stelle, wo sein Bruder gefallen, und die junge Saat sproßt fröhlich auf und hier sieht es aus, als wenn nie Etwas vorgefallen wäre, auf den Bäumchen sitzen die Vöglein und zwitschern und singen, kein Grabes- und kein Todeslied, aber ein Auferstehungslied."

Das war nun Alles recht schön und war brav von dem Jossel, daß er sich mit der Vergänglichkeit Alles Irdischen tröstete und doch wieder zuletzt auf die Auferstehung kam — auch schien die Sache gar nicht so gefährlich zu sein. Man zog in ein festes Lager, welches keine Wegestunde vom Orte war. Die Sonne ging auf und Jossel sah das Lager vor sich, in welchem auch der König war. Eine Stadt von Zelten war hier aufgeschlagen, in denen die Krieger lagerten und froher Dinge waren. Niemand konnte es sich erklären, diese äußere Ruhe, der König in seinem Zelte speisend und doch hörte man die lustige Feldmusik der in nicht gar weiter Ferne aufmarschirenden Franzosen, deren unabsehbare Menge das Häuflein der Preußen zu umgehen und zu erdrücken drohte. Jossel stand bei seinem Bagagewagen am Ende des Lagers, der Setzer eine Strecke davon, er war beschäftigt, das Geflügel den herantretenden Leuten zu verabreichen. Es schien den ganzen Vormittag mehr ein Lustlager als Kriegslager zu sein, wenn nicht der Frost und der Feind an die wirkliche Bestimmung gemahnt hätten. Es schlug zwei Uhr in dem nahen Dorfe Roßbach. Da ging leise das Commando durch das Lager, die Zelte abzubrechen, und in einem Augenblick war das Ganze verschwunden und jeder Soldat stand an seinem Platz. Der Train mußte mit den aufgenommenen Zelten noch weiter nach hinten rücken und kam

wieder bis dicht an Bedra heran. In der Nähe wurde das fliegende Lazareth errichtet und die Chirurgen standen mit Karren und Kasten bereit, auf die ersten Verwundeten harrend. Bald mußte Jossel merken, daß die Philosophie, mit der er sich Muth einsprach, zwar gut, sehr gut sei, aber daß doch dem Augenblicke die Herrschaft über's Gemüth des Erdensohnes gehört.

9.

Bei Roßbach.

Bei Roßbach, bei Roßbach,
Da ist es geschehen,
Da haben die Preußen
Franzosen gesehen.
(Soldatenlied.)

Morgenroth, Morgenroth!
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad.
(Hauff.)

Als ladete bei völlig heiterem Himmel eine Donnerwolke ihren ganzen Inhalt aus auf die Fluren, also ertönte jetzt mit einem Male das grobe Geschütz und schleuderte die verderbenbringenden Geschosse weit umher. Der Erdboden dröhnte, die erschütterte Luft brauste, dann eine nur augenblickliche Stille, die aber bald das laute Getöse des Schlachtgewühls unterbrach. Die Schlacht hatte begonnen. Es ist bekannt, wie Friedrich an diesem Tage durch eins jener bewunderungswürdigen Manöver den Feind getäuscht und durch die Schnelligkeit der Ausführung überrascht hatte. Während dieser schon das preußische Lager umgangen zu haben glaubte und die Ruhe in demselben nicht begriff, eröffneten wie auf einen Wink die preußischen Kanonen ihr ernstes Spiel und warfen Tod und Verderben in die Reihen der bestürzten und schnell wankenden Franzosen und der Reichstruppen, welche zuerst, von panischem Schrecken gejagt, die Flucht ergriffen. Doch ich habe es hier nicht vor und würde es auch nicht verstehen, die Einzelnheiten dieses weltberühmten Kampfes zu beschreiben, ich kehre zu meinem Bachur zurück.

7*

Als er, erzogen in der stillen Schuster= und Schulstube, die Welt und ihre Händel nur aus alten Büchern kennend, als er hier das Auge auf das blutige Gemälde warf, als er den Donner des groben Geschützes, das Knattern des Kleingewehrfeuers, das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln, das verwirrte Geschrei aus der nicht weiten Ferne vernahm, als er den Knäuel immer dichter und dichter werden sah und, wenn der Wind die Dampfwolken auf Augenblicke zerstreute, hier Roß und Reiter stürzend, dort ganze Reihen mit gefälltem Bayonnette vorschreitend, unter ihnen im vollen Laufe Einzelne plötzlich wankend und zusammensinkend und mit ihrem Blute die Erde färbend — da vergaß er wohl die Bedingungen seiner gestrigen Capitulation, seine Glieder zitterten, die Hände wankten, aber er führte die Rechte an das pochende Herz, als wollte er es noch weiter hinein in die sturmbewegte Brust pressen. „Sei stark und fest" rief er sich still und mit bebenden Lippen zu, um sich mit dieser biblischen Aufforderung Gottes an den ersten Feldherrn seiner Nation aufzurichten und seinen wankenden Muth zu erfrischen. Und das half ihm auch wirklich, denn er fing an, sich aller Schlachten zu erinnern, von denen er in den heiligen Büchern gelesen, von der Schlacht mit Amalek bis auf die Erstürmung von Joppe durch die Römer, und bald fing er an zu reflectiren, auf das Schlachtgewühl aufmerksam zu horchen, und sich zu fragen: „Ist das die Stimme des Siegers oder die Stimme des Unterliegers?" Aber auch alle diese zum Theil doch künstlich aus dem Schachte seines Wissens hervorgeholten Beruhigungsmittel würden seine Seele nicht vor der Uebermacht der immer neu sich darbietenden Eindrücke gerettet haben, wenn es nicht endlich und bald die Thätigkeit und das Mitwirken gethan hätten, zu denen ihn die Umstände aufforderten und zwangen. — Es währte nicht lange, so brachte man den in seiner Nähe stationirten Chirurgen die ersten Verwundeten vom Schlachtfelde. Als Jossel diese Noth sah, als er die Quelle des Lebens aus Hunderten von Wunden hervorrieseln und den Erdboden röthen sah, wie „der sich aufthat, das Blut der erschlagenen Menschenbrüder zu trinken", als er sah, wie bald die Ohnmacht ihre Sinne umnebelte, bald der Tod sie auf immer dem Erdengetümmel entrückte, als um ihn und neben ihm die schleunigst abgenommenen Glieder lagen und zuckten, da schwindelte es ihm freilich vor den

Augen und es war ihm, als säuselte von fern eine Stimme: „Ist denn wirklich besser solch Tag des Todes, als der der Geburt?" — aber er faßte sich schnell und erstaunt sahen die Aerzte den Judenburschen unter sich, überall hilfreiche Hand leistend, unerschrocken aufpassend und mit den Augen jedem Winke folgend. Jetzt kam das Schlachtenlärmen näher, Kugeln flogen über seinem Haupte, eine Granate fiel krachend auf das Dach des nächsten Hauses und der Schornstein polterte herunter, aber Jossel achtete nicht darauf, er hörte Nichts, er sah nur auf die Verwundeten, er hielt seine Hand bald auf die eine, bald auf die andere klaffende Wunde, um mit ihr oder mit Werg und mit anderen Dingen die Ströme des Blutes zurückzuhalten; die Blässe seines Gesichts war einer hohen Röthe, die Kälte in seinen Gliedern einer durchdringenden, belebenden Wärme gewichen, die Ermattung einer nie gefühlten Stärke. Eifrig folgte er den Chirurgenequipagen, als die Ordre kam, hinter das Dorf zu treten, da mehrere Batterien durch dasselbe zogen, um sich am jenseitigen Ende aufzustellen, er verließ seinen Hühnerwagen und den darauf liegenden Schriftsetzer.

Als sie an der bestimmten Stelle Posto gefaßt hatten, brachte man einen verwundeten Reiter und legte ihn auf ein Strohbündel nieder. Der Mann hatte eine Schußwunde in die Brust erhalten, deren Blutung schon gestillt war. Er lag aber ohnmächtig und ein Chirurg prüfte soeben, ob noch Leben vorhanden wäre. Jossels Blick traf ihn, er erkannte ihn, es war — der Wachtmeister, der ihn am gestrigen Abend zum Soldaten gemacht hatte. Mit einem Schrei des Entsetzens warf sich Jossel neben ihn nieder, hielt seine Hand auf das Herz des blassen Mannes und behauptete das Klopfen desselben gegen die Umstehenden, die ihn für verloren hielten. Eine Kugel hatte ihn — so erzählten sie — beim Einhauen seiner Schwadron auf einen Trupp fliehender Franzosen getroffen, er hatte sich vom Pferde heben lassen und lebte noch, als man ihn durch's Dorf trug. Jossel nahm eine auf dem Boden liegende Branntweinflasche, wusch mit deren Inhalt das Gesicht des Wachtmeisters, jauchzte laut auf, als die Lippen bebten und der Krieger die Augen aufschlug. Schnell wurde ein Verband durch einen der Wundärzte besorgt, während dessen der Wachtmeister den um ihn beschäftigten Jossel erkannte.

„Du hast, Kamerad,“ stammelte er Joſſel zu, „Du haſt treulich ausgehalten, Deine Capitulation iſt zu Ende, Du haſt nicht gezittert und gezagt, biſt ein braver Kamerad geblieben.“

„Gut, Kamerad!“ ſagte ihm freundlich Joſſel, „nun will ich auch fort, aber ich gehe nicht von Dir.“ Er winkte einigen dabei ſtehenden Soldaten, die ihm raſch folgten.

Nicht weit davon war der Kirchhof des Dorfes. Sie brachen die Thüre eines kleinen Hauſes, in welchem die Begräbnißgeräthe ſich befanden, auf, und nahmen die Bahre mit weg. Auf ſie wurde der Wachtmeiſter gelegt, Joſſel breitete ſeinen Mantel über ihn und ſie trugen ihn durch die Gärten, deren Zäune umgehauen wurden, nach dem Wirthshaus. Joſſel eilte voran. In einer entlegenen Kammer des Hauſes wurde der Wachtmeiſter untergebracht; es koſtete viel Mühe, ein Bett für denſelben herbeizuſchaffen; die Wirthsleute hatten alles dergleichen auf die Seite gebracht und hatten tauſend Entſchuldigungen. Aber meinem Joſſel war der Kamm gewachſen. Er hatte ja eine Schlacht mitgemacht, er hatte unter Friedrichs Armee, wenn auch nicht gefochten, doch gewirkt und gelitten, er mußte für einen Kameraden ſorgen, zum erſten Male gab es für Joſſel eine Brüderſchaft außerhalb ſeines Stammes, deren — er dachte es nicht, aber er fühlte es — mußte er ſich würdig zeigen. So ſehr die Wirthsleute den Judenbengel verlachten, der geſtern armſelig und gedrückt hier angekommen war und heute den Herren ſpielen wollte, ſo kümmerte ihn dieſe Verachtung wenig. Er ſchalt, er commandirte, er lärmte durch's Haus, er fluchte ſogar und drohte mit Schlägen, wenn ihm nicht ſofort das Nöthige für ſeinen kranken Kameraden gebracht wurde. Daß die Schlacht gewonnen war, daß ſie glänzend gewonnen war, daß das ganze feindliche Heer in der ſchmählichſten Retirade begriffen wäre — das war wohl ſchon im ganzen Dorfe und bei den hier lagernden Truppen bekannt und erhöhte das Selbſtgefühl nicht blos der Soldaten, ſondern bald auch jedes Deutſchgeſinnten. Von dem Ruhmeskranze, der das Haupt des ſiegreichen Königs umgab, fielen die Strahlen auf jeden Einzelnen ſeiner Krieger, und trunken vom Vaterlandsgefühl ſah der Deutſche — ſelbſt der, welcher gegen Friedrich ſtand — die welſchen Dränger muthlos, verlacht dem Rhein zueilen. Sollte ſich da Joſſel nicht auch gehoben fühlen, ſollte es ihn nicht kränken, wenn man

kleinlich geizte, seinem tapfern Kameraden ein Kissen unter die zerschossenen Glieder zu legen. Nachdem diesem Alles, was nöthig war, gewährt worden, setzte sich Jossel an sein Bett, befolgte genau die Vorschriften, welche der Feldscheer ihm anempfohlen hatte, und nahm zuletzt ein Psalmbüchlein aus seiner Brieftasche, um eifrig darin zu lesen und sich Rath und Trost für seine Situation aus den Liedern jenes Königs zu holen, der vor Tausenden von Jahren seine Nation zum Glanz und Sieg geführt, aber — und hierin weit größer — für alle Zeiten die von Gottbegeisterung getragenen Lieder des Trostes und der Erhebung allen an Leib und Seele Verwundeten hinterlassen hatte.

Es war stille Nacht im Dorfe, fernhin hatte sich das Kriegsgetümmel gezogen, nur in einzelnen Häusern waren noch Wachtposten und Verwundete zurückgelassen. Der Mond schien hell in die Klause der beiden Freunde. Auf seinem Lager lag der Eine, stöhnend vor Schmerz und hin und wieder von Fieberphantasien aufgeregt, er träumte und sprach nur von den fernen Lieben, die an der Warthe Ufer lebten, von dem greisen Vater, der bei seinem Fortgehen sinnend das Haupt geschüttelt, von der Mutter, die die von Thränen überfließenden Augen in die blaue Arbeitsschürze verborgen und gerufen hatte: Christoph, ich sehe Dich nicht wieder! von der Geliebten, die schluchzend an seinem Halse gehangen. Der Andere saß aufmerksam neben ihm, auf jede Bewegung des Kranken achtend, dann wieder seine Psalmen murmelnd.

„Was machst Du da, Kamerad?“ redete ihn in einem lichten Augenblicke der Wachtmeister an.

„Ich bete für Dich, Bruder.“

„Ist das Dein hebräisches Brevier, Kamerad?“

„Ja wohl, es sind Davids Psalmen. Hier hast Du es, da steht es: Umstricken mich des Todes Bande, ergreift mich auch des Untergangs Angst, kam ich in Jammer und in Noth und rief ich dann des Herrn Namen an: o Herr, errette meine Seele, so ist er gnädig und gerecht und unser Gott barmherzig ewiglich!“

„Du erinnerst mich, was ich thun sollte. Mein Leben geht zu Ende, Kamerad. Es fassen mich des Todes Aengsten. Ruf' mir den Prediger des Dorfes, vielleicht kommt er, daß ich das Abendmahl aus seiner Hand nehme.“

„Wohl bin ich bereit,“ sagte Jossel.

Jossel, der Jude, machte sich auf, um für seinen sterbenden Kameraden den Priester zu suchen.

In der Nähe der Kirche, von welcher am Morgen der Zug nach dem Lager ausgegangen war, suchte Jossel das Pfarrhaus und fand es bald. Die Bewohner desselben hatten das Dorf am Tage verlassen, weil es zu unsicher wurde, und Zuflucht bei einem Amtsbruder in der Nähe von Bedra gesucht, waren aber gegen Abend, nachdem sich die Nachricht von dem Zurückweichen der Franzosen in der ganzen Gegend verbreitet hatte, zurückgekehrt. Nun lagen Alle im Hause in den Armen des Schlafes, ermüdet von erlittener Angst und Besorgniß. Jossel klopfte daher lange, bis sich ein Fenster öffnete und ein greiser Kopf, mit einer Schlafmütze bedeckt, durch dasselbe hinausschaute. Jossel brachte sein Gesuch an.

„Ich komme, lieber Herr, von dem Krankenlager eines verwundeten preußischen Kriegers, er wünscht von Euch die letzten Tröstungen seiner Religion, eilt und kommt, denn der Tod wird nicht lange auf sich warten lassen.“

Der Geistliche war bereit, viel zu ängstlich aber, Jossel einzulassen, mußte dieser draußen stehen bleiben, bis der Herr sich in die Kleider geworfen, sein geistliches Gewand umgethan und Alles zum Sacramente vorbereitet hatte. Jossel ging auf und ab, um sich zu erwärmen, und schaute bald nach dem klaren, gestirnten Himmel, an dessen Wölbung Tausende von Welten wie Funken glitzerten, bald nach den fernen thüringer Bergen, die sich wie ein Saum um die Erde zu ziehen schienen. „Woher kommt meine Hilfe“, seufzte er, „sie kommt vom Ewigen, der Himmel und Erde geschaffen.“ Endlich trat der Prediger heraus. Es war ein freundlicher, ältlicher Mann, der aber nochmals Jossel scharf ansah.

„Wer bist Du denn, mein Sohn?“ fragte er denselben. „Du scheinst ja kein Soldat zu sein!“

„Das bin ich auch nicht, Herr Pfarrer; ich bin Jossel, der Bachur.“

Der Prediger schüttelte verwundernd den Kopf. „Hm, hm, ein Jude, gar ein Jude, wie kommst Du denn hierher?“ —

Jossel erzählte ihm auf dem Wege, wie er zu diesem Avancement gekommen wäre. Der Prediger schüttelte immer wieder sein greises Haupt und sagte: „Hm, hm!“

Langsam stiegen die Beiden die Treppe hinauf, die in die Kammer des sterbenden Wachtmeisters führte. Jossel holte eine brennende Lampe herbei. Dem Verwundeten ging es schlecht. Seine Wunde schmerzte zwar nicht mehr, aber es kamen Schauer von großer innerlicher Beängstigung, gegen welche die starke Natur des Mannes vergebens kämpfte. Nach einigen kurzen Fragen begann der Prediger seinen Vortrag. Jossel stellte sich an das Fußende des Bettes hin und sah unverwandt in's Gesicht des Kameraden; er senkte sein Haupt und hielt die ineinandergelegten Hände an sein Herz. Er war voller Andacht, aber als der Prediger die Einsetzungsformel des Abendmahls verlas und Brod und Wein dem sterbenden Christen reichte, murmelte Jossel seinen Psalm vom David, als er in der Wüste Juda war, still für sich hin. Stoßweise die Worte des Priesters begleitend, seufzte er: „Gott, Du bist mein Gott, frühe wache ich zu Dir — es dürstet meine Seele nach Dir, mein Fleisch verlangt nach Dir — in einem trocknen und dürren Lande, da kein Wasser ist — will gern schauen Deine Macht und Ehre — denn Deine Güte ist besser denn Leben, meine Lippen preisen Dich.“ Und als nun bei den letzten Worten des Vaterunsers ein starrer Krampf die Glieder des Kriegers faßte und dehnte, als sein Auge himmelwärts schauend verlosch und der Tod sich immermehr über das blasse Antlitz lagerte, als ein letzter tiefer Seufzer der Abschiedsgruß von dieser mit der Asche der Menschenherzen sich düngenden Erde und das Willkommen in lichterer Sphäre wurde, da rief Jossel laut: „Dir, Ewiger, ist die Größe und die Stärke, die Herrlichkeit, der Sieg und die Majestät, denn Alles ist Dein im Himmel und auf Erden!“

Der Priester und der Bachur verließen nun die Kammer. Jossel folgte dem Prediger, der ihn zu sich einlud und mit Speise und Trank und warmer Stube erquickte, auch versprach, für das Begräbniß des Soldaten zu sorgen. Bald waren Beide in einem eifrigen Gespräch über — theologische Dinge; der Prediger erstaunte über die enorme Bibelkenntniß des jungen Mannes und wie dieser bei jeder Gelegenheit mit Versen und ganzen Stellen in der Ursprache des heiligen Textes

aufwartete; er selbst hatte schon längst sein weniges, auf Schule und Universität mühsam zusammengerafftes und sauer erworbenes Hebräisch vergessen, gehörte übrigens auch nicht zu Denen, die bei jeder Gelegenheit suchen, Proselyten zu machen, was auch nicht in der Zeit lag, in welcher Friedrich Jeden nach seiner Façon selig werden ließ.

10.

Jossel in Frankreich und Frankenland.

O Straßburg, o Straßburg,
du wunderschöne Stadt!
(Altes Lied.)

Am andern Tage entließ der Prediger unsern Jossel, der nun wieder frank und frei war. Wohin der Schriftsetzer gerathen, konnte er nicht erfahren. Jossel richtete seinen Weg nach Frankfurt, aber sonderbar! er sollte nach diesem ersehnten Eldorado nicht kommen. Durch eine seiner wunderbaren Launen schob ihn das Schicksal geradezu aus der siegenden preußischen Armee in die französische, und er kam hier nicht so leichten Kaufs davon, wenn er auch keine Schlacht mitzumachen hatte. Er war schon in der Nähe von Gelnhausen, als er auf ein Corps französischer Infanterie der geschlagenen Armee stieß, welches dem Rhein zueilte, während der König von Preußen wieder gen Osten gezogen war. Man hielt ihn an, fragte ihn nach seinem Paß, studirte denselben wiederholt, und als man nun erfuhr und aus den verschiedenen Visas es zu lesen glaubte, daß der fahrende Schüler eigentlich so eine Art Vagabundus war, denn seine Gelehrsamkeit trug er nicht auf dem Gesichte, wollten ihn die Franzmänner nicht weiter ziehen lassen, sondern brauchten ihn, bald das geraubte Vieh fortzutreiben, bald Mantelsäcke zu tragen und zu dergleichen Liebesdiensten. Vergebens protestirte er — Niemand verstand ihn und nach wenigen Tagen sah er sich in Straßburg. Aber auch hier war keine Ruhestätte für ihn, weiter ging es nach Metz. Seine heitere Laune war verschwunden, die Zukunft lag trübe und ohne alle Gestalt vor ihm, vom elterlichen Hause hatte er natürlich keine Nachricht und konnte auch keine dorthin geben.

Es war an einem Sonnabend in den Nachmittagsstunden, als er unter einem Haufen französischen Militairs in einer Straße von Metz stand und Quartier ertheilt werden sollte; da bemerkte er, wie aus einem Hause, dessen Pforten offen standen und über einige Stufen in einen Hofraum führten, Männer und Weiber seines Stammes in großer Menge kamen und langsamen Schrittes über die Straße zogen, wo sie sich zerstreuten. Das mußte die Synagoge sein, in deren Nähe mußten sich die Rabbinatswohnungen und dergleichen befinden. Sein Entschluß war gefaßt. Er ging einige Male auf und ab, um die Aufmerksamkeit seiner nächsten Umgebung von sich abzuleiten, drängte sich unvermerkt immer näher dem Hause zu, — dann schlüpfte er rasch in die offene Pforte, eilte über den Hofraum nach dem Tempel, als hätte er dort Etwas vergessen, und zog einen Mann, den er seiner Kleidung nach für den Synagogendiener hielt und der es auch richtig war, hinter eine Säule und lispelte ihm zu:

„Hilf mir, Bruder, ich bin ein gefangener Jud', den sie hierher geschleppt haben, verbirg mich schnell."

Der Mann mit dem schwarzen Mäntelchen war verdutzt, aber besann sich dennoch nicht lange. Er faßte ihn an die Hand, bis Alle den Tempel verlassen hatten; dann ließ er sich schnell von Jossel die näheren Umstände erzählen und hieß ihn endlich, still auf einem Stuhle in einer Ecke des Tempels sich verhalten. Er wollte erst zusehen, ob man ihn draußen vermisse oder seine Flucht bemerkt habe. Nach kurzer Zeit kam er wieder, die Truppen waren Alle einquartiert und Niemand hatte auf den fliehenden Bachur geachtet.

Der Tempeldiener ließ, der Vorsicht wegen, Jossel im Tempel zurück, schloß dessen Thüren; er sollte darin bleiben bis zur Zeit des Abendgottesdienstes. Das französische Heer legte natürlich nicht so viel Gewicht auf einen mitgeschleppten Troßknecht, als der metzer Schamesch vermeinte; es wurde keine Lärmkanone um den Deserteur abgeschossen!

Dieser saß also auf einmal in der großen Synagoge ganz allein in seiner Ecke. „Wie schön sind Deine Gezelte, Jakob, Deine Wohnungen, Israel!" rief er aus, „wie komme ich durch Deine große Gnade in Dein Haus!" Seit seiner Abreise von Halberstadt hatte er kein Gotteshaus gesehen und nun war er plötzlich in Lothringen, in einer Gemeinde, welche

berühmt war in Israel durch ihre Frömmigkeit, durch die große Zahl bedeutender Talmudgelehrten. Und welche Schicksale hatten ihn hierher geführt, wohin ihn nimmer der eigene Wille geleitet hätte. Gewiß ist auch dies zum Guten, tröstete er sich mit dem Wahlspruch des Rabbi Akiba.

Es war ihm fürerst sehr wohlich und heimisch zu Muthe in den geheiligten Räumen. Mit der größten Seelenfreude ergriff er bald ein Gebetbuch, bald eine Bibel, bald ein Psalter, die auf den Pulten umherlagen, betete und las, bald hüllte er sich in einen Gebetmantel mit wahrem Wonnegefühl ein, als sei es ein Talisman gegen alle Werber der feindlichen Heere. Aber endlich fing ihn doch zu hungern und zu frieren an. Es wurde finster, die Müdigkeit überwältigte ihn, er schlief ein. Ihm träumte, er wäre im elterlichen Hause, der Vater saß auf seinem Schemel und flickte Schuhe, in seinen Zügen sprach sich ein tiefes Leiden und Grämen aus, die Mutter hatte einen Enkel, Schwester Hannele's Kind, auf dem Schooß und liebkoste es, die alte Hodes kauerte hinter dem Ofen und legte Kloben ein, er selbst hatte ein großes Talmudbuch vor sich und studirte, aber es flimmerte ihm vor den Augen und die Buchstaben flossen in einander; da hörten sie lautes Rufen vor der Thür, an's Fenster wurde geklopft, der Wachtmeister stand mit einer Menge Soldaten auf der Straße und forderte seinen Kameraden, dann drangen wieder Franzosen ein und zogen ihn beim Arme fort, der Schuster fluchte, die Mutter betete, Hodes heulte laut auf und bat um Erbarmen, Nichts half — da erwachte er, Kerzenlicht fiel in seine Augen und blendete, von den Stufen des Tempels kamen Männer herab, und zogen nach ihren Sitzen singend: „Gepriesen sei der Herr, mein Hort, der lehret meine Hände zum Streite und meine Fäuste zum Kriege!“ Es war das Lied zum Ausgang des Sabbaths.

Es ist eine alte Sage unter den Juden, daß, wenn die Gemeinde der Gläubigen die geheiligten Räume des Tempels verlassen hat, der Gottesdienst der Todten beginnt, die, gehüllt in ihre Sterbekleider und Gebetmäntel, preisen und anbeten den Namen des Herrn, bis da wiederkommen die Lebendigen und sie ablösen im hehren Dienste. Darum klopft der, welcher die Pforten öffnet und zuerst eintritt, einige Male mit dem Schlüssel vor dem Oeffnen, damit den betenden Abgeschiedenen Nachricht von der Ankunft der Lebenden und Zeit zum Verschwinden gegeben werde. — Wirklich stand jenes Klopfen in physiologischer Verbindung mit Jossel's

Traum; aber es verursachte dem zuerst Eintretenden, der sich nach der Stelle hinwandte, wo der Bachur saß, während die Uebrigen sich singend nach ihren Sitzen zerstreuten, keinen kleinen Schrecken, als er den in den weiten, weißen Gebetmantel gehüllten Mann erblickte und einen von den verspäteten Todten zu sehen glaubte. Starr vor Entsetzen blieb er stehen, während Jossel, der sich von allen Eindrücken des Traumes und Wachens noch nicht erholen konnte, langsam aufstand und wunderlich umherschaute. „Höre Israel —," schrie endlich der Geisterseher laut und kreischend auf und von allen Seiten strömte man zu dem Winkel hin, wo sich der lebende und todte Bachur (denn auch Jener war ein in Metz Studirender) gegenüber standen. Es brannten erst wenige Kerzen und das Halbdunkel in dem weiten Raume vermehrte die Täuschung und das Angstgefühl. Der verschlafene Jossel konnte noch immer keine Worte finden, die Anderen wußten nicht, was sie daraus machen sollten. „Ein Todter, ein Todter!" lispelten Viele in der Menge. „Das sich Gott über uns Sünder erbarme!" rief still und betreten der Eine und der Andere. Wer weiß, wann es unter den Bestürzten zur Erklärung gekommen, wenn nicht alsbald der Synagogendiener eingetreten wäre, der Jossel in den Tempel eingeschlossen hatte. Dieser löste ihnen das Räthsel und rief den erstarrten Jossel wieder unter die Lebenden. Je größer der Schrecken vorher gewesen, desto lauter wurde jetzt bei den Einen der Unwille über den Diener, bei den Anderen die Theilnahme für den flüchtigen Mann. In Kurzem erzählte er den Umstehenden seine Schicksale, er brauchte dazu nicht französisch zu sprechen oder zu verstehen, denn die metzer Juden sprachen damals nur deutsch und waren selbst wenig in der Sprache ihres Landes bewandert. Von der Mosel bis zum Dniepr sprachen die Juden deutsch und war das deutsche Element bei ihnen vorherrschend.

Nach beendigtem Gottesdienste entstand sogar ein Wettstreit unter ihnen, wer den fremden Bachur mit nach Hause nehmen sollte, denn Viele waren bereit dazu, nicht nur aus Wohlwollen, sondern auch aus Neugierde. Man wollte wissen, wie es im Reiche aussehe, hören, wie es mit dem Kriege stehe und von neuen Großthaten des Königs von Preußen, und wer vermochte hiervon bessere Kunde zu geben, als der Bachur, der soeben — wunderbar genug — die Schlachtreihen verlassen hatte. — Ein kurzer, feister, elsasser Geldwechsler, Löb Falkenberg oder Faulquemont, wie er

sich französirt hatte, gewann endlich den Sieg über die Uebrigen; es könnte doch, meinte er, nach Ausmachen des Sabbaths, Jeder zu ihm kommen und von dem Fremden die preußische Geschichte hören. So ging denn mein Jossel an der Seite des Louis Faulquemont, nach dessen Behausung, indem sie in ein enges Gäßchen, nicht weit von der Kathedrale, schlüpften und in ein kleines Haus eintraten, in dessen unterm Geschoß die Wechselstube des Elsassers war, in dessen obern aber die Familie wohnte. Sie wurden von der Hausfrau, einer schlanken Dame, aus dem Erzbisthum Köln gebürtig, freundlich empfangen, sie schien es gewohnt zu sein, daß ihr Mann unangemeldete Gäste mit sich nach Hause brachte und war deshalb gar nicht genirt, da sie ihre Küche für den Sabbath mit doppelten Rationen — wie ihre Väter in der Wüste mit zwiemäßigem Manna — versah und immer noch genug für die „Sabbathnacht" übrig blieb. „Nun," sagte der Elsasser, zu Jossel gemüthlich, „nun wollen wir den Sabbath ausmachen und ordentlich essen und dann sollt Ihr mir erzählen."

In tiefem Baßtone intonirte jetzt der kleine Mann sein Lied: „Sieh, Gott ist meine Hilfe, ihm traue ich und fürchte mich nicht," und daß „den Juden Licht und Freude und Wonne werde," und begann die Ceremonie des „Ausmachens des Sabbaths," das Kerzchen in den auf den Tisch gegossenen Segenswein tauchend, bis es zischend verglommen war. Jossel thaute auf; es wurde ihm sehr wohl zu Muthe nach so viel erlittenen Uebelständen wieder in einem jüdischen Hause zu sein, und als endlich der Elsasser, fast hüpfend vor lauter Wonne, das Wochenlied begann!

Der den Unterschied gemacht
Zwischen Heilig und Gemein,
Mög' uns unsre Schuld verzeih'n,
Viele Schätze uns bescheeren,
Kinder uns, wie Sand vermehren,
Und wie Sterne in der Nacht!

— da setzte sich Jossel still auf den Sessel neben dem Ofen und erwärmte sich am Feuer, dachte an's Vaterhaus und sang dem Kleinen*) nach:

Oeffne mir die Pforte doch,
Die erhab'ne, denn, o schau',
Feucht ist mir das Haupt vom Thau,
Meiner Locken Pracht
Von dem kühlen Naß der Nacht!

---

*) Auch das Lied ist vom R. Jakob Hakaton (dem Kleinen, Jüngern.)

Aber unter den letzten Strophen:

Deine Huld verkünden mag
Jeder Tag dem andern Tag,
Jede Nacht der andern Nacht!

deckte die schlanke Frau schon den Tisch, die Kinder, zwar nicht so zahlreich wie „der Sand am Meere," aber doch in der heiligen Zahl sieben vorhanden und lauter Söhne, rückten sich schon heran und pflanzten sich „wie die Zweige des Oelbaums" um die Tafel, auf der die Reste des Sabbathbratens die hungrigen Sänger zum Imbiß einluden.

Bald füllte sich auch das Zimmer mit Neugierigen, die aufmerksam den Erzählungen des gelehrten Fremden zuhörten. Was sollte aber nun aus Jossel werden? Wenn er auch hier vor allen Verfolgungen sicher war, so mußte doch Etwas für ihn gethan werden, um ihm fortzuhelfen. Der Elsasser wußte bald Rath. Am andern Morgen nahm er seinen Gast bei der Hand und führte ihn nach dem Rabbinatsgebäude, wo er ihn dem alten Rabbi vorstellte und als Jünger empfahl. Ernst aber freundlich wurde Jossel aufgenommen, der Elsasser gab ihm Kost und Logis, wofür er dessen Kinder unterrichten mußte. Mehrere Jahre verbrachte er in Metz, studirte fleißig in der Talmudschule und setzte auch für sich die exoterischen, deutschen Studien fort. Auf die Entwickelung seines Charakters hatte jener Tag bei Roßbach und seine Folgen große Nachwirkung, er gewann eine Energie, der es freilich an Wirksamkeit fehlte, die sich aber zu seiner und Anderer Befriedigung auch in den kleinlichen Verhältnissen seines Lebens offenbarte, sein Gemüth war ruhig und unverzagt, nur der Gedanke an die Heimath erfüllte ihn mit Wehmuth. Er hatte nach Hause geschrieben, aber keine Antwort erhalten, denn die Kriegsverhältnisse hemmten zur Zeit jeden Verkehr, den auch damals noch kein regelmäßiger Postenlauf erleichterte. Dagegen brachte ihm der Zufall eine Nachricht von seinem frühern Reisegefährten, dem Schriftsetzer. Dieser hatte durch einen fahrenden Schüler die Anwesenheit Jossel's in Metz erfahren und schrieb ihm alsbald:

Aus der heiligen Gemeinde Sulzbach, den ....

Meinem süßen, theuern Freunde, dem frommen, weisen, gelehrten und lieblichen Jüngling Jossel, Sohne des ehrenfesten und gottgläubigen Sandalars Levi zu Sammetloch, Sohnes des braven

Sandalars Jossel in Prag, seligen Andenkens, Sohnes des gelehrten Levi aus Znaym, dessen Namen bekannt ist in Israel, seligen Andenkens, Gruß. Ich habe vernommen, daß Dich Gott, gepriesen sei sein Name, geführt hat nach Metz, der berühmten Stadt, und Dich begnadigt, dort die Lehren der hochweisen Männer zu vernehmen, die dort Tag und Nacht im Gesetze forschen, wenn auch jetzt ein großes Licht von ihnen gewichen in dem Rabbi Jonathan, der nach den drei großen Gemeinden im Norden gegangen, wie ich auch vernommen. Siehe, so war Gott mit Dir und hat Dich erlöset aus der Hand der Krieger, die uns gefangen nahmen, als wir in jenem Dorfe — ich weiß nicht mehr den Namen — zusammen saßen und von unserer Familie und Gottes Wort sprachen. Ich muß Dir auch melden, daß die Babi Hinde in Prag leider todt ist, denn sie ist wirklich gestorben zu unserer großen Trauer und zum unersetzlichen Verlust, einundneunzig Jahre alt, zwei Monate und drei Tage. Auch die Muhme Jettel ist leider gestorben, aber Vetter Kuh lebt immer noch, Gott vermehre seine Tage! leidet aber große Noth und ich kann ihm nicht helfen. Ich weiß nicht, wo Du auf einmal an jenem Tage geblieben bist, ich schrie lange nach Dir, wie der Hirsch nach frischem Wasser, aber Du warst fort. Ich saß auf dem Hühnerwagen und es war ein Schießen ohne Ende, daß meine Glieder zitterten wie Laub und ich schwankte, wie der Schatten der Palme. Gegen Abend aber wurde es stiller und die Wagen wurden mit weg gebracht. Da lag ich hungernd und frierend und stöhnte laut vor Gott, der Herz und Nieren prüft. Das hörte endlich ein Offizier und als ich ihm sagte! „Gnädiger Herr Feldmarschall, lassen Sie mich fort. Was soll ich hier, die Hühner sind so alle!" da packte er mich furchtbar beim Kragen und sagte: Jude, scheer Dich zum Satan. Ich ging aber nicht zum Satan, sondern nach Meiningen und von da immer weiter bis ich hierher kam, wo man sehr erstaunt war über alle unsere Thaten, und daß ich so mit dem Leben und mit geraden Gliedern davon gekommen. Gewiß hat uns aber das Verdienst unseres Urahns, Joseph Krein, der vor hundert Jahren und darüber den Märtyrertod in Freisingen gestorben, beigestanden. Er hat für uns gefleht am Tage der Schlacht. Bin also hier angekommen ohne Rock und Stock, aber Gott, der die Nacken-

den kleidet, hat mir wieder Brot zum Essen und Kleid zum Bekleiden gegeben. Ich bin wieder in Arbeit in der großen Druckerei, setze aber, wegen meiner dicken Füße, keine schweren Sachen mehr, sondern nur kleine Chumesch und Tefilot, wobei meine Augen sehr gelitten haben. Aber steht nicht geschrieben: Gottes Gebot ist rein, erleuchtet die Augen? und so wird er mich hellsehend machen, u. s. w. u. s. w. u. s. w.

Nach mehreren Jahren aber erfaßte Jossel wieder seine Unruhe und die Sehnsucht nach Hause, zugleich der Wunsch, dort sein Licht leuchten zu lassen. Er schnürte eines Morgens plötzlich sein Bündel, nahm Abschied von allen Metzer Bekannten, besonders vom Faulquemont und zog über den Rhein nach Hause. Es war ein stiller Sommerabend, als er auf der Feldmark von Sammetloch anlangte. Sein Herz klopfte laut, und wenn ihn auch manche trübe Ahnung beschlich, so drängte er sie mit Gewalt zurück. Ein Blick auf seinen neuen Rock, auf das mit schöner Wäsche ausgestopfte Ränzel, auf den mit fünfzig feinen Gulden angefüllten Beutel, Alles sein mühsam in Lothringen von den Gaben des Elsassers und Anderer, die er mit seinem Scharfsinn und seiner Thätigkeit erfreut hatte, zusammengespartes Gut — ein Blick auf diese reiche, für einen Bachur überreiche Gabe, erhob ihn und stimmte ihn zur Freude. Was werden sie jauchzen, wenn sie dich sehen, dachte er, den sie vielleicht schon für todt halten. Die Sonne war untergegangen, ein schönes Purpurroth bedeckte den Abendhimmel, von Sammetloch her ertönte die Abendglocke, hier, dort lagen die bekannten Dörfer, auf dem Berge die Burg, deren Geschichte er ganz genau kannte, die Heerden trieben überall zu Hause, immer lauter pochte das Herz. Er geht durch's Thor, er biegt in die Straße, die Häuser sind so klein geworden, noch winziger das elterliche Haus, dessen Schornstein raucht. Da öffnet er die Thür und — ein fremder Mann kommt ihm entgegen.

„Wer seid Ihr?“ fragte ihn dieser.

Wo ist mein Vater? stammelte bebend der arme Bachur, wo ist Levi Jossel, der Schuster? Wo ist meine Mutter? —

Dein Vater, armer, armer Jossel, Dein Vater, der Schuster, ist todt, Deine Mutter ist todt. Das elende Weib in der Stube, das da steht neben dem eichenen, gebohnten Schranke, ist Deine Stiefmutter, der Mann ihr zweiter Gatte, Levi Jossel ist todt. Armer Jossel!

Joſſel wankte nach dem Hauſe ſeiner Schweſter. Eine ſchmale, ſchadhafte Treppe führte in ein ärmliches, aber reinliches Gemach. Die junge Frau ſaß an der Wiege eines kranken Kindes, um ſie ſpielten mehrere andere; der Mann befand ſich am Tiſche und wand Schaufäden zur Bekleidung des älteſten Sohnes. Wer beſchreibt die Gefühle des Bachurs, als er das einzige Weſen, das er auf Erden noch ſein nennen konnte, in Noth und Elend erblickte, nachdem ihn ſoeben die Todesnachrichten im elterlichen Hauſe auf's Tiefſte erſchüttert hatten. Still ſtand er lange an der Schwelle, jetzt erſt entſtrömten Thränen ſeinen Augen, aber das Schluchzen verhinderte ihn am Sprechen. Die Frau erhob ſich von der Wiege, näherte ſich ihm einige Schritte und fragte nach ſeinem Begehr. Sie erkannte ihn nicht. Aber mit dem Rufe: „Hannerl, Dein Bruder!" ſtürzte er auf ſie, ſchloß ſie in ſeine Arme und preßte ſie an ſein Herz.

Es waren ſtille und wehmüthige Tage, die Joſſel jetzt bei ſeiner Schweſter verbrachte, aber er hat mir oft geſagt, es waren die genußreichſten ſeines Lebens. Da vernahm er die Schilderung von den letzten Lebensjahren ſeiner Eltern, deren Grab er täglich beſuchte, da las er das Teſtament ſeines Vaters, da erzählte er ſeine Begegniſſe und Wanderungen, und die Freunde kamen oft, um zu hören und zu bewundern, da theilte er der bedrängten Familie ſeine Erſparniſſe aus, machte die Kinder ſatt und froh und machte es durch ſeine Unterſtützung möglich, daß Hannerl einen kleinen Handel anlegte, der die Familie vor Noth bewahrte.

Der Mann konnte ungeſtört die Rechte „vom Verlorenen und Gefundenen" ſtudiren. Aber nach einigen Monaten mußte Joſſel Abſchied von ſeinen Lieben nehmen. Wenn er für die geliebte Schweſter weiter und mehr wirken ſollte, ſo war ſein Sammetloch nicht der Ort dazu. In einem Städtchen des Frankenlandes wurde ihm eine Hauslehrerſtelle angeboten und nicht allein der Gehalt von achzig Gulden für das Jahr, wovon er Hannerl manchen Zuſchuß gewähren konnte, auch der Trieb zur nützlichen Thätigkeit vermochte ihn, die Stelle anzunehmen. Es begleiteten ihn der Schwager, die Schweſter und die Kinder weit über das Wirthshaus „zur Grenze" hinaus, man ging noch einmal vereint zu den Grabhügeln der Eltern, betete zum „Felſenſchutz, der ohne Fehl" und trennte ſich voll Zuverſicht und Glauben.

Die Leute, in deren Haus der Bachur kam, waren freundlich und

gutgesinnt, und wenn es auch seinem Geiste nicht zusagte, die schönste Zeit mit dem Elementarunterrichte unbefähigter Kinder zuzubringen, würde er dennoch geblieben sein, wenn ihn nicht ein neues — das herbeste — Geschick getroffen. Jossel wurde krank. Ein hitziges Fieber warf ihn einen Monat auf's Lager und als er endlich genas, fühlte er, daß seine Jugendkraft dahin war, daß er in seiner Brust den Todeskeim trug, der ihn früh dahin welken machen würde. Er sehnte sich nach ungestörter Freiheit, in der er nur für sich leben konnte, nach frischer Waldesluft, in der er Erstarkung hoffte. Da bot ihm ein armer, ferner Verwandter seines Prinzipals eine Freistätte an. Es war in unserm Dorfe. Seit dem Frühling wohnte er hier und hatte die Bekanntschaft meines Vaters gemacht, den er überaus lieb gewann und der ihn sehr ehrte.

Dies war die Jugendgeschichte meines Lehrers, der mir von jenem Abend an, wo er bei meiner Heimkehr aus Weinbach vom Herrli den Vater besänftigte, ein gütiger Engel wurde.

Jossel war ein Mann, der jeden Zweig der jüdischen Religionswissenschaft genau kannte und in dieselbe ganz und gar eingeweiht war. Er war mit den heiligen Büchern und Traditionen der Hebräer auf's Innigste vertraut, ganze Abschnitte der Bibel und des Talmuds konnte er, ohne zu irren, hersagen, ihre Sprache war ihm mündlich und schriftlich geläufig. Das war die Frucht des anhaltenden Lernens seiner Knabenjahre und seiner Studien bei den Rabbinen auf den jüdischen Hochschulen. In diesem Fache war er Meister. Nicht so im übrigen Wissen, denn hier hatte er sich selbst helfen müssen, und wo jede lebendige Stimme des Lehrers fehlt, wird das Wissen immer ein mangelhaftes, ungeordnetes bleiben. Er hatte bald diese, bald jene Wissenschaft erfaßt, bald dieses, bald jenes Buch gelesen, bald vertiefte er sich in Romanlektüre, bald in Chroniken und Geschichtswerke, bald waren es mathematische Wissenschaften, die ihn fesselten, bald wiederum Kräuterbücher und ärztliche Dinge. Wie die Traktate des Talmuds hier in dieses, dort in jenes Fach, oft auf einer Seite, überschweifen, so faßte ihn jedesmal der Wissensdurst, das Nähere aus den Schätzen der neuern Zeit über jene Gegenstände zu erfahren. Dazu fehlte ihm aber eines Theils der überwältigende Geist, der sich Alles eigen zu machen versteht, andererseits mangelten ihm die Hülfsmittel und vor Allem die elementaren Grundlagen, das Wichtigste außerdem: die

Kenntniß des klassischen Alterthums. Auf sein Gemüth hatte dieser Zwiespalt zwischen Wollen und Können, zwischen Sehnsucht und Befriedigung keinen Einfluß. Er ist gerade größer oft in Geistern, die tiefer in die Wissenschaft eingedrungen sind und denen die Mangelhaftigkeit des menschlichen Wissens überhaupt klarer geworden ist. Jossel machte Alles Vergnügen, jeder Brosamen auf dem ihm so reich ausgestattet scheinenden Tische der Universalität, jede Blüthe, die er vom Baume der Erkenntniß pflückte, erquickte ihn lange mit ihrem Dufte, die Früchte waren ja so von Gott verboten. Er gewann eine große Ehrfurcht vor den Weisen und Gelehrten der außerjüdischen Welt, die von den eingefleischten und versessenen Talmudisten, die sich um Nichts weiter als den Talmud kümmerten, im Stolze der Unwissenheit verachtet wurden, er umfaßte mit Liebe alle Menschen, denen er gleiche Ansprüche an Gott und die Welt einräumte. Die Liebe war es, die ihm selbst den Zwiespalt verdeckte und kaum ahnen ließ, der zwischen seinem äußern religiösen Leben und seinen Ansichten vorhanden war und nothwendig entstehen mußte. Er geißelte oft die Thorheiten der Rabbinen, wie er sie auf den Schulen kennen gelernt hatte, er berührte vielmals das Außerwesentliche der talmudischen Satzungen und ihren geringen Einklang mit wahrhafter Religiosität, er ergoß seine Ironie über die Werkheiligkeit, die Gott einen Gefallen zu erweisen träumt durch Ceremonie und Gebet, und nur aus Furcht vor irdischer Strafe, vor Krankheit und Mangel, die die erzürnte Gottheit über sie verhängen würde, nicht zu übertreten wagt, und doch würde er selbst nie geflissentlich eine rabbinische Satzung vernachlässigt und sein Leben anders eingerichtet haben, als die strenge Positivität des Gesetzes erforderte, und doch flüchtete er immer wieder zu seinen rabbinischen Studien, nicht also weil sie ihm das Höchste schienen, sondern weil er eben in ihnen sich heimisch und meisterlich fühlte, weil er sie in der Gewalt hatte, weil ihm Form und Materie nicht fremd waren. Vor dem Worte und Inhalte der heiligen Schrift hatte er aber eine große Ehrfurcht, hier regte sich in ihm noch kein Zweifel über die Wahrhaftigkeit, doch führte sein reger und exoterisch gebildeter Geist schon zur Kritik der üblichen Interpretation und er wagte es, diese sich selbst nach eigenem Verstande, insbesondere nach den in seinem Herzen waltenden Gefühlen der Liebe zu schaffen.

Von dem Almosen des Freundes zu leben, das war Jossel, obgleich

kränklich und schwach, wie er jetzt war, nicht möglich. Und wovon lebte nun der sonderbare Mann? Schwerlich würde es Jemand errathen. — Er hatte in seinen alten Kräuterbüchern Mittel wider die Krankheiten — der Schweine, ein anderes zur gefahrlosen Vertilgung der Fliegen gefunden. Versuchsweise hatte er diese Mittel bereitet und einigen bäuerlichen Nachbarn gegeben. In kurzer Zeit verbreitete sich der Ruf in der ganzen Gegend, daß der Bachur ein untrügliches Mittel gegen die Bräune der Schweine und zur Vertilgung der lästigen Insecten austheile, daß er überhaupt ein Vieharzt erster Classe sei. Da strömten Viele, um sich Rath zu holen, zu ihm und zahlten ihm gern für seine Mühe und Weisheit. Der Bachur war geborgen. Er wurde Erhalter der Thiere, von deren Fleisch er nicht einmal essen durfte. Sein Erwerb reichte nicht allein zu, sein Leben, das nur wenige Bedürfnisse kannte, zu erhalten, sondern es wanderte auch manche kleine Summe nach Sammetloch an die Schwester. Nicht Bibel, nicht Talmud und Midrasch boten ihm die Mittel, ein freies, unabhängiges Leben zu führen, sondern sein altes Kräuterbuch. Da streifte er in den Wäldern umher und suchte die Pharmaka zum Heile der grunzenden Vierfüßler und Verderben der summenden Insecten, da stand er vor dem Herde und kochte die Brühen, füllte sie in Flaschen oder machte Packete mit Krautwerk und Blümchen, da vertheilte er sie den Besuchern und Consultanten und strich seine Groschen dafür ein, oder er hatte seine alten Folianten vor sich und studirte Agada und Halacha, oder er las den hebräischen Euklid und machte mathematische Figuren, oder er machte Kalender auf fünf oder zehn Jahre voraus, die er abschrieb und gratis vertheilte, oder er unterrichtete mich, seinen Liebling, und zeigte mir den Glanz der Wissenschaft und ließ mich die Befriedigung eines von Glauben und Wissen getragenen Lebens ahnen.

11.

Franz Neuendorf an Karl von Rosau.

Rübsdorf, den 15. Mai 1786.

Welcher Zauber hat mich mit einem Male in diese neue Umgebung gebracht, in der mir Alles, Alles fremd ist. — Ich muß mich fassen, um alle Erinnerungen, selbst die jüngsten, wach zu halten in meiner Seele. Soll ich Dir sagen, Freund, wo ich hier schreibe? Ich sitze in einem Zimmer, das, obgleich es das einfachste im ganzen Hause zu sein scheint, an Pracht und Schönheit Alles überbietet, was ich bis jetzt in dieser Art gesehen habe. Die Wände des großen Raumes sind zwar mit alten Tapeten bekleidet, aber die Farben derselben sind noch frisch erhalten; zur Deutung der allegorischen Figuren habe ich noch keine Zeit und keine Gemüthsruhe gehabt. In jedem Geräthe spricht sich ein feiner Geschmack aus, vereinigt sich die Schönheit mit Nützlichkeit und Comfort. Aber was ist alles Dies gegen die Aussicht, die sich meinem trunkenen Blicke darbietet, wenn ich von meinem Schreibtisch aus nach dem Fenster sehe, oder gar vor dieses trete. Im Hintergrunde der Landschaft eine amphitheatralisch geformte und sich sanft erhebende Bergkette, auf deren Abhang Heerden weiden und von der die Schalmeien der Hirten herübertönen, in grauer Ferne Föhren- und Buchenwälder, am Fuße der vordersten Hügel ein schmaler, aber schnell dahinströmender Fluß, dessen kleine Wasserfälle rauschen und dessen üppig bewachsenes Ufer bespülen, unter dem Fenster der Park mit seinen Laubgängen, in denen Nachtigallen schlagen, mit seinen Wiesenteppichen und dem stillen Teiche. Ueber alles Dies wölbt sich der blaue Himmel, dessen Frieden sich über diese Welt gelagert hat und in mein Herz einströmen möchte.

Es sind kaum drei Tage, daß ich Dich verließ, mein einziger Freund. Wohl habe ich die Thräne gesehen, die Du, Starker, vergebens zurückpreßtest, als ich Dir am Halse hing, als ich Deine Hand zum Abschied so fest drückte. Noch oft sah ich mich nach Dir um, Du standest still auf dem Hügel und ließest Dein weißes Tuch mir nachflattern, bis ich Dich aus dem Auge verlor. Da fühlte ich mich nach langer Zeit wieder allein, träumerisch setzte ich meinen Weg fort, mein geistiges Auge sah Dich noch lange, alle Scenen der letzten Monate schritten an mir vorüber, nur dann und wann fesselte mich die reizende Gegend und die in Frühlingspracht sich reich entwickelnde Natur. So kam ich in Bindheim, einem Dorfe drei Meilen von hier, an, wo ich zu meiner Aufnahme den Wagen des Herrn von Rühsdorf vorfand. Nach wenigen Stunden trafen wir hier ein. Mein Herz fühlte sich beklommen, als der Kutscher langsam durch die breite, dunkle Kastanienallee fuhr, welche vor das Portal des Schlosses führt. Es war schon spät, der Mond beleuchtete die Landschaft, die ich jetzt vor mir sehe, die dunkeln, mir unbekannten Plätze und warf ein magisches Licht auf die farbigen Fenster des obern Geschosses. An der Thür empfing mich ein Diener und führte mich sogleich in mein Zimmer, in welchem ich meinen kleinen Koffer, der einen Tag zuvor richtig angekommen war, vorfand. Bald wurden mir Erfrischungen gebracht und mir gesagt, daß die Herrschaft verreist sei, aber noch spät zurückkehren würde; es stünde mir frei, mich niederzulegen oder die Rückkehr des Herrn abzuwarten. Ich setzte mich an's offene Fenster, der Duft des nahen Waldesgrün mit dem der Orangenbäume, die vor dem Portal standen, gemischt, drang in die Höhe, weiße Wölkchen standen am gestirnten Himmel von den Bergen über den Fluß hinweg, die Dorfglocke läutete zum Abendsegen und in der Ferne ertönte der Gesang vergnügter Burschen. Eine feierliche Ruhe kehrte in mein Gemüth ein, aber ach! den Frieden meiner Kindheit, ihren beseligenden Gotteshauch empfand ich nicht in der Brust, wohl aber, daß die Welt, ja, Karl, daß die Wissenschaft schon viel darin zerrüttet und zerstört habe. Da rollte ein mit vier kräftigen Rossen bespannter Wagen heran, in welchem die Herrschaft saß; ich beugte mich zurück, um nicht neugierig zu erscheinen. Bald darauf kam der Diener und meldete, daß, wenn es mir noch genehm sei, ich zur Abendtafel erscheinen möchte. Bald hatte ich die Kleider

gewechselt und wurde eine breite Treppe hinunter nach dem Speisesaal geführt. Herr von Rühsdorf gab dem Diener noch einige Befehle, dann kam er auf mich zu und reichte mir freundlich die Hand zum Willkommen. Er ist ein hochgewachsener Mann von sehr edler, aber abgemessener Haltung. Sein Blick ist feurig und durchdringend, seine Gesichtszüge sind ruhig, aber dennoch scheint diese Ruhe mehr Folge der Selbstbeherrschung eines feurigen, energischen Geistes, als des innern Charakters zu sein, sie ist keine erkünstelte, aber durch das Leben gewonnene. So scheint es mir wenigstens. Er spricht wenig, aber hört desto aufmerksamer zu bei jeder Unterhaltung, die er aber oft abbricht, wenn'sie am lebhaftesten ist und auf einen andern Gegenstand lenkt. „Sie sind mir," sagte er mir, „durch die Baronin von Rosau sehr warm empfohlen worden; wie geht es Ihrem jungen Freunde?" Karl, eine bessere Einleitung des Gesprächs konnte mir der Herr nicht darbieten. Ich konnte über Dich sprechen und verbannt war meine Zaghaftigkeit, meine mir unbehilflich scheinende Haltung wich einer muthig gehobenen. Aber als ich im reichsten Flusse der Rede war, als ich das für alles Schöne und Hehre schlagende Herz des Freundes schilderte, das der Menschheit und ihren Leiden geöffnete Gemüth — da brach der Mann das Gespäch ab und fragte mich, ob ich auf dem Wege von Bindheim hierher nicht einer Extrapost begegnet, in der ein benachbarter Edelmann abgereist wäre? Jetzt öffnete sich eine Seitenthüre und Frau von Rühsdorf mit den Kindern trat in den Saal. Sie ist eine Dame im beginnenden Matronenalter, aber noch von vieler Grazie und Gewandtheit. Ihr Blick ist mild, die Augen ruhen seelenvoll auf dem, welchem sie sich zuwendet, sie spricht meistens französisch und dies sehr geläufig und anmuthsvoll. Herr von Rühsdorf stellte mich ihr vor, sie schien meine Verlegenheit zu bemerken, als sie mich fragte, ob mir mein Zimmer gefiele, und ich nicht wußte, ob ich mit einem einfachen Ja! oder mit Lobeserhebungen über diesen herrlichen Aufenthaltsort antworten sollte. Als sie aber nun in französischer Sprache einige Worte an ihren Gemahl über meine Einrichtung richtete, da antwortete ich ihr in derselben und Dank sei es der gallischen Zunge, in ihr konnte ich in geläufigen Redewendungen lebhafter meine Freude über Zimmer und Aussicht, über Natur und Kunst mich auslassen, als es in der bescheidenen, sinnigen Muttersprache möglich gewesen wäre.

Oder sollte es der Kosmopolitismus sein, der uns von Frankreich herüberweht, der uns in seiner Sprache muthiger und kühner macht, als es das deutsche Bewußtsein zur Zeit vermag? Die Kinder gefielen mir sehr. Albert, der ältere, scheint das ganze weiche, liebevolle Wesen der Mutter zu haben, er ist ein Knabe von dreizehn Jahren, lebhaft und doch sanft, wißbegierig und doch gemüthvoll; Fräulein Anna hingegen, nur ein Jahr jünger, scheint mir mehr von des Vaters aristokratischem Gepräge zu besitzen, in dem Kinde spricht sich schon der ganze Stolz Eures Standes aus, die schönen Züge des blassen Gesichts verziehen sich oft ironisch, gegen die Dienerschaft ist sie kalt und gebieterisch, sie wendet Allem nur eine geringe Aufmerksamkeit zu und scheint dennoch einen Eindruck davon festzuhalten.

Wir setzten uns bald zu Tische und das Gespräch glitt über mehrere Gegenstände. Ich richtete alle meine Aufmerksamkeit auf die Beobachtung meiner künftigen Zöglinge und die übrige Umgebung. Die Freiin schien mir eine große Verehrerin Jean Jacques zu sein. Man wunderte sich sehr, daß ich, das Gute im Einzelnen erkennend, der ganzen Richtung nicht das Wort sprach und mich als Gegner derselben gerirte. Ich wagte es, auf die großen Mängel aufmerksam zu machen. Wohl thut es unseren durch eine Künstlichkeit des Lebens verschrobenen Verhältnissen Noth, zur Natur und ihrer Einfachheit zurückzukehren, ihre Wege in der Ausbildung des Menschengeistes zu beachten und ihnen zu folgen, allein der Genfer Philosoph geht gerade den entgegengesetzten Weg, obgleich er viel von einer Rückkehr zur Natürlichkeit spricht. Er baut sein ganzes Erziehungssystem auf Methode, er construirt diese Methode künstlich in einem Geschöpfe seiner Phantasie und hat dadurch den gutmüthigen Deutschen in die philanthropistischen Ausschweifungen geführt. Diese sind die Spitzen in der Künstelei der Erziehung, sie werden am Wenigsten zur Heranbildung eines kräftigen, naturwüchsigen Menschengeschlechts beitragen, große Erschütterungen des politischen und geselligen Lebens müssen zuvörderst die Welt der Großen umgestalten, von denen doch immer die Erziehung der Kleinen ausgehen muß. Ich hatte wohl zu viel und zu lebhaft gesprochen, mich größtentheils an die Freifrau wendend, denn der Herr von Rühsdorf sah nach dem Fenster, öffnete dasselbe und gab einem Wirthschafter mehrere Anweisungen. Bald stand die

gnädige Frau vom Tische auf, ich unterhielt mich noch kurze Zeit mit den Kindern und ging dann auf mein Zimmer. Welchen Eindruck ich auf die Familie gemacht habe, weiß ich natürlich nicht. Ich will es versuchen, ihren Beifall, vor Allem die Liebe meiner Zöglinge zu erwerben und ihnen so nützlich als möglich zu werden. Ich werde erst einige Tage vorübergehen lassen, meine Umgebung, besonders den Charakter der Kinder zu studiren, ehe ich thätig und bildend eingreife; das ganze Terrain ist mir ein neues, theurer Freund. Du, der Du in dieser Welt der Vornehmen erzogen und herangereift bist, Du wirst dem unerfahrnen, nur von seinem Instinkte oder vielmehr einem aus der geistigen Beschäftigung mit sehr abstracten Gegenständen entwickelten Takte, der sehr oft irre greifen kann, zu Hilfe kommen. Unsre Freundschaft ruht ja auf anderer Grundlage, als der durch die Narrheit conventioneller Formen in das Leben der Menschheit hineingeschobenen, sie ruht auf dem Ereignisse, welches uns zusammenführte, mehr also noch auf dem durch das Schicksal selbst dargebotenen Boden, aus dem sie erwachsen, als auf der Harmonie der Ansichten, die der Umgang schuf. Lebe wohl!

12.

Franz Neuendorf an Karl von Rosau.

Rühsdorf, den . . Juni 1786.

Es geht hier besser, als ich dachte. Die herrliche Natur in der Umgegend, nach der ich mit Albert öftere Ausflüge mache, das Stillleben im Schlosse, die rüstige und gleichmäßige Thätigkeit des Landvolks, welche schafft und immer wieder schafft, ohne jene leidenschaftliche, von der Begierde des Erwerbs oder der dahinter stehenden Noth getriebene Geschäftigkeit, die das Bild des Kampfes der Gesellschaft unter einander in den großen Städten darbietet — die Familie der Herrschaft selbst, welche zwar ihre Standesvorurtheile hat, aber sie in richtigem Takte zurückhält und am Ende doch auch nur mehr in äußeren Formen sucht, als daß sie damit Anderen, die sie gewähren lassen, zu nahe tritt — alles Dies wirkt beruhigend auf mein Gemüth und eine stille Heiterkeit belebt den von den traurigen Außenverhältnissen der letzten Zeit niedergebeugten Geist wieder. In der Nähe des Gutes hinter einem anmuthigen, von vielen kleinen Bächen durchschnittenen Birkenwäldchen liegt das Pfarrdorf Elsenau, dort ist mein Vorgänger, der erste Erzieher meiner Zöglinge, Prediger. Er heißt Lindberg, hat in Halle studirt und ist seit einem halben Jahre verheirathet. Seine Frau ist die Tochter eines alten Amtsbruders, der jetzt emeritirt ist und bei seinem Sohne, einem Schulmanne an der Saale, seine alten Tage verbringt. Es ist ein frisches, einfaches, sehr thätiges Weibchen, welches durch seine Anspruchslosigkeit sehr liebenswürdig ist. Lindberg selbst ist ein Mann von klarem Verstande und einem guten Herzen, eifrig in seinem Amte, energisch in seiner Wirthschaft und überhaupt in Allem, was das praktische Leben angeht; in das, was seine

Wissenschaft betrifft, ist er aber nicht tief eingedrungen; er scheint allem Speculativen abhold zu sein und am allerwenigsten sagt ihm die Richtung zu, welche die deutsche Literatur in der neuern Zeit genommen; er meint, daß die neuere Philosophie in den Abgrund einer Alles zersetzenden Kritik führen und den ohnehin zu speculativen Deutschen von allem lebendigen Schaffen und Gestalten abhalten wird, und daß die Poesie in ihrem heutigen Charakter eine Welt der puren Einbildung zu erzeugen, das Leben von seiner Schattenseite darzustellen und das menschliche Gemüth, zwischen diese Schattenseiten und seine Träume gestellt, in einem mitleidswerthen und weinerlichen Kampf erliegen zu lassen — gar die Gefahr einer völligen Erschlaffung der Geister, eine Verweichlichung der kommenden Generationen in sich und mit sich trägt. Frage ich ihn dann nach den Mitteln, diesen Gefahren vorzubeugen, so verweist er zwar immer auf praktische Thätigkeit, treue Berufserfüllung und dergleichen, aber, da nicht alle Menschen Landprediger und Landwirthe werden können, da dem Geiste der Zeit von den ruhigen, in stillen Kreisen lebenden und wirkenden Menschen am Allerwenigsten eine andere Richtung gegeben werden kann, da er über und außer diesen stillen Kreisen waltet und herrscht, so bleibt Lindberg doch auch die nähere Antwort schuldig und zieht sich beim tiefern Eingehen in diese Materie mürrisch zurück. Ich verbringe aber sehr angenehme Stunden in seinem Hause und in seiner Gesellschaft, auch hat er mir viele Aufschlüsse über Herrn von Rühsdorf und die Verhältnisse im Hause, auch nützliche Winke über Charakter und die Anlagen meiner Zöglinge gegeben, deren Erziehung er bis zur Uebernahme seiner Pfarre geleitet hat. Wenn ich mit ihm und seiner Frau Abends in der schönen Hollunderlaube seines Gartens, in welchem Beide den ganzen Tag über, so lange keine anderen Geschäfte sie fern halten, fleißig arbeiten und den sie in kurzer Zeit zu einem kleinen Paradiese umgeschaffen haben, sitze, sie sich von der Arbeit, ich mich von der Anstrengung des Weges ausruhen, wenn dann das einfache Mahl den kleinen, runden Tisch bedeckt, ringsum in der Pflanzenwelt Alles treibt, blüht und duftet, spät heimkehrende Bienchen nach dem nahen Immenschober summen, die Vöglein in den Sträuchern und Bäumen ihre Jungen atzen, darüber aber und oben am Firmament der in seltner Pracht glänzende Abend- und Liebesstern funkelnd der Sonne, der er folgt, nachsieht,

wenn die Natur die stille Gemüthlichkeit ihres Hauswesens aufgetischt hat — dann, mein Karl, warum sollte ich es Dir nicht gestehen; — beschleicht mich auch die Sehnsucht nach einem eigenen Herde, dem Altare wahren Friedens und wahrer Glückseligkeit, dann möchte ich dem Pfarrer oft in Allem zustimmen, wenn er viele, recht viele solcher Abende, als das Ziel alles Strebens darstellt, wenn er Alles, was nicht zum häuslichen Glücke, zur Zufriedenheit mit der eignen Beschränktheit führt, für Tand, ja für Sünde erklärt und aus der ganzen Menschheit nur eine Schaar stillvergnügter Familien, jede „unter ihrem Feigenbaume", wie die Schrift sagt, machen möchte, die aus sich selbst ihr Glück schafft, und die Leiden, die einmal verhängt sind, wo sie nicht abzuwehren, in ruhiger Ergebung und im Vertrauen auf Gott. duldet und trägt. Es wird Euch Alles nichts helfen, sagt er dann wohl, Eure Philosophie, die jedes Jahrzehend wechselt und wie die Raupe sich häutet und verkümmerte Bälge zurückläßt, Eure Poesie, die Euch, statt mit der Welt zu versöhnen, mit ihr entzweit — folgt nur einzig und allein dem heiligen Worte, der ewigen Leuchte des Lebens, arbeitet still für Euch hin, liebet untereinander, und baut auf ihn, der Alles lenkt.

Gott — heilige Schrift — es sind für mich längst verklungene Laute; aus meiner Jugend tönen sie mir wie des Hirten Schalmei, wie der Schweizer Heerdenreigen, aus weiter Ferne mit lieblichem Gruße zu. Karl, sollte doch Wahrheit in diesem durch die ganze Menschheit tönenden Reigen sein, sollte die Kindheit mehr und lauterere Wahrheit gehabt haben, als der Jüngling erfaßt zu haben glaubt? In den Augenblicken, wo diese Zweifel in mir wieder aufgehen, in dem Momente, wo ich dies schreibe, fühle ich, ist die Ruhe gewichen, von der ich Dir im Anfange dieses Schreibens verkündete, ach: sie ist vielleicht nur auch eine erträumte. Du willst von meiner Jugend wissen, Du sollst es bald. Ich will vor Dir kein Geheimniß haben.

Den .. Juni .

In beiden Häusern, im Schlosse und im Pfarrhause zu Elsenau, ist Alles in Bewegung. Mir macht es Vergnügen, den verschiedenen Charakter der Thätigkeit an beiden Stätten zu beobachten. Hier sowohl als beim Pfarrer erwartet man Gäste, also ist der Zweck, die Aufnahme

liebender und geliebter Freunde in's gastliche Haus, bei beiden derselbe. Und dennoch! Herr von Rühsdorf erwartet eine ganze Familie. Nach langjähriger Abwesenheit will ihn seine Schwester, eine verwittwete Baronin von S., mit ihrer Tochter und ihrem Schwager, einem pensionirten und invaliden preußischen Obristen, besuchen. Im Pfarrhause erwartet Lindberg eine einzige Person, seine Schwägerin Maria, ein Mädchen von achtzehn Jahren, die bisher bei einer alten Tante im Braunschweig'schen erzogen worden ist. Im Schlosse werden eine Menge Zimmer in Bereitschaft gesetzt, Bediente und Mägde reinigen, putzen, tragen aus allen Ecken zusammen, Handwerksleute arbeiten bald an Thüren, Fenstern, bald an Möbeln, die Kutscher bringen die Equipagen in Ordnung, um den Herrschaften entgegenzufahren. Nach meiner Ansicht bedurfte es dieses Alles nicht. Es waltet das ganze Jahr über in der Besitzung des Herrn von Rühsdorf eine so hervorstechende Accuratesse, eine so streng beaufsichtigte und immerfort geregelte Ordnung, daß jeder Gast jeden Augenblick einkehren kann, ohne Etwas zu vermissen. Aber sobald Herr von Rühsdorf Fremde erwartet, genügt ihm die alte, gewohnte Ordnung nicht, er muß, ohne daß man ihn der Befriedigung einer Eitelkeit zeihen könnte, er muß so viel wie möglich ändern, verbessern, erneuen lassen, um die Freunde zu befriedigen. Auch mein Pfarrherr und seine Frau arbeiteten viel in diesen Tagen, auch sie wollen die geliebte Schwester mit allen ihnen zu Gebote stehenden Annehmlichkeiten überraschen, aber der Charakter ihrer Thätigkeit ist kein umwälzender. Lindberg steht im Pfarrgarten und reinigt selbst die Wege von allem emporgeschossenen Unkraut, sein alter Tagelöhner keucht unter der Last und Schwere der Karre, auf welcher er gelben Sand nach den Steigen zu fahren hat, und Lindberg ruft ihm ein über das andere Mal zu, nicht zu viel zu laden. Die junge Frau ordnet im gescheuerten und abgestäubten Hause Alles auf's Vortrefflichste, sie steckt Gardinen an, sie überzieht Möbel mit frischgewaschenen Kappen, zufrieden ruhen ihre schönen Augen bald auf diesem, bald auf jenem Punkt und dennoch ist bald hier, bald da noch eine Stecknadel anzubringen, noch ein Faden ein= oder auszuziehen, oder ein Stäubchen von einem Geräthe, von einem Bilde zu entfernen. Sobald Lindberg mit dem Garten fertig ist, klopft und bürstet er selbst seinen Rock aus, denn er will Marien eine Meile entgegengehen, um sie in der Stadt in Empfang

zu nehmen und hierher zu geleiten. Sie hat die häusliche Einrichtung ihrer Schwester noch nicht gesehen, sie kennt selbst den Schwager noch nicht. Es wird eine Fülle von Ueberraschungen und einen hohen Feiertag der Geschwisterliebe geben. Und wenn gar, wie in Aussicht steht, und er ernstlich versprochen hat, sobald ihm seine Gicht nicht hinderlich ist, der Vater der beiden Geliebten, der alte Emeritus von der Saale, in einigen Wochen einkehrt und an der Glückseligkeit seiner Kinder sein altes Herz erbaut und erwärmt, wenn er sich an diesem Platz sonnen, an jenem in der Abendkühle erfrischen, hier süß schlummern, dort von seiner Jugend in Jena und von seinem Weibe in der Erde von Saasdorf erzählen kann und wird — dann freilich, mein Lindberg, hast Du selbst die schönste Idylle lebendig und wahr in Deinem Hause und ich kann es Dir nicht verdenken, wenn Du Geßner langweilig, unwahr und unter Schattengestalten träumend findest, unter Schattengestalten, die nimmer Leben gehabt haben oder Leben finden können.

Den . . Juni 1786.

Karl, ich habe Dir viel zu erzählen. Sie sind da, hier und in Elsenau. Heute geht es noch nicht.

Aber, Karl, wohin gerathe ich? Allmählich scheint ja das kleine, — ach! ich wage schon nicht mehr zu sagen kleinliche — Leben um mich her, mich immer mehr zu fesseln, mein geistiges Leben sich selbst amalgamiren zu wollen — welche Gegenstände erregen jetzt mein Interesse und, was das Sonderbarste ist, ich kann stundenlang über Dinge sprechen, die ich noch vor wenigen Monden nur mit Achselzucken und mitleidiger, spöttischer Miene angehört hätte, ja, ich schreibe Dir sogar lange Briefe darüber . . . . Aber es sei dennoch.

Dein Franz.

13.

Franz Neuendorf an Karl von Rosau.

Rühsdorf, den . . . Juni 1786.

Wie kann ich Dir, mein Karl, den gestrigen Abend beschreiben, ihn und die Tage vorher? Eine Welt nie geahnter Gefühle, über die ich mir noch keine Rechenschaft zu geben weiß, bestürmt mein Herz. Es wird anders mit mir, ach es ist schon so viel in meinem kurzen Leben anders geworden. Eine größere, schönere Welt drücke ich an das zitternde Herz. Karl, Deine Freundschaft war mein einziges Gut, sie ist es noch, aus der Wissenschaft Born zu trinken mir höchster Genuß, es ist es noch und dennoch, dennoch der Blüthenkranz der Natur, die mich hier umgiebt, der Blick in's menschliche Herz und in's häusliche Leben der Menschen, der mir hier vergönnt ist, sie bereiten mir neue, beseligende Gefühle. Aber ach, sollte es nur der Reiz der Neuheit meiner Verhältnisse sein, sollte auch hinter dieser Welt die Täuschung stehen. Dann, Karl, fliehe ich wieder in eine Zelle hinein und werde, wie Spinoza, Glasschleifer.

Wir stiegen gestern Abend in eine Gondel, die uns über den See gleiten sollte, der an der Morgenseite des Parks, ungefähr eine Viertelstunde von hier, sich über eine Stunde weit in's Land hineinzieht. Ein starkes Gebüsch verdeckt die Aussicht nach ihm vom Schlosse aus. Herr von Rühsdorf ist schon vielfach angegangen worden, das Gebüsch ausschneiden und wegroden zu lassen, allein ich muß seinen Geschmack rühmen, wenn er dies zu thun verweigert. Schon bietet der Fluß dem Auge ein die Wiesenteppiche durchschneidendes Wasser dar, es wäre zu einförmig, nun noch am andern Ende den weiten, ruhigen See zu erblicken; statt

dessen gewährt es die herrlichste Ueberraschung, an jenem Ende des Parks, nachdem man sich durch Laubholz auf sich schlängelnden Pfaden durchgearbeitet hat, auf einmal den stillen See zu finden, dessen Ufer eine üppige Vegetation umschließt, und um den sich mehrere Vorwerke des Guts befinden, deren reinliche Gebäude das Pittoreske der Landschaft erhöhen. Es war nach der Abendtafel, als diese Wasserpartie gemacht werden sollte. Herr von Rühsdorf führte die Frau von Salting, der Oberst unsre gnädige Frau, ich war so dreist, dem Fräulein den Arm zu bieten, er wurde angenommen, an unsrer Seite gingen Albert und Anna, meine Zöglinge. So ging es durch den Park zum See. Es war eine köstliche Sommernacht. Am Himmel war auch nicht ein Wölkchen zu sehen, der Mond schien über die silbernen Fluthen des Sees, über welchen die Gondel schnell hinwegzog, die ein einziger Knecht mit gewandter Hand fortruderte. Von den Vorwerken drüben hörte man die Glocken des heimkehrenden Viehes, unterbrochen von dem Geklapper der Störche, die sich auf den Dächern angesiedelt hatten. Die laue Luft, von dem Zephyr, der über den See sanft wehte, gekühlt, schien das Wohlgefühl in Aller Brust zu vermehren. Das Fräulein fragte mich, ob ich in Italien, oder auch nur in der Schweiz gewesen. Ich erwiederte, daß meine Sehnsucht dahin noch nicht befriedigt worden sei. Sie erzählte dann von jenen Ländern mit großer Lebhaftigkeit, sie beschrieb mir den Lago maggiore, den Comer See, sie schilderte mir die Herrlichkeit der Alpengebirge. Ich war ihr dankbar, aber o ihr ewig unzufriedenen Menschen! warum sucht ihr jede Gegenwart durch den Gedanken an vergangene, an entfernte Genüsse zu verdrängen oder gleitet darüber durch die Sehnsucht nach der unbestimmten Zukunft hin. Doch auch der gestrige Abend ist mir ja schon wieder Vergangenheit geworden und ich schwelge in dem Gedanken an ihn. Ich suchte das Gespräch von den fernen Ländern abzulenken, ich machte meine Zöglinge auf die Schönheit der Gegend aufmerksam, ich deutete ihnen die Ringe und Dunkelheiten am Monde. Aber siehe, das führte auf eine noch entferntere Welt. Nachdem Jeder seine Vermuthungen über Mond und Sterne zu erkennen gegeben, Herr von Rühsdorf ihn für einen felsigen Körper erklärte, der nur dazu dienen könnte, uns das Sonnenlicht, daß ihn erleuchtet, in milderem Glanze für die Nacht zu bringen, daß er als Trabant der Erde nur für diese da sei, die gnädige

Frau ihn sich nur als Aufenthaltsort abgeschiedener Seelen, welche eben die Erde verlassen hätten und sich von ihren Lieben, ihren Erdenfreuden und Erdensorgen noch nicht allzuweit entfernen wollten, dachte, gleichsam als erste Station der großen himmlischen Reise nach unserm Tode, das Fräulein ihn für einen großen Magneten hielt, der von der Erde Dunst und Dampf, Schaum und Traum zieht, mußte ich ihnen die Resultate der neueren Forschungen mittheilen, bis mich der Oberst unterbrach und Alles dummes Zeug nannte, da der Mensch kaum wisse, was um ihn vorgehe und sich das Irdische nicht zu deuten vermöchte und die himmlischen Körper und Wesen ihm auf immer Räthsel bleiben müßten. Mein Albert traf das Beste. Der Knabe sah mit befriedigtem ja freudestrahlendem Gesichte den Wellen nach, die die Gondel im Wasser schlug, er blickte mit stillem Entzücken das Spiegelbad des Mondes im See an, er jauchzte, als ein Fischreiher herunterschoß und der Ruderknecht diesem den gefangenen Fisch im Nu weggeschlagen hatte, er hörte dem Manne mit Aufmerksamkeit zu, als der ihm erzählte, wie vor grauen Jahren dieser See plötzlich entstanden wäre und Mühlen und Häuser, Wiesen und Kornfelder mit seinen Fluthen begraben hätte, und daß man bei niedrigem Stande des Wassers noch in der Tiefe die Flügel einer Windmühle bemerke, daß die Wasser überhaupt mit dem großen Meere in einer Art Sympathie stehen sollten. Auch wir wurden still und hörten dem einfachen Manne wohlgefällig zu. Die Poesie des Volkes ist die Sage, es verknüpft mit seinem Alltäglichen das Wunderbare, mit dem Lebenden das Untergegangene, mit seinem Kleinen das Große, mit seiner Gegenwart das Vergangene, ohne sich der Zukunft zu kümmern, die ihm kein Gegenstand des Forschens, sondern des Glaubens ist. Aber Albert wollte mehr. „Ach, Guter," sagte er mir, „wenn doch jetzt einer unter uns eine Flöte hätte und zu blasen verstände, das wäre himmlisch!" Das Fräulein stimmte zu. Sie erinnerte die Baronin an Venedig und den Gesang der Gondelführer daselbst. „Kannst Du singen, Jacob?" fragte Albert den Ruderer. Der lächelte. „Nur in der Kirche," erwiederte er. Dies veranlaßte das Fräulein zu einigen Bemerkungen über den Unterschied im Charakter des Nord- und Südländers. Poesie und Gesang seien der wahre Ausdruck dieser Verschiedenheiten. Der Südländer hat die feurige Romanze, der Nordländer die düstere Sage, jener besingt seine schöne Natur

und die Liebe, dieser nur eine freudenlose Alltäglichkeit und den ihm für alle Entbehrungen Ersatz versprechenden Kirchengott.

„Auch wir Deutsche," erwiederte ich dem Fräulein, „haben schon eine reiche Fülle von poetischer Anschauung der Natur, wenn sie auch noch nicht in's Volk gedrungen ist, das freilich seine Poesie mehr in der Geschichte sucht. Vielleicht sind wir Nordländer diejenigen, die einst diese Naturpoesie in ihrem wahren Charakter auffassen und bestellen werden, wenn längst die Geschichte nur eine Mnemonik unsers Unglücks geworden ist, diejenigen, welche die Schönheit nicht blos in der äußern Gestaltung, sondern in dem innern Zusammenhang der ganzen Natur, in ihren geheimen Werkstätten erkennen und besingen werden. Vorerst begnügen wir uns, die Schönheit in der äußern Gruppirung der Naturgegenstände zu feiern, allerdings eine zufällige, aber doch auch im Norden oft und vielfach die zartesten Saiten des Gemüths erweckende. Indem wir in schöner Abendstunde hier über den See fahren, fällt uns nicht das hohe Lied unsers Klopstocks bei, das er am Zürchersee sang und das in seinen Versen mehr Gedanken und höhere Naturanschauung hat als alle Poesie der Romanen?"

Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren zerstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden See's Traubengestaden her,
Oder flohest Du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strahle,
Auf dem Flügel der Abendluft!

Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude, wie Du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings
Sanft, der fühlenden Fanny gleich!

„Sollte nicht auch," meinte die Baronin, „die Verschiedenheit der Religion in den verschiedenen Ländern, im Süden und Norden, die Verschiedenheit des Lebens, des Volkscharakters, also auch der Lebensanschauung und der Dichtung bedingen?"

„Oder sollte vielmehr," sagte Herr von Rühsdorf, „auch der besondere Charakter der Religion von der das Volk umgebenden Natur ab-

hängen? Vergleicht die Abgeschlossenheit des Juden mit seiner arabischen Wüste, in der seine Religion entstanden, die Pracht und Inbrunst der katholischen Kirche mit der reichen und üppigen Natur des Südens, den grübelnden und kritisirenden Protestantismus mit der kalten Natur des Nordens, die den Menschen den größten Theil des Jahres in's Innere seines Hauses zurückscheucht und dort zurückhält."

Ich griff jetzt in die Tasche. „Albert, Dein Wunsch kann Dir gewährt werden, wenn es die Herrschaften erlauben." Sie waren Alle sehr vergnügt, als ich meine Flöte zeigte, die ich vor der Abreise zu mir gesteckt. Die Kinder und das Fräulein besonders forderten mich lebhaft auf, zu blasen.

„Ich kann Ihnen, meine Gnädige," sagte ich zum Fräulein von Salting, „nicht die Gondeliers von Venedig ersetzen, so wenig wie unser See die Lagunen, daher müssen Sie entschuldigen."

Sie schien das für Ironie zu halten, was es wirklich nicht war. Wie sollte ich es wagen, einem so fein gebildeten, wie es scheint tief fühlenden, vornehmen Mädchen mit Ironie entgegenzukommen und ihrer Herablassung durch grobe und ungeschlachte Manier zu lohnen! Auch war mein ganzes Inneres weit davon, auch nur einen Zug von Ironie zu hegen. Ach, meine Seele war durch die Schönheit der Natur, durch die Freundlichkeit der Menschen, die mich aufgenommen und an ihren Freuden Theil nehmen ließen, durch das Gespräch, welches, wenn auch nur oberflächlich und abgebrochen, die mir heiligsten und wichtigsten Gegenstände berührte, feierlich gestimmt. Als ich des Fräuleins beleidigte Miene bemerkte und sie mir etwas spöttisch gesagt hatte: „Glauben Sie, daß ich nicht auch Verschiedenheit des Ortes und der Personen zu würdigen weiß und ihren Charakter und ihren Gehalt zu unterscheiden?" erwiederte ich schnell: „Gewiß werden Sie das, dafür bürgt der Reichthum Ihres eigenen Geistes." Der Oberst lächelte und beschäftigte sich mit seiner Dose, Herr von Rühsdorf ließ sich mit seiner Schwester in ein stilles Gespräch ein, Anna schmiegte sich an meine gnädige Frau, in deren seelenvolles Auge ich nur mit wahrer Andacht sehen kann — ach, sie ist ein Engel voll Milde — Albert setzte sich auf eine kleine Bank an meine Seite und sah vergnügt zu mir hinauf, das schöne Gesicht Elisens von Salting wurde wieder freundlich und sie sah ruhig und still nachdenkend

vor sich hin; ich aber, Karl, blies die Variation von Reinhard, die Dir vor zwei Jahren auf der Schneekoppe so sehr gefallen hat. Ich glaubte, Du ständest bei mir, wir sähen über die ganze, weite Gegend wie damals, als die Sonne aufging und die grünen Nadeln der hohen Fichten vergoldete, wie der Gießbach sich herniederstürzte zwischen den Felsen und seinen Schaum zum Himmel spritzte, wie Du mir nachher in die Arme sankst und unsere jugendlichen Herzen in Freundschaft erglühten — Karl, schon deshalb blies ich gut und mein Spiel schien Beifall zu ernten.

So kam Mitternacht heran, wir stießen wieder an's Ufer und ich begleitete Elisen durch den Park. Wir unterhielten uns von Musik, sie spielt sehr fertig das Clavier und versprach, mit mir ein Duo für dasselbe und Flöte einzuüben. Schon graute der Morgen wieder im Osten, der Vögel Sang begann in dem Gebüsche, das Fräulein frug mich, ob ich schon Bekanntschaft in der Gegend gemacht hätte, ich erzählte ihr von Lindbergs; doch darüber Dir das nächste Mal. Leb wohl, Herzensfreund.

Dein Franz.

14.

Derselbe an denselben.

Noch ist mein Herz voll von den Eindrücken des gestrigen Abends und der vorhergehenden Tage, und ich schreibe Dir und möchte den geliebten Freund an Allem, was meine Seele bewegt, Theil nehmen lassen. Warum sollte ich mich dieses Stilllebens nicht freuen, in welchem doch eine leise, fortschreitende Wirksamkeit waltet. Draußen in der Welt ist es ja auch still geworden. Seit der große König die Waffen niedergelegt, scheint der mächtige Impuls zu fehlen, der in Deutschland und anderswo die Geister in Bewegung setzte; fast scheint es, als wenn nur der Donner der Kanonen die Welt vor versumpfender Stagnation bewahren könnte, gleichwie die Gewitter die Luft reinigen und den Boden zur fruchtbaren Vegetation lockern. Aber gewiß, es scheint nur so. Auch solche Zeiten sind nothwendig und unter der starren Schnee- und Eisdecke lebt und keimt es still und kräftig für sich hin, nicht also, um zum neuen Leben zu erwachen, wie der Dichter sagt, sondern selbst lebend und unaufhörlich nach oben strebend. — Durch das in dieser Zeit der scheinbaren Ruhe wieder laut werdende theologische Gezänke, durch die Bestrebungen der Verfinsterer wollen wir uns ebensowenig irre machen lassen, als durch die Seichtigkeit der sogenannten Aufklärer, die uns Nichts reichen als die Verneinung und zertrümmern, ohne aufzubauen — jeder Tag bringt uns ja neue Producte des deutschen Geistes, wenn auch neben vielem Fremdartigen und Ephemeren. Ein noch vor zwei Decennien nicht geahnter Schwung verkündet sich in deutscher Literatur und deutscher Dichtung, die den Geist der Nation heben müssen, wenn auch nur erst in künftigen Generationen; ja, irre ich nicht, so bereitet sich auch, wenn diese neue

Nahrungsquelle für den Geist deutscher und europäischer Cultur erloschen ist, schon jetzt ein neuer Keim des Geisteslebens vor, gleichwie in der Knospe schon der Keim der künftigen Frucht, noch vor dem Erschließen der eigenen Blüthe, zu finden ist. Wo, auf welchem Boden ich diesen Keim des künftigen starken Baumes, der mit seinem Schatten und seinen Früchten dem materiellen und geistigen Leben der Welt eine neue, unversiegbare Quelle des Genusses werden wird, suche? das will ich Dir, Freund, ein anderes Mal entwickeln, wenn ich mehr Gemüthsruhe in mir fühle, als gerade heute. Diese Andeutung genüge Dir, Dich zu vergewissern, daß ich nicht ganz theilnahmlos an dem geworden bin, was die Welt bewegt und bewegen wird, und daß ich sorge, den Geist sich nicht im Minutiösen meiner Umgebung verlieren zu lassen. Und dennoch frage ich: was ist klein, was groß in der Schöpfung, im Menschen- und Naturleben? Es ist nicht klein, im Herzen und in der Seele geliebter Menschen um uns her der Quelle ihrer Empfindungen, ihrer Leiden und Freuden, ihres Webens und Strebens nachzuspüren, es ist nicht klein, im Auge des zarten Kindes den Geist hervorblitzen zu sehen, der, an dem Busen der Natur und der Menschheit erstarkend, einst das sanfte, erwärmende Feuer stillen, menschlichen Glückes verbreiten oder mit seinen Gluthen eine Welt zur verzehrenden Lohe entzünden kann, es ist nicht klein, in sich selbst zurückzukehren, den forschenden Blick auf sein eignes Innere zu richten und an der kleinen Geschichte des eignen Lebens die große Geschichte der Menschheit zu studiren. Wohl mag der Feldherr, dessen Schwert und dessen Scharfblick das Schicksal großer Staaten entscheidet, wohl mag oft der Staatsmann, dessen Hand die großen Gesellschaften der Menschen leitet, den Pflanzenforscher belächeln, wenn er im Schweiße seines Angesichts Felsen nach einem winzigen Moose erklettert, in Sümpfen watet, um eine schwimmende Wasserrose zu erhaschen oder gar Steppen nach einigen nutzlosen Gewächsen durchschreitet, wohl mögen die großen und kleinen Herrscher dieser Erde den Astronomen bespötteln, wenn sein Blick Welten durchmißt in den weiten Fernen des Firmaments, deren Dasein so gleichgiltig erscheint, weil sie uns keine Producte, keine Zölle, keine materiellen Genüsse senden und spenden — wies doch selbst ein Friedrich den Naturforscher Bloch vor einigen Jahren spottend zurück, als dieser ihm die Bilder der stummen Wasserbewohner einreichte, und erklärte seine For-

schungen für eitel dummes Zeug, hält der große König, der Philosoph auf dem Throne, sogar die höhere mathematische Analyse für einen „Luxus des Verstandes“ — aber die erschlagenen Körper der Helden des Schlachtfeldes vergehen und verwesen, wie die unscheinbare Sumpfpflanze, die Geschichte reiht mit kaltem Griffel die eine sogenannte Heldenthat an die vielen anderen, ohne sie gewiß schon längst vergessenen; nach vielen Jahren ist der Name des Helden ein leerer Klang und man fragt nur, was er als Mensch war; die kühnsten politischen Gebäude fallen zusammen und die Menschheit sucht ihre Wege still trotzend dem Genie des Staatsmannes, während der Forscher einen Stein nach dem andern zum großen Tempel menschlicher Bildung gelegt, wo einer den andern trägt, einer die Grundlage des andern bildet, ein nie aufhörender Bau, himmelan strebend, während jede Blüthe des Geistes sich zur neuen Frucht entwickelt, die Blüthe erfreut, die Frucht erquickt, der Same sich zu neuem Leben gestaltet, Hoffnung gewährend.

Die Herrschaft war verreist auf einen Tag und hatte ihre Gäste und Anna mitgenommen, um einen Besuch beim benachbarten Graf Kieling zu machen, dessen prächtige Gartenanlagen bekannt sind. Ich wollte mit Albert eine Excursion in den Wald machen und war bei Lindbergs eingeladen, der den Tag zuvor, wie ich Dir schon geschrieben, seiner Frau Schwester aus der Stadt abholen wollte. Als ich in Elsenau ankam, übergab mir seine Frau einen Brief von ihm, ein Zettel hatte ihm die sich verspätende Ankunft Mariens gemeldet, er konnte daher erst am heutigen Tage mit ihr eintreffen und er bat mich, ihn abzuwarten und den Tag einmal im dolce far niente in seinem Hause zuzubringen, seine Bücher, sein Garten stünden mir zu Gebote. Ich schlug es nicht aus, seinem Wunsche nachzukommen. In den Frühstunden machte ich mich zuerst an die kleine Bibliothek, die in seinem Arbeitszimmer aufgestellt ist, sie ist in zwei Abtheilungen geordnet, die eine gehörte dem alten Emeritus, seinem Schwiegervater, der sie ihm überlassen hat, die andere ist seine eigene Sammlung. Es machte mir Vergnügen, in den alten Lederbänden des Emeritus zu blättern, da fand sich sogar das Tagebuch seines Studentenlebens in Jena und Halle. Neben jedem Commers, den der alte Bursche mitgemacht hatte und der sorgfältig mit allen Details, mit der Zahl der Krüge Bier, die von ihm, von den Senioren und Anderen

getrunken worden, mit den Liedern, die sie gesungen hatten, verzeichnet war, fanden sich die gottseligsten Betrachtungen über Sünde und Sündhaftigkeit des menschlichen Herzens, wurde ängstlich, wenn auch vergebens, jede Regung des eigenen bewacht und besorgt — neben jeder Paukerei, die zwischen den Landsmannschaften stattfand und die in lebhaften Farben ergötzlich aufgetragen war, war jeder Witz der Professores mit diplomatischer Gewissenhaftigkeit niedergeschrieben, wie Lange heute das Colleg mit drei tiefen Seufzern eröffnet, wie Baumgarten auf Lange losgezogen und die Commilitonen vor den Kopfhängern gewarnt hätte, ihnen die Perfectibilität des Christenthums entwickelt und diese Perfectibilität nur in dem schon perfect sich dünkenden Pietismus seiner Gegner leugnete; dann war wieder die Ankunft des Königs beschrieben, wie die muntere Studentenschaft unter die Fenster des alten Dessauers gezogen und unter Fackelschein ihr Vivat rex gesungen und gebrüllt, wie die Lehrer die Revue vor dem König passirten und er ihnen das Studium des Locke empfohlen, den einige unter ihnen gar nicht zu kennen schienen — alles Dies, dann die zierlichen Hefte, die ganze akademische Weisheit enthaltend, das Streuestroh für die künftige Lagerstätte der Pfarre, machte mir, wie gesagt, unendliches Vergnügen. Es ist schön, wenn auch wehmüthig, diese vergangenen Freuden eines Alten vor sich vorüberziehen zu sehen, wie jeder Tag aus seinem Grabe wiederum ersteht, und seine Lebensgeschichte erzählt, längst verschwundene und nur dem Namen nach noch bekannte Gestalten in ihrer Eigenthümlichkeit und in der Besonderheit ihres Daseins wieder aufleben zu lassen und an solchen detaillirten Schilderungen kennen zu lernen: so war d e r und d e r, besser kennen zu lernen, als aus Biographien und Nekrologen, die oft nicht das Leben des Verblichenen, sondern nur den Schatten desselben geben.

So brachte ich den Morgen in der schattigen Gartenstube zu, während Albert im Garten und auf der Wiese seine Käfersammlung bereicherte; ich setzte mich alsdann an's Clavier, wo neben einigen Chorälen das schöne Lied des ach! zu früh verstorbenen Hölty lag:

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen.

Ich sang es nach der darunter gesetzten Composition von Reinicke, aber ich war kaum bei der zweiten Strophe:

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke thaut,
Ruht sie auf der Bahre;

als Louise, Lindbergs Frau, hastig aufsprang und mit dem Rufe: Sie kommen! hinauseilte. Ich sah zum Fenster hinaus, die beiden Schwestern lagen sich in den Armen und hielten sich lange umschlungen; ich ging Lindberg entgegen, der sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. „Ich habe lange in der Stadt auf die Wetterdirne warten müssen," sagte er, „die alte Tante war plötzlich erkrankt und Marie wollte sie nicht eher verlassen, bis sie wieder genesen. Glücklicherweise gab sich das Uebel bald. Nun, Kinderchen, kommt hinein, ich bin vom Wege ermüdet und auch Marie kann's sein, es ist eine tropische Hitze, aber schönes Heuwetter!"

Wir traten ein, und ich hatte jetzt Gelegenheit, die Jungfrau anzusehen. Karl, das ist ein schönes Mädchen. Eine herrliche, schlanke Gestalt, ihr Gesicht hat die Züge der schönen menschlichen Freude, ihr kastanienbraunes Haar hängt in zauberischen Locken über die zwar blassen, aber doch fein gerötheten Wangen, ihre dunkeln, feurigen Augen ruhen voll Unschuld auf Jedem, den sie ansieht. Nach einer Verbeugung gegen mich, als ich ihr als Candidat Neuendorf von Rühsdorf vorgestellt wurde, durchflog sie mit der Schwester das Haus bis zu den obersten Bodenräumen, den Garten und den Hofraum, freute sich mit Allem, bewunderte Alles, während ich, etwas zerstreut, mit Lindberg in der Stube zurückblieb und er mir verschiedene Neuigkeiten aus der Stadt erzählte. Wir setzten uns zu Tisch. Marie erzählte von der Tante, mit rührender Zärtlichkeit schilderte sie die Leiden der alten Matrone in den letzten Tagen, mit dankbaren Worten erwähnte sie ihrer mütterlichen Sorgfalt und sie schien von unaussprechlicher Sehnsucht erfüllt, als wir auf den fernen Vater zu sprechen kamen und als ich, der Fremde, nun auch schon Beiträge zu seiner Lebensgeschichte liefern konnte. Ich hatte ja am Vormittage das hallenser Tagebuch gelesen, und nun saß die blühende, liebreizende Tochter des Studenten auf Giebichenstein und Kröllwitz, des Zuhörers Langen's und Baumgartens vor mir. So verjüngt sich Alles in stets schönerer vollendeter, vergeistigter Form. Ich ging spät nach Hause, still

neben Albert, dessen Fragen ich oft überhörte, und wiederhole ich mir ihr Bild, die Gespräche jener wenigen Stunden, den Ton ihrer Stimme, ihre Bewegung, den Reiz ihrer Heiterkeit und Liebe, mit der sie an dem neuen Bruder hing, die zarte Zurückhaltung gegen mich, den Fremden, das tiefe Vertrauen gegen den Freund des Bruders zugleich, wiederhole ich das Alles — so verschwindet jedes andere Lob gegen das ihre, jede Unschuld ist Nichts als Einfalt dagegen.

15.

Franz Neuendorf an Karl von Rosau.

Rühsdorf, den ....

Ich verbringe meine Morgenstunden im Park. Einer auf einem runden Rasenplatze stehenden Hermessäule gegenüber befindet sich eine hölzerne Bank, von Rosen und Jasmin umlaubt, auf welcher ich in den Frühstunden meine Dispositionen zum Tagewerke und der Erziehung meiner Pfleglinge größtentheils schriftlich mache und dann in einem Buche lesend dem Tone der Glocke entgegenharre, die uns in den Frühstücks-saal ruft. Ich habe heute, mein Karl, einen köstlichen Morgen verlebt. Zwar ist schon das Lied der Nachtigallen verklungen, dagegen strömt eine hehre Freude in mein Herz, wenn ich die Pracht der mannigfaltigen Gewächse betrachte, die sich nicht weit von meinem Plätzchen in einem kleinen botanischen Garten entfaltet, den Herr von Rühsdorf hier angelegt hat, die tausendfachen Formen der Entwickelung, die doch auf Einem Gesetze zu beruhen, aus Einem Grundtypus hervorzugehen scheinen, wenn in dem Gewölbe der hohen Buchen und Linden die Vöglein ihren Jungen das Futter bringen oder zum ersten Male sie aus dem Neste führen, jene göttliche Liebe offenbarend, die sich in der Reihe der Wesen als gesetzliche Nothwendigkeit entfaltet, bis sie im Menschen als eine Blüthe der Freiheit erscheint. Wenn nach der Kühle des Morgens die Sonne immer höher steigt und die Zinnen des Schlosses vergoldet, in welchem die Herzen vortrefflicher Menschen in gegenseitiger, einander beglückender Liebe schlagen, so suche ich mich selbst in diesen Morgenstunden, ich will mich von den Träumen losreißen, in welche meine Jugend, meine Schicksale, in welche der Geist der Zeit mich versenkt haben, und in der

Wirklichkeit, in ihrer Erkenntniß und in scharfer Ordnung derselben Ruhe und Beseligung finden. Zürne nicht, wenn ich Dich an den Kämpfen theilnehmen lasse, die dieses Streben nothwendigerweise in mir hervorrufen muß. Ach! vielleicht erreiche ich nie, vielleicht erst sehr spät das Ziel. Doch — non coronatur, nisi qui certaverit ante.

Ich hatte Lessing's Nathan in der Hand. Fräulein von Salting kam von einem Spaziergange und stand, plötzlich aus dem Gebüsch tretend, vor mir. „Sie scheinen auch der Morgenstunde ihr Recht geben zu wollen. Sie erlauben, daß ich mich neben Sie setze.“ Da ich ehrerbietig aufgestanden war, winkte sie mir anmuthsvoll zu, meinen Platz wieder einzunehmen und theilnehmend fragte sie nach meinem und der Kinder Befinden und nach dem Gegenstande meiner Lectüre. Sie kannte das Buch. Obgleich nur durch französische und italienische Literatur gebildet, waren ihr dennoch einige Werke unserer deutschen Meister bekannt. Sie erzählte mir von dem Eindruck, welchen auch auf sie „Goethe's Werther“ gemacht hätte und wie in ihr durch dieses Buch eine sich selbst nicht kennende Sehnsucht erweckt worden sei, wie sie mit der Richtung ihrer Erziehung in Streit gerathen, dessen Anfangs- und Ausgangspunkt ihr nicht klar werden konnte, bis sie in den Werken ihres Lieblings Voltaire wieder Ruhe gefunden hätte.

„Ruhe wohl, gnädiges Fräulein, aber vielleicht keine Beruhigung, keine Ausgleichung des Streites, diese kann unmöglich die französische Ironie und Kritik schaffen, es kann es nur der deutsche Geist.“ — Sie sah mich groß an. „Könnte es denn hier Ihr Nathan? So sehr diese Dichtung mir gefiel, so allerliebst die einzelnen Scenen, so schön die Verse sind, in denen sich zum ersten Male auch im Deutschen eine vollendete Form findet, so einseitig erscheint mir doch die ganze Aufgabe, welche sich der Dichter gestellt, so oberflächlich ihre Lösung. Weit entfernt, einen großen Kampf aufzugreifen, in welchem die menschliche Natur begriffen ist, weit entfernt, uns eine großartige Situation vorzuführen, aus welcher der Held siegend wenn auch unterliegend hervorgeht, den Streit des Genius gegen die auf ihn stürmende, ihn anfeindende Außenwelt, hat es der Dichter hier nur mit einem kleinlichen Vorurtheil zu thun, welches ohnehin die Zeit schon bedeutend ausgeglichen hat und bald völlig beseitigen wird, welches keinen erhabenen und edlen Geist mehr

trügen kann, mit dem Vorurtheil der Religionsparteien, wie sich Jude, Christ und Araber gegenseitig um ihre alten Satzungen anfeinden, die für die Entwickelung der Menschheit im Großen, für die Herrschaft des Geistes, der durch die ganze Menschheit weht, von keiner, wenigstens von einer sehr untergeordneten Bedeutung sind. Und nun legt er gar die seichte, höchst subjective Ausgleichung dem Juden zu, der gerade der abgeschlossenste, intoleranteste unter allen dreien ist, und dessen Geschichte am allerwenigsten in die Cultur der Menschheit eingegriffen hat."

Ich wollte antworten, als plötzlich ein Diener erschien und das Fräulein eiligst nach dem Schlosse beschied. Hier hast Du dennoch die Antwort, die ich ihr noch an demselben Tage schriftlich zukommen ließ.

16.

Franz Neuendorf an Elise von Salting.

Gnädiges Fräulein! Ich mußte Ihnen heute die Antwort schuldig bleiben auf den Angriff, der aus so schönem Munde auf unsern Lessing gemacht wurde. Ich bin überzeugt, Sie nehmen dieselbe, schriftlich gegeben, ebenso gütig auf, als wenn mir das Glück zu Theil geworden wäre, am heutigen Morgen noch länger an Ihrer Seite verweilen zu dürfen. Der berührte Gegenstand bewegt mich zu tief, berührt zu nahe mein Streben und mein Sein, meine Ansichten von Geschichte und Leben, als daß ich länger zögern sollte, dem edlen Wesen, welches ein seltenes Glück mit mir unter ein Dach geführt, darüber Rede und Antwort zu geben. Wohl haben Sie Recht, daß es die erhabene Aufgabe des Dichters ist, insbesondere des epischen und dramatischen, den Kampf des erhabenen Menschen mit allen Leiden, welche Natur und Gesellschaft über ihn häufen, welchen er vor Allem mit sich selbst zu bestehen hat, den Kampf des Geistes mit dem Materiellen, der Freiheit mit der Knechtschaft, des Genius mit der äußern Nothwendigkeit, vorzuführen, und hierin wird die Dichtkunst, die edelste Bildnerin der Menschheit, inniger, dauernder und zugänglicher wirken, als alle ihre Schwestern. Dieser hehren Aufgabe waren sich auch die großen Dichter aller Zeiten bewußt. Dies Bewußtsein erkennen wir in den Tragödien des Sophokles und Aeschylus, im Homer und Virgil, ja schon in jenem wundersamen Buche der heiligen Schriften der Hebräer, im Hiob; wir erkennen es in den unvergleichlichen Dichtungen Shakspeare's, ja auch, was uns Deutsche betrifft, in den alten Nibelungen und unter den neueren im Götz von Berlichingen. Allein jene kleinlichen Vorurtheile, wie Sie sie nannten, wie Sie die

Anfeindungen der Religionsparteien nannten, sie sind es, die gerade unsägliches Unglück über die Menschheit gebracht haben. Abgesehen davon (und hierin sind sie nicht kleinlich aufgetreten), daß sie einem Menschenstamme gegen den andern das Schwert in die Hand gegeben, daß sie Länder verwüsteten, Städte zerstörten, die Saat der Cultur oft auf Jahrhunderte niedertraten, daß der Fanatismus Scheiterhaufen errichtete und sich mit Dolch und Gift bewaffnete, so hat eben das kleinliche Vorurtheil oft im Stillen die Blüthe manches Menschengeistes zerknickt, manches Menschenherz verödet und dem Einzelnen und der Familie unsägliches Unheil bereitet; so hat es einen heimlichen, aber desto tiefern Haß unter den Menschen genährt und ist wie eine ewige Krankheit durch die Menschheit geschlichen, an ihren besten Kräften zehrend, Gedanken und Empfindungen vergiftend, ihr das Mark des Lebens, die Freiheit, aussaugend. Und Sie glauben, mein Fräulein, daß diese kleinlichen Vorurtheile im Erlöschen sind? Ja, die Zeit, in der wir leben, hat daran gerüttelt, der Geist der Humanität, geweckt durch hochherzige Fürsten und aufgeklärte Schriftsteller, gepflegt durch Wissenschaft und Kunst, scheint den Streit ausgleichen zu wollen, scheint die großen Fehden um Glauben und Satzung unmöglich zu machen; aber eben das kleinliche Vorurtheil hat er noch nicht besiegt; es lebt noch fort in Gesetz und Recht, in der Gesellschaft und, was das Schlimmste und die Wurzel alles Uebels ist, im menschlichen Herzen. Schauen Sie sich um, mein gnädiges Fräulein, ja schauen Sie in Ihr eigenes Herz und geben Sie sich selbst die Antwort auf die Frage, ob das kleinliche Vorurtheil gegen Andersgläubige in Ihnen erloschen ist, sehen Sie aber bei der Beantwortung nicht blos auf die Meinung, sondern auf das Leben. Daß Lessing mit vollem Rechte dies Thema gewählt, daß er, das praktische Leben kennend, jenes kleinliche Vorurtheil für seinen Theil durch seine herrliche Dichtung zu bekämpfen strebte, daß er seinen Nathan, der durch eigenes Nachdenken bei den Kämpfen eines gewöhnlichen Lebens zur seltenen objectiven Anschauung gelangte, als Sieger über das Vorurtheil darstellte, wird Ihrem klaren Geiste einleuchten. Lessing erkannte es wohl, daß noch Jahrhunderte hindurch die Verschiedenheit der Religionsmeinung in öffentliches und privates Leben eingreifen und die Entwickelung und Geltung wahrer Humanität hindern würde, während doch die religiöse Idee, wie

sie in den Religionen aller drei Parteien getragen wird, nur die Liebe des göttlichen Wesens zum Menschen und im Menschen ausspricht. Es ist auch kleinliches Vorurtheil von Ihrer Seite — Sie verzeihen meiner Aufrichtigkeit, gnädiges Fräulein, — wenn Sie den Dichter tadeln, daß er gerade den Juden zum Träger rein menschlicher Ideen machte. Und warum ihn nicht? frage ich Sie. Sie kennen die alten Quellen, aus welchen der Jude seine Religionsansichten schöpft. Sie sind so rein und lauter, sie geben hier und da nur durch menschliche Auffassung getrübte Kunde von einem allwaltenden, gerechten und liebenden Gotte, daß auch das Christenthum aus jenen Quellen seine Lehre schöpfte, die in Israel erstand und aus ihm hervorging. So ist dem Juden also die Ursprünglichkeit der religiösen Idee nicht abzustreiten. Aber noch mehr berechtigt seine Geschichte unsern Dichter, ihm den Nathan zu überlassen. Diese Geschichte ist nur eine Leidensgeschichte, kein Menschenstamm hat um seines Glaubens und seiner auf diesen gegründeten Formen wegen so viele Verfolgungen erlitten, so viele Bedrückungen, so großen anhaltenden Haß erdulden müssen; keiner hat diesen Beschwerden mit so ausdauernder Standhaftigkeit, mit so tiefer Resignation auf alle Vorzüge des bürgerlichen und politischen Lebens, ja auf alle Ansprüche des häuslichen Glückes widerstanden, ein Wunder göttlicher Erhaltung durch alle Zeiten und an allen Orten. Und so wie die Einsamkeit dem Individuum die Mutter der Gedankenerhabenheit ist, so wie wir fern von dem Getriebe der Welt dieses klarer und einsichtsvoller, ungetrübt und leidenschaftslos beurtheilen, seine Thorheiten belächeln, sein Ringen und Streiten übersehen, so kann gerade der Stamm am geeignetsten sein, jedes lästige Vorurtheil von sich abzuwerfen und mit Ruhe und Besonnenheit die Kämpfe der Andern zu beurtheilen, der der älteste, dauerndste, dabei verachtetste und am meisten mißkannte von ihnen allen ist. Er wird getragen von seiner rein monotheistischen Lehre, die Zuthaten und Ausschmückungen, die ihr im Laufe der Zeit geworden, am besten zu erkennen im Stande sein, die Spreu von dem Korne sichten gelernt haben und in seiner eigenen Geschichte das Vergängliche und Unnütze der Verfolgung, die Thorheit des Hasses und das Niedere der Lieblosigkeit am deutlichsten lesen. Darum hat Lessing einen Juden gewählt. Und wenn es Aufgabe der dramatischen Kunst ist, nicht

Ideale zu geben, die auf Realität Anspruch machen können, sondern vielmehr Realitäten, die nach dem Idealen streben, so entspricht auch in dieser Hinsicht Lessing jener Anforderung. Wer die Geschichte der Juden kennt, weiß, daß sie manchen Nathan aufzuweisen hat. Lessing brauchte nicht lange nach einem solchen zu suchen, er fand ihn in seinem treuesten Freunde, in dem weisen und milden, vor wenigen Monden entschlafenen Mendelssohn. Ich bin so frei, mein Fräulein, Ihnen anbei einige Schriften dieses seltenen Mannes zu übersenden, vielleicht wird Ihnen manches deutlicher, was ich eben nur angedeutet habe. Meiner Dreistigkeit werden Sie Ihre Nachsicht nicht versagen.

17.

Franz Neuendorf an Karl von Rosau.

Es war ein schöner Sonntag, voll stiller Befriedigung, den ich in Elsenau bei meinem Lindberg verbracht habe. Es war das Erntefest, zu dessen Feier ich mit meinem Zögling eingeladen war. Da waren schon früh im Pfarrhause die Freunde aus der Umgegend versammelt. Das ganze Haus war mit Guirlanden bekränzt, mit Maien bepflanzt. Das Geläute der Glocken vom gothischen Kirchthurme wechselte mit Chorälen, welche eine Musikbande von demselben herabtönen ließ; Alles war festlich gekleidet, festlich gestimmt. Dabei das schönste Wetter, ein heller, erquickender Sonntagsmorgen, nachdem in den Frühstunden ein sanfter Regen die lange dürstenden Fluren erfrischt hatte.

Die Sonne schien durch das Laub der Bäume und die hellen Fensterscheiben der Wohnstube auf die fröhlichen Gesichter in derselben. Von allen Seiten gab es freudige Begrüßungen, Erneuerung alter Bekanntschaften, Erkundigung und neugieriges Ausforschen nach Diesem und Jenem, gegenseitige Verwunderung über das gute Aussehen der Freunde und dergleichen fröhliche Besprechungen mehr. Marie erschien wie ein Engel des Lichts in weißem Kleide, auf dem Haupte einen Kranz von Immergrün tragend, still und fromm in den Kreis hineinsehend, den sie mit Erfrischungen allerlei Art erfreute. Die Augen Aller waren auf das Mädchen gerichtet und als sie ihre Beschäftigungen wieder in's Haus zurückriefen, drangen Alle, ihre Freude und Glückwünsche über die holde Schwester äußernd, auf Lindberg und seine Frau ein, welche diese Huldigungen mit Wohlwollen und sichtbarer Befriedigung aufnahmen. Nun aber bewegte sich der Zug nach der Kirche, nachdem sich auch die Bewohner

des Dorfes und der Filialgemeinden im Pfarrhofe versammelt hatten. Voran zogen die Musikanten, einen langsamen Marsch blasend, dann der Fahnenträger, der der schönste Bursche im Dorfe und soeben vom Militärdienste zurückgekehrt, eine alte Fahne trug, die der große Kurfürst im Schwedenkriege der Bauernschaft für ihre Treue und Bereitwilligkeit zum Kampfe verehrt hatte und die, als heilige Reliquie in der Kirche verwahrt, nur bei festlichen Gelegenheiten ihrem Winkel entnommen wird. Hinter ihm schritt der Pfarrer einher, umgeben von den Amtsbrüdern und Schullehrern. Dann kamen die Fremden und Besuchenden, die Männer der Dorfschaften mit ihren Frauen und endlich die Jugend. Lindbergs Predigt gefiel mir sehr, sie war eindringlich und körnig, voller Gemüth und praktischer Lebensweisheit, dem Landmanne verständlich, ohne Schwulst und Dunkelheit. Er hatte zum Text den Psalmvers gewählt: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten!" Er dehnte die Deutung auf alle Lebensverhältnisse des Landvolks aus, auf That und Lohn der Arbeit, auf Jugend und Alter, auf Erziehung und Schicksal. Es war eine wahrhafte Erbauung, die alle Anwesenden zu bewegen, ernst und doch freudig zu stimmen schien. Mir wurde es nochmals klar, daß dieser Gottesdienst durch kein anderes Vehikel der Volksbildung ersetzt werden könne, daß das Volk nicht durch bloßen Unterricht in realen Dingen oder durch nacktes Moralisiren denjenigen Halt gewinnen könne, der es in den Mühen und Lasten stützt und trägt, den ihm die Predigt und der Gottesdienst verschaffen, welche auf den Glauben an das für ihn unumstößliche Wort einer als heilig verehrten Schrift sich gründen und aus diesem Worte schöpfen.

Nach der Kirche versammelte uns der Garten, in welchem uns Lindberg seine neuen Schöpfungen nachwies, seine immerfort währende Freude an Ersparniß, Wirthschaft, Auskommen, an der schönen Ruhe in seinem Hauswesen, an dem immer bestimmter werdenden Gefühl von Einschränkung und dadurch der wahren Ausbreitung bekundend, welches Alles wieder auf die Stille und Bestimmtheit in seinem Leben und Handeln beseligend wirkt. Als aber später das Mahl uns zu Tische rief, als es an ein Plaudern und Scherzen, ein Anbieten, Darreichen und Genießen ging, als der Rheinwein Gemüth und Lippen öffnete, als die Alten im Scherz und Ernst aus früheren Zeiten und Begebnissen erzählten, als alle Saiten

der Vaterlands=, Freundes= und Gattenliebe berührt wurden, als ich das Glück hatte, neben Marien zu sitzen, von ihr freundlichst besorgt und beobachtet, da schwamm, guter Karl, mein Herz in einem Meere von Wonne; so viel Glück, so viel innere Beseligung, so große Vorahnung der wahren Weisheit, so viel fröhliche, bunte Imagination war mir ja noch nie beschieden worden, die Entfremdung von den Menschen schien von mir zu weichen und ich eine schöne Aufklärung über mich selbst zu gewinnen. Marie erzählte mir viel von ihrer Kindheit, wie in ihrer Einsamkeit, neben ihrem alten Vater, bei aller Befriedigung der Wonnezeit des ersten geistigen Erwachens sich in ihr ein Drang hervorbildete, die große Welt außer dem Pfarrhause kennen zu lernen, wie sie sich das Draußen mit den schönsten Farben gemalt hätte, wie der Vater dies beiläufig bemerkt und ihr dann von dem Elende und der Hohlheit, von der Schuldhaftigkeit und dem Trübsal jenes großen Lebens Mittheilungen gemacht, wie sie selbst dann, als sie zum ersten Mal längere Zeit in einer großen Stadt geweilt hätte, freilich nur aus der Ferne die Behauptung des Vaters bewahrheitet gefunden. — Alles dies erinnerte mich an eine Zeit meiner Kindheit, in welcher alle diese Gefühle in mir aufkeimten, mein Herz wurde von diesen Erinnerungen und der lebendigen Gegenwart um mich zusammengepreßt und versunken in den Anblick des lieblichen Wesens, dem sanften Ton ihrer Stimme lauschend und die mit so vieler Naivetät und Unschuld gethanen Aeußerungen anhörend kamen mir Thränen der Rührung und der Sehnsucht in's Auge, die Marie bemerkte und dann mit wehmüthigem Blicke auf mich schauend, ihre Worte zurückhielt. — Es war auch Zeit aufzustehen; denn nach einer kurzen Tischrede, in welcher der älteste Geistliche am Tische den Dank gegen Gott aussprach für die Erhaltung des Lebens des greisen Königs, der der Segnungen viele über das Land gebracht und der selbst im hohen Alter den Seinigen mit dem Beispiele rüstiger Thätigkeit, jener Würze des Lebens, vorangeht; für die glückliche Vollendung des Kreislaufs ländlicher Beschäftigungen, die mit der Arbeit im Schweiße des Angesichts den Menschen nähren und die Menschheit fördern, für diese Stunde, die die Freunde versammelt um den gastlichen Tisch des biedern Hausherrn und der wackern Hausfrau, wurde unter Umarmungen die Tafel aufgehoben; die Aeltern zerstreuten sich gruppenweise in dem nahen

Laubholze, die Jüngern spazierten nach einem freien Platze im Dorfe, wo auf einem mit Laub bedeckten Tanzplatze die Jugend sich zum Reigen anschickte. Auch Dein Freund mußte tanzen. Nachdem ich von einer schmucken Bauerdirne aufgefordert mit dieser einen Rundtanz ausgeführt hatte, forderte ich Marien zum Walzer auf. Das Mädchen tanzt wie ein Engel. Es schien mir, als wären Vieler Augen auf uns gerichtet, sie beachtete dies in ihrer Unschuld nicht. Nach dem Tanze klopfte mir ein alter Beamter auf die Schulter und sagte scherzend: „Sie schienen ja der guten Marie bis in's Herz sehen zu wollen, haben sie darin was gelesen?“ „„Ich sah nur,““ erwiederte ich, mich verbeugend, „„eine reine Gottestafel der Unschuld.““ „Schreiben Sie Ihren Namen nicht zu tief auf diese Tafel ein!“ sagte er, mir mit dem Finger drohend und entfernte sich. Unterdessen waren auch Lindbergs zum Tanzfeste gekommen, wir verließen aber dasselbe bald und machten einen Spaziergang in's Freie. Ich führte Marien. Wir schlenderten eine Weile fort, ein Gespräch über Lindbergs Charakter und über sein häusliches Glück führend. — Sie verehrt und liebt den Schwager wahrhaft enthusiastisch und erzählte mir bald lachend, bald mit heiligem Ernst und Eifer einige Charakterzüge, die mich für den Mann noch mehr einnahmen. Aufrichtig muß ich aber gestehen, daß mich die Auffassung und der Vortrag Mariens fast noch mehr interessirten. Als wir uns umsahen, waren Lindbergs verschwunden, sie waren wahrscheinlich zu den Gästen zurückgekehrt. Auch Marie mahnte an die Rückkehr. Ich redete ihr zu, zuvor einen Hügel mit mir hinanzugehen, von welchem wir die Aussicht auf den Rühsdorfer See genießen konnten. Dort angelangt ging so eben die Sonne in glühender Farbenpracht unter. Ihr folgte kurz darauf der glänzende Sirius. Eine heilige Stille lagerte sich in der Dämmerung auf die ganze Landschaft. Der See war still und nur an seinen Ufern brachen sich plätschernd einige Wellen. Hin und wieder hörte man irgend einen Ruf aus den Dörfern des jenseitigen Ufers oder einen Ton der Musik von Elsenau her. Wir sahen uns freudetrunken an: Da sprach Marie leise: „Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht!“ — „„schöner““, sagte ich ihr, „„ein froh Gesicht und schöner noch ein Herz voll Liebe und Unschuld, wie es sich im lieben Angesicht Mariens spiegelt.““ Sie lächelte und mahnte nochmals zur Rückkehr. Bei einem

Fehltritt, wodurch sie beinah vom Hügel herabgestürzt wäre, hielt ich sie fest. Wir kehrten nach Hause zurück, beide still und bewegt von dem Eindrucke des herrlichen Tages. Am Himmel glänzten unzählige Sterne, in häufigen Sternschnuppen zogen Welten in raschem Fluge über unsern Häuptern vorüber. Sie gehen ihre ewige durch einen höhern Willen vorgeschriebene und gesetzliche Bahn. Und die Welt des menschlichen Herzens! Ist sie allein den innern Kämpfen und den Eingriffen der Willkür ausgesetzt? Oder ist auch ihm seine Bahn von höherer Hand vorgezeichnet. Es war Mitternacht, als ich mit meinem Knaben heimkehrte; der Mond war aufgegangen und schien still auf uns herab. Albert sprang vor mir her, er war durchaus nicht ermüdet und hatte sich mit ganzer Seele dem Eindrucke des Tages überlassen.

Man lasse die Kindheit nur unschuldig froh sein — und kann sie es anders? — Das ist der mächtigste Hebel körperlicher und geistiger Erziehung, die Saat künftiger Wohlfahrt.

Als wir durch den Park gingen, klang noch Gesang aus Elisens Zimmer. Mit tiefer Rührung lauschte ich den Tönen. Sie sang das herrliche Lied von Goethe:

Unter allen Gipfeln
 Ist Ruh',
In allen Wipfeln
 Spürest Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögel schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest Du auch. —

18.

Derselbe an Denselben.

Wie können oft wenige Tage die Dinge und die Situationen um uns ändern. Ich sitze am Krankenbette Elisens, ich schreibe Dir beim Schimmer einer Nachtlampe, die Kranke schläft, neue Hoffnung kommt in Aller Herzen zurück; nur eine Magd sitzt in der Ecke des Zimmers, auch über sie hat, nach vielen Anstrengungen, die Natur ihr Recht gewonnen. Doch laß Dir erzählen. Es war mir vergönnt, in der letzten Zeit Elisen öfter zu sprechen; außer an der Mittagstafel, wo sie im Allgemeinen still und etwas schweigsam war, begegneten wir uns öfter im Park und machten einige Spaziergänge in seinen schönsten Partieen. Viele Blicke konnte ich da in das edle Herz dieses seltenen Mädchens werfen, das für alles Schöne und Erhabene empfänglich, für die ganze Menschheit erglüht; ich ergötzte mich an der Klarheit ihres Verstandes, an ihren geistreichen Aperçus, an ihrer launigen Beurtheilung der Gesellschaft und einzelner Personen. Nur das Eine störte mich zuweilen, daß diese Beurtheilungen oft zu sarkastisch waren, so daß mir durch ihren Charakter ein Grundzug von Ironie zu gehen schien, die sie freilich mehr auf sich, ihre eigenen Verhältnisse, auf gleich und höher gestellte Personen ergoß, während sie Lage und Umstände der geistig, sittlich und gesellschaftlich tiefer Stehenden mit großer Milde und barmherziger Liebe auffaßte. Nie wendet sie den Stachel der Ironie und des Witzes gegen das wirkliche Elend, dem sie den heiligsten Ernst und die umfassendste Würdigung widmet. So mußte ich für sie die Hütte der Armuth aufsuchen, sie dort hingeleiten und reicher Segen folgte ihren Schritten. Die gnädige Frau brauchte in dies Interesse für ihre leidenden Unterthanen nicht erst hin-

eingezogen zu werden, ihre Hand war von je her offen wie ihr Herz, aber sie besitzt den praktischen Takt Elisens nicht, der, ich kann es sagen, durch mich noch gestärkt und geleitet wird. Ich bin ja der Mann, der, wie jener Prophet sagt: das Elend gesehen hat. Wir sorgten für Kranke, wir versöhnten Gehässigkeiten in den Familien, wir bekümmerten uns um den Unterricht der Kinder, wir ordneten zerrüttete Verhältnisse, so gut wir konnten und dergleichen mehr. — So knüpfte uns ein schönes Band an einander, das Band vereinter Thätigkeit um Menschenwohl, und wenn es auch ein kleiner Kreis war, in dem wir uns bewegten, so war doch die Wirkung desto inniger und nachhaltiger und jede Zerstreuung unserer Kräfte und Absichten wurde vermieden. Aber auch von anderer Seite suchte ich auf Elisen zu wirken. Ich machte sie darauf aufmerksam, wie gefährlich jene Ironie, die ihrem Charakter anzuhängen scheint, für die Entwickelung ihres Wesens, ja für ihr Schicksal werden könnte. Sie verträgt sich am wenigsten mit der weiblichen Innigkeit, mit der geistigen Bestimmung des Weibes, sie verläßt den Menschen, wenn das Unglück über ihn hereinbricht, sie läßt eine Hohlheit und Schwäche zurück, die kampfesunfähig macht und die Verlassenheit in den trüben Stunden des Lebens doppelt fühlt.

Das erkannte Elise und dankte mir für diese Winke. Mit wahrer Kraft widerstand sie jedem Zuge, der sie von einer durch und durch humanen Anschauung der Verhältnisse abführen konnte und gestand mir, daß sie in dieser Richtung weit mehr Befriedigung finde. Nun wurde auch die französische Literatur von ihr verlassen. Wir lasen mehrere englische Geschichtschreiber miteinander, nachdem ich sie in den Elementen dieser Sprache unterrichtet, die sie rasch begriff. Wir studirten die neueren deutschen Werke, besonders Lessings und jenes neuen Sternes, der über den deutschen Himmel aufgegangen ist und der vielleicht dazu bestimmt ist mit nie gesehenem Glanze das kommende Jahrhundert zu erleuchten. Die Stunden, die uns jeden Vormittag auf dem Balcon vereinigten und Geist und Gemüth mit solcher Beschäftigung und im Zwiegespräch und Gedankenaustausch erquickten, während die Kinder mit Zeichnen und Schreiben beschäftigt waren, waren die schönsten der letzten Zeit. Werden sie es auch in der Zukunft sein? Sie hatten für mich noch die Bedeutung, daß sie meine Sehnsucht nach Elsenau ablenkten, dorthin zieht mich, ich gestehe

es Dir, ein unwiderstehlicher Trieb meines Herzens, dem ich nicht folgen soll, nicht darf. Auch über den Nathan war Elise mit mir im Klaren, ich hatte sie durch meinen Brief, noch mehr durch spätere Unterredungen überzeugt, durch den steten Verkehr mit dem Volke war es ihr einsichtlich geworden, daß zwischen großen und kleinen Vorurtheilen in Hinsicht der Wirkung kein Unterschied ist und daß das Tragische innerhalb der Wände einer Hütte weit öfter zu finden, als auf dem großen Welttheater, daß ein größerer Heldenmuth erforderlich, den Insektenstichen eines niedrigen Geschickes als den Schlägen des Schicksals zu widerstehen. Den Mendelssohn hatte sie mit großem Vergnügen gelesen, wenn sie auch mit manchen Darstellungen desselben, mit seiner Beweisführung der Unsterblichkeit, die der Kritik des Verstandes, die heiligen Gegenstände des Glaubens zu überantworten sucht, sich nicht vertraut machen konnte, sie begrüßte in ihm mit mir den neuen Koryphäen des Geistes eines gedrückten Menschenstammes.

Der Geburtstag des Herrn von Rühsdorf wurde gefeiert. Nach einer schönen Familienscene in den Morgenstunden, in welcher auch meine Zöglinge auftraten und von ihrer Mutter und Elisen in reizende Genien verwandelt, dem Vater ein von mir verfaßtes Gedicht vortrugen, nachdem die Dienstleute vor dem Portale des Schlosses dem gütigen Herrn unter Musikbegleitung ein Lebehoch gebracht, füllte sich der Hof mit den Equipagen einer Menge ankommender Besucher, meistens Edelleute aus der Umgegend. Sie alle schienen in Herrn von Rühsdorf den umsichtigen Landwirth, den wackern Patrioten, den Mann von wahrer Ehre und von einem scharfen Verstande anzuerkennen, wenn auch diese Würdigung des Mannes bei dem Einen oder Andern, der in seinen Verhältnissen zurückgekommen ist, von einem Anflug von Neid getrübt wurde. Herr von Rühsdorf weiß dies recht gut und mit feinem Takte vermeidet er daher Alles, was diesen Neid vermehren könnte und sucht so viel als möglich ihrem Blicke das wirklich Vorzügliche seiner Lage zu entziehen. Bei Tische mußte ich mich über die Flachheit mancher Personen, die sogar früher oder noch jetzt eine große Rolle in Staatsgeschäften spielten oder mit nicht unwichtigen Aemtern betraut waren, wundern und einsehen lernen, wie wenig oft dazu gehört, in der Welt Eclat zu machen. Das Gespräch drehte sich besonders um landwirthschaftliche Gegenstände und die Meisten waren

der Ansicht, daß hier durch keine Theorie etwas zu erlangen sei, sondern vielmehr von der Erfahrung allein, worunter viele freilich nur den Schlendrian ihrer Routine verstanden, Heil und Vortheil zu erwarten wäre. — So urtheilte man oberflächlich und mißbilligend über Güterzusammenlegung, rationellen Fruchtwechsel und dergleichen. Ich wagte, mich in's Gespräch zu mischen. Ich suchte darauf aufmerksam zu machen, daß, wie auch schon die größten Geister der Nation es ahnen, nur aus der Cultur der Naturwissenschaften auch der Fortschritt aller derjenigen Beschäftigungen, die es mit der Natur zu thun haben, hervorgehen kann, daß für Landwirthschaft, Arzneikunde und dergleichen eine neue Aera beginnen wird, wenn die Naturkunde von den Fesseln philosophischer Speculation befreit den Weg der Beobachtung und des Versuchs einschlagen und auf diesem Wege das Einzelne scharf in's Auge fassen und aus dem Einzelnen die Resultate für das ganze menschliche Leben gewinnen wird. Sie wird dann in allen Fächern des menschlichen Wissens der Schriftgelehrsamkeit Abbruch thun. Man wird sich dann nicht mit dem abstracten Worte, sondern mit der sichtlichen concreten That begnügen, nicht die Meinung, sondern die Erscheinung haben wollen. Von einer ausgebildeten Physik, von einer in's Detail gehenden Chemie wird die Gestaltung der Gesellschaft und des Lebens der künftigen Menschheit abhängen und das Außerordentliche wird ihr so nahe, so deutlich, so bestimmt dargelegt werden, daß es sein mystisches Dunkel immer mehr und mehr verlieren wird. Nicht daher die Theorie an und für sich, sondern die Naturwissenschaft wird eine völlige Umwälzung zuvörderst in den einzelnen Kreisen menschlicher Thätigkeit, dann aus diesen heraus in dem großen Staaten- und Völkerleben hervorbringen, eine heilsamere und nachhaltigere Umwälzung, als es die Raisonnements der französischen Encyclopädisten versprechen. Wie Viele mich verstanden, weiß ich nicht, Einige suchten meinen Eifer durch kühle Witze zu schwächen, ob ich vielleicht durch Mongolfiers Luftfahrten den bessern Ertrag ihres Bodens, den rascheren Absatz ihrer Producte zu erzielen gedenke. Ich ließ mich nicht irre machen und fuhr in meiner Exposition fort, da ich im Gesichte meines Herrn von Rühsdorf eine Billigung meiner Ansichten zu lesen glaubte. Die einzelne Erscheinung, meinte ich, kann nicht sofort ihren praktischen Werth finden, sie wird es erst in der Combination mit vielen andern, hieraus lassen sich

erst Gesetze entwickeln, und was jene aërostatischen Versuche der Zukunft bringen werden, läßt sich jetzt noch erst ahnen, nicht bestimmen. Bald aber glitt das Gespräch über diese Gegenstände hinweg, ich blieb still und in mich versunken, bis mich Elise anredete, die neben mir saß. Ihr war anfangs ein anderer Platz neben einem Junker, dem seine Pferde und Hunde das Heiligste auf der Welt waren, bestimmt, sie hatte aber rasch die Karte von den Tellern gewechselt und dem Junker ein Fräulein von S. zugeschoben, die mir als Tischnachbarin zugedacht war. Ich mußte ihr noch einige Aufklärung über das Gesprochene geben. Die Tafel wurde aufgehoben und der Kaffee im Park genommen. Man besichtigte den botanischen Garten, das Treibhaus und die neuen Anlagen und wunderte sich über Elisens Kenntniß der exotischen Gewächse. Herr von Rühsdorf zeigte auf mich als ihren Lehrer in diesen Sachen, mit einem gewissen Anflug von Stolz. Da bestürmten mich denn mehrere der Damen mit Anträgen, auch zuweilen nach ihren Besitzungen hinüber zu kommen, um dort mein Licht leuchten zu lassen. Ich erwiederte mit stummen Verbeugungen. Der Abend kam heran und die ganze Gesellschaft zog nach einem Häuschen, unweit des See's, in welchem die schönsten Früchte servirt waren. Als es dunkel geworden, öffnete sich die Thür und siehe, da stellte sich uns durch geheime Anstalten der gnädigen Frau ein Anblick dar, der mehr einer realisirten, dichterischen Vision, als einer Naturscene ähnlich sah. Das ganze Ufer des See's ganz in Rembrandts Geschmack beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effekt machte, der über allen Ausdruck geht. Alle waren davon entzückt, und als wir die kleine Treppe des Häuschens hinabstiegen und längs des Ufers gegen eine kleine Meierei hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandt'scher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen und die durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein wunderbares Leben bekamen. Da in diesem Augenblicke allgemeinen Entzückens wurde eine Estaffette gemeldet, ein Diener brachte Herrn von Rühsdorf einen Brief, er öffnete ihn, Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Mit tiefbewegter Stimme verkündete Herr von Rühsdorf: König Friedrich II. ist am 17. August gestorben. Der Eindruck, den diese Nachricht auf die Gesellschaft machte, war ein mächtiger und es dauerte lange,

ehe man Worte finden konnte. Bald auch verließen wir den Park, der vor wenigen Minuten noch der Schauplatz eines so schönen Festes gewesen war. Die Gäste eilten nach Hause, die Bewohner des Schlosses zogen sich in ihre Gemächer zurück, mir war dies nicht möglich. In der Stille des Parks am Ufer des See's mußte ich noch einmal den Tag an mir vorüber ziehen lassen und meine Gedanken schweiften umher, fanden aber immer wieder in dem großen Ereignisse, dessen Nachricht der Abend gebracht hatte, ihren Haltpunkt.

So ist er also dahingeschieden, der große Mann, groß in seinem Streben, mit nie ruhender Thätigkeit an dem einmal für zweckmäßig Erkannten rastlos zu arbeiten, seine Stelle auszufüllen, seine Zeit zu sich heraufzuziehen, ehe diese Zeit vielleicht größer wird als er, das Kleine nicht zu verachten, insofern es das Material zum Größeren liefert, Ordnung zu schaffen und zu erhalten, weil die Ordnung die große Tugend ist, aus der alle andern entspringen, an sich selbst zu arbeiten, weil von ihm und der Harmonie in ihm die Gestaltung so vieler äußern Dinge abhing. Es ist die Frage, ob der große König nach dem Ideal strebte. Ich glaube es nicht. Ideen hatte er wohl, nach welchen er das vor ihm liegende Reale bearbeitete, nach welchen er seine Schöpfung erstehen ließ, aber er scheint mir weit entfernt gewesen zu sein, nach unbestimmten und weitgreifenden Bildern das Gegenwärtige ummodeln und aus Stoffen, aus denen sich nichts schaffen läßt, Gestaltungen der Phantasie hervorgehen lassen zu wollen. Darum bewirkte er aber auch so Vieles, was den beschränkten Blicken seiner Zeitgenossen nicht möglich schien; er kannte sein Material, er kannte seine Kräfte, er scheute keine Arbeit. Deshalb aber auch wird seine Wirksamkeit umfassender, dauernder, mächtiger sein, als die des edlen deutschen Kaisers, dessen Kräfte um so eher erlahmen müssen, je mehr sie sich an das Schaffen idealer Zustände wagen, je mehr sie der Zukunft vorgreifen wollen und tief wurzelnder Vorurtheile nicht achten, die sich ihm mit Macht entgegenstellen, besonders wo sie sich mit kleinlichen Interessen verbinden.

Den andern Morgen wurde ich früh nach dem Cabinette des Herrn von Rühsdorf gerufen. „Ich muß," sagte er mir, „eiligst nach der Residenz, dorthin rufen mich Verhältnisse naher Anverwandten, die von dem Tode des Landesfürsten berührt sind und in die ich mit Rath und That

eingreifen soll. Meine Abwesenheit kann sich Wochen, ja Monate lang verzögern. Sie haben in mancher Hinsicht mir ihre Umsicht und Anhänglichkeit bewiesen. Ich betraue Sie mit voller Zuversicht mit dem Schutze meiner Familie und mit der allgemeinen Aufsicht meiner Wirthschaft, wenn Sie sich dem gern unterziehen wollen. Ich bitte Sie, nur Alles in dem gewohnten Gleise erhalten zu wollen, bei außerordentlichen Fällen aber nur Ihrer Einsicht und besten Kenntniß der Sache zu folgen. Meine Leute haben Befehl, Ihnen vollen Gehorsam zu leisten. Lindberg kann und wird Ihnen erforderlichen Falls mit seinem Rathe zur Seite stehen." Ich dankte für sein Vertrauen und versprach, obgleich ich seiner Nachsicht bedürfen würde, mit all' meinen Kräften das Beste des Hauses wahrzunehmen und seinem Zutrauen zu entsprechen. Nach wenigen Stunden sah sich Dein Freund inmitten eines neuen Wirkungskreises. Ich glaubte am Besten meine neuen Geschäfte versehen zu können und Material zur künftigen Verantwortung zu schaffen, wenn ich Stunde für Stunde das, was ich hörte, sah und that, schriftlich niederlegte. Auf diese Weise gewann ich an jedem Abend und am Ende jeder Woche eine Uebersicht des Geschehenen, vermehrte meine Kenntnisse in einem mir unbekannten Felde, erhielt in mir und außer mir Ordnung, Stoff zum Nachdenken und zur Besprechung mit Lindberg, der mich fast täglich besuchte und mir in Allem förderlich war. Nach wenigen Wochen fühlte ich mich Herr der Verhältnisse und war mit mir zufrieden, in den Blicken der Familie und der Dienerschaft las ich ein mich ermuthigendes Vertrauen, die Briefe des Herrn von Rühsdorf erklärten sich billigend über mein Verfahren. Die Geschäfte thaten meinem Verkehr mit Elisen einigen Eintrag, wir konnten seltener unserer literarischen Unterhaltungen pflegen und sie mußte die Sorge für unsere Schutzbefohlenen fast allein tragen, daher achtete ich weniger auf das immer stiller werdende und in sich gekehrte Wesen des Mädchens. Nach Elsenau mußte ich einige Male, um Lindberg in Geschäftssachen zu sprechen. Ich wurde dort immer mehr als Freund, ja als Bruder des Hauses betrachtet. Auch Marie wurde immer zutraulicher zu mir, mit liebenswürdiger Offenheit erzählte sie mir ausführlich alle kleinen Begebenheiten des Hauses, machte mich zum Schiedsrichter in streitigen Dingen, las mir die Briefe ihres Vaters und ihrer Tante vor, drückte mir wiederholt ihr Entzücken aus, daß der Emeritus nun bald

kommen würde und wie sie mich ihm dann als ihren besten Vertrauten vorstellen wollte. — Da kehre ich eines Abends noch spät von Elsenau zurück und lese auf allen Gesichtern schon bei meinem Eintritt in's Schloß Bestürzung und Besorgniß. Fräulein von Salting war ohnmächtig im Parke gefunden worden. Man hatte sie besinnungslos in ihr Zimmer gebracht; dort erwachte sie zwar, aber ein hitziges Fieber schien eingetreten zu sein; denn nach einem heftigen Schüttelfroste folgten wilde Delirien, welche unterbrochen die Kranke in einem aufgeregten Zustande erhielten. Frau von Rühsdorf war bei ihr beschäftigt und in größter Angst, ein reitender Bote war bereits nach dem benachbarten Städtchen zum Arzte entsendet worden, aber noch nicht zurückgekehrt, ich ließ eiligst ein Pferd satteln und sprengte zur Stadt, an deren Thor ich Arzt und Boten antraf. Nachdem wir in Rühsdorf angekommen, suchte ich die gnädige Frau zu sprechen und diese möglichst zu beruhigen; der Arzt gab uns, nachdem er die Kranke gesehen, seine Besorgniß zu erkennen, er verlangte noch einen zweiten und ich eilte bald wieder zu Pferde fort, um auch diesen herbei zu holen. Gegen Morgen kam ich mit ihm an; auch er drückte seine Sorge um das Leben der Kranken aus. So vergingen acht angstvolle Tage und Nächte. Der Zustand wurde immer gefährlicher; mein Verlangen, die Kranke zu sehen, wagte ich nicht auszusprechen, auch schien Frau von Rühsdorf mich mit Absicht zurückhalten zu wollen. Die Aerzte kamen täglich, äußerten aber immer weniger Hoffnung und gaben endlich die Kranke ganz auf. Ihr Verfahren schien mir viel Unsicherheit und Schwankung zu verrathen. Ich hatte an Herrn von Rühsdorf geschrieben und ihm Alles genau gemeldet. Unerwartet traf er mit Courierpferden eines Abends ein, wir verfügten uns auf sein Zimmer, seine Bestürzung war groß. Da eröffnete ich ihm meinen Wunsch, meine Sehnsucht, die Kranke zu sehen, theilte ihm die Ansicht der Aerzte mit und daß ich bei einem fleißigen Studium der Arzneikunde während einiger Jahre meines Universitätslebens nicht ohne Kenntniß derselben geblieben wäre. Mein Wunsch wurde sogleich gewährt. Ich sah Elisen. Welch' trauriger Anblick! Da lag das edle Mädchen, bleich und dem Tode nahe, nur zuweilen gab sie einige Aeußerungen stillen Wahnsinn's von sich, sie hatten meistens Bezug auf Unterredungen, die wir mit einander gehabt hatten. Aber eine Ahnung zog in meine Seele, daß hier noch Rettung möglich sei, ich

schlug dem Arzte ein Verfahren vor, welches ich in B. in ähnlichen Fällen gesehen hatte, er gab achselzuckend nach. Ich bat dringend, mich in Gesellschaft einer treuen Hausmagd die kommende Nacht beim Fräulein allein zu lassen. Es war eine fürchterliche Nacht, Karl. Die Natur des Mädchens stellte sich, angeregt durch das neue Verfahren, noch einmal zum heißen Kampfe auf; bald schien ihre Kraft unterliegen, bald den Sieg davon tragen zu wollen. Wiederholt rief sie mich bei'm Namen, bat bald rührend, daß ich ihr das Lied auf der Flöte vortragen sollte, welches ich an jenem Abend auf der Gondel geblasen, bald recitirte sie Verse, die wir miteinander gelesen, oder sie wiederholte Worte, die ich hier und dort an sie gerichtet hatte. Ohne auf diese Einzelnheiten einzugehen, richtete ich beschwichtigende Worte an sie, nach und nach schien sie diese wie aus weiter Ferne zu vernehmen und ruhiger zu werden. Mein bestürmtes Gefühl wollte oft unterliegen, aber mit Macht und im Schwung raffte sich mein Geist auf und der Blick wandte sich wieder ruhig auf die Leidende in stiller Beobachtung. Die Natur draußen schien Theil an unsern Kämpfen nehmen zu wollen. Nach der Schwüle des Tages hatte sich ein Gewitter zusammengezogen, der Donner rollte über unsern Häuptern, der Blitz erleuchtete das blasse Antlitz der Kranken, ein starker Regen und Hagel schlug gegen die Fenster, nach dem Wetterleuchten hüllte ein tiefes Dunkel den Himmel ein. Ich achtete dieses Aufruhrs nicht. Ja, als er vorüber war, als auf einmal die Millionen Sterne am Himmel glänzten, als der Mond in lieblicher Milde aufging und in das Zimmer hineinsah — da war auch meine Leidende in einen tiefen, langentbehrten Schlummer gefallen, eine schöne Röthe bedeckte das edle Gesicht und ging wie eine Morgenröthe eines glücklichen Tages auch mir auf; die ruhigen Athemzüge verriethen den sanften Frieden, der dem heißen Kampfe gefolgt war; nach einigen Stunden voller Seligkeit und Befriedigung verließ ich die Schlummernde, trat hinaus und begab mich in's Zimmer des Herrn von Rühsdorf, der in tiefem Ernst an seinem Schreibtische saß, während seine Gattin in einer Ecke des Sopha's ruhte, das Gesicht mit beiden Händen verhüllt. Beide richteten sich bei meinem Eintritte auf und sahen mich forschend und angstvoll an. „Sie ist gerettet!" sagte ich leise, „sie ist gewiß gerettet!" fügte ich mit etwas lauterer und sicherer Betonung hinzu. Beide stießen ein Freudengeschrei aus. Die Frau von Rühsdorf sank auf

ihre Knie, verbarg ihr Gesicht in die Kissen des Sopha's und rief betend aus: „Preise meine Seele den Herrn und vergiß nicht, was er an Dir gethan!“ Herr von Rühsdorf näherte sich mir, er zog mich an sich, die stolze Haltung des Edelmannes war gewichen, der Mensch lag an der Brust des Menschen, Thränen rollten über seine Wangen und leise sagte er mir: „Ich werde es Ihnen nie vergessen!“ Ich aber stand wie betäubt, es war kaum diese Scene, die mich ergriff, es waren jene Psalmenworte der Frau, die eine andere trübe Erinnerung in mir weckten und die an ein anderes Krankenlager mich führten, von dem ich Dir wohl bald, bald, mein Karl, erzählen werde. Elise war wirklich gerettet. Sie erwachte am Vormittage mit vollem Bewußtsein und gestärkt.“

„War Neuendorf nicht hier?“ waren ihre ersten Worte, „ich glaube ihn gehört zu haben, er trug mich ja bei einem gewaltigen Gewitter aus dem brennenden Hause.“ Ich nahte mich ihrem Lager, sie drückte meine Hand sanft und sah mich mit unaussprechlicher Freundlichkeit an. Ich winkte ihr zu, sich still zu verhalten, bald verfiel sie wieder in Schlaf, und so haben die Kräfte von Tag zu Tag zugenommen, es ist mir vergönnt, ihr Pfleger zu sein und die Nächte bei ihr zu wachen. Sie scherzt schon zuweilen und meint, nun würde ich wohl mit ihr zufrieden werden, da alle Ironie von ihr gewichen und sie das Leben, welches sie beinahe verloren hätte, von anderer Seite ansehe.

Bald mehr, mein Karl. Lebe wohl.

19.

Elise von Salting an Emma von Schültern.

Nacht und Nebel umhüllten meine Seele länger als eine Woche. Ich war dem Tode nahe, meine Emma, eine schwere Krankheit führte mich an den Rand des Grabes, es hätte wenig gefehlt, und Deine Freundin sähe jetzt von lichtern Höhen auf Dich herab, Du Theuerste. Jetzt bin ich in der Genesung; von Neuem lächelt mich das Leben an, und ich fühle eine Ruhe und Klarheit in mir, wie nie früher. Ich bin heute zum ersten Male wieder im Garten gewesen, ich sah die Stelle, wo ich zum letzten Male vor vier Wochen saß, wo schon eine drückende Schwüle, von der ich mir kaum Rechenschaft zu geben wußte, mein ganzes körperliches und geistiges Sein belastete und zusammendrückte. Jetzt fühle ich mich frei, jedes Plätzchen ist mir neu, als begrüßte ich es zum ersten Mal, jede Blume winkt mir als alte Bekannte zu und scheint mich zu fragen, wo ich so lange, so weit, weit weg gewesen wäre, und obgleich schon einige Blätter von den Bäumen fallen, obgleich der Herbst nahe ist und sein Kommen durch das Rauschen der Wipfel verkündet, — es ist doch Frühling in mir, ein heiteres Erwachen meiner selbst.

Aber ach! liebe Emma, es ist nicht blos der Frühling der Genesung von schweren, körperlichen Leiden, es ist der Frühling der Liebe, einer Liebe, die, so still sie noch in mir lebt, mich erhebt und begeistert. Warum sollte ich es Dir, meiner innigsten Freundin, verschweigen? Er ist es, der meine ganze Seele füllt, er, der mich gerettet, er, der diese Ruhe und Seligkeit mir geschaffen. Mit diesen Worten habe ich Dir mein Bekenntniß abgelegt, das süßeste Geheimniß meines Herzens Dir offenbart, Dir mußte ich es sagen, wenn es auch noch Niemand, er selbst es

nicht weiß, mit welcher unendlichen Liebe meine Seele an die seine geknüpft ist. Du weißt es, wen ich meine, ja Du hast es gewiß aus meinen frühern Briefen geahnt, wie diese Liebe für Franz Neuendorf in mir aufkeimte, allerseits meines geistigen Lebens Wurzel faßte und zur unvergänglichen Blüthe meiner ganzen Gedankenwelt sich entfaltete.

Ach, Du wirst zittern, Du wirst ob Deiner Freundin in Angst gerathen, alle Vorurtheile unseres Standes werden sich in Dir zum Kampfe aufstellen. Sie werden es auch gegen mich, wenn auch nicht in mir. Das adlige Fräulein von Salting, die Tochter der stolzesten Familie des Landes, liebt den armen bürgerlichen Lehrer, vielleicht den Sohn eines armen Landmanns, eines niedern Handwerkers. Aber was kümmert mich das? Seine Seele ist erhabener, sein Geist gebildeter, sein Herz reiner als bei unzähligen hochgestellten Personen, die mir in meinem Leben begegnet sind, und vor Allem sein Denken, sein Empfinden hat sich mit dem meinigen innig verwebt, er hat aus dem Tode mich zum Leben, aus der Finsterniß mich zum Lichte gezogen, er hat mit seltener Treue über mir gewacht, meiner gepflegt, er hat eine neue Welt des Lebens und der Liebe in mir erweckt, ich bin sein Geschöpf, ihm gehöre ich an. Ach, das Einzige, was mich beunruhigt, ist ja, ob in ihm dieselben Gefühle für mich leben, wie sie in mir glühen. Aber wenn auch dies nicht, wenn auch meine Ahnungen mich trügen, wenn es bei ihm nur Freundschaft, nur Theilnahme an meinem Geschicke, nur Interesse an meinem Dasein wäre, meine Liebe zu ihm ist uneigennützig, sie ist so rein, daß sie selbst der Gegenliebe entbehren lernen könnte. Als ich vom Schlummer erwachte, als das Bewußtsein meiner Lage wieder in mir zurückkehrte, und ich wie eine Fremde in meinem Zimmer umherblickte, da war er es, den ich zuerst erkannte, sein Auge, dem ich zuerst begegnete, der Druck seiner Hand, der mich in diese Welt zurückrief — da war es das erste Gefühl, welches das kranke Herz erstarkte: mit ihm durch's Leben zu gehen und von ihm nicht zu lassen, wer er auch sei. Mit dem Danke gegen Gott vereinigte sich dieses heilige Gelübde, nur er kann mich dessen entheben. Und als die tief erregten Freunde in's Zimmer traten, als sie ihn immer von Neuem umarmten, als sie ihn als meinen Retter priesen, in seinem Blicke aber nur Bescheidenheit und Demuth zu lesen war, da wurde ich stolz auf meine Liebe und versprach mir, sie gegen eine ganze Welt zu behaupten.

Was ich ihm sonst verdanke: jene reine Beurtheilung der menschlichen Herzen und menschlichen Verhältnisse, die klaren Begriffe von der Welt und der Vorsehung, die thätige Theilnahme am wirklichen Elend meiner Brüder, das Gefühl deutschen Denkens und Wirkens, die Freude an der Natur und ihrer ewig lebendigen Werkstatt — das weißt Du schon längst.

Herr von Rühsdorf ist wieder abgereist, um der Huldigung des neuen Monarchen in der Residenz beizuwohnen. Er hat sein Haus, er hat auch mich unter die Obhut Neuendorf's gestellt. Da wird mir täglich Gelegenheit, dessen Umsicht und Energie, sowie seine ausgebreiteten Kenntnisse zu bewundern. Jeden Augenblick, den er gewinnen kann, verwendet er zur zärtlichsten Sorgfalt für mich, ohne daß ich es merke, bewacht er jeden meiner Schritte, nimmt Rücksprache mit den Aerzten, die seine Talente bewundern, und sorgt für die Erfüllung ihrer Anordnungen, und bald ist es ein Strauß frischer Blumen, bald ein blühendes Topfgewächs, bald ein neues, mich erheiterndes Buch, oder einige Zeilen, die mir mein Verhalten vorschreiben, welche ich auf meinem Tische finde, und die mich beglücken. Aber ach! in seinen Zügen liegt eine tiefe Schwermuth, die ich nicht enträthseln kann, in seinem ganzen Wesen etwas Geheimnißvolles, was mir unerklärlich ist, wenn auch die zarte Zurückhaltung gegen mich auch dem Respect vor dem gnädigen Fräulein zu deuten wäre. Ja, meine liebe Emma, meine Zukunft ist düster, aber ich fürchte mich nicht. Mit dem Muthe eines deutschen Mädchens will ich ihr entgegengehen. Du wirst mich nicht verlassen, meine einzige Freundin. Lebe wohl!

20.

Dieselbe an Dieselbe.

Deine Elise hat selige, glückliche Tage verbracht. Neuendorf hat von meinem Onkel den Auftrag erhalten, das im Thale liegende Gut Audorf zu besuchen, um dort einige Anordnungen zu Bauten zu treffen. Dort pflegt auch Frau von Rühsdorf gern einige Herbsttage zu verleben. Sie ersuchte daher Franz, uns und die Kinder dorthin zu begleiten. Ach, läch'le nicht, meine Emma! Ich habe die Herrlichkeiten Italiens gesehen, ich sah von Palermo aus die Sonne in's Meer untertauchen, ich wandelte unter den Citronen- und Orangenbäumen des südlichen Frankreichs. Ich hatte in jenen ewigen Gärten Europa's die geliebte Mutter zur Seite und dem empfänglichen Gemüthe des fast noch kindlichen Mädchens schienen sich alle Freuden des Daseins zu öffnen, die herrliche Natur, die erhabene Kunst übten ihren Eindruck auf das Herz voll Unschuld, auf den Sinn voll Wißbegierde. Aber höher noch sind die Freuden, die selbst eine weniger schöne Gegend, weniger erhabene Naturscenen darbieten, größer der Genuß einer stillen, friedlichen Häuslichkeit, wenn wir mit dem Herzen voll Liebe, an der Seite des geliebten Gegenstandes des äußerlich beschränkt erscheinenden Glückes genießen und in dem Auge des Freundes Befriedigung lesen. Die Tage, die wir in Audorf verbrachten, sind schnell vorübergegangen, aber sie werden unvergängliche Blüthen meines Lebens bleiben. Schon fielen die Blätter von den Eichen und Linden, welche das ganze auf einem Hügel liegende Vorwerk umgeben, aber die Sonne hatte noch Licht und Kraft genug, die geschwächten Lebenskräfte Deiner Freundin zu erhöhen. Der Himmel war blau, die Luft rein und die Schwärme der über uns wegziehenden

Zugvögel brachten uns die Freuden der zwar beschränkten, aber zierlichen ländlichen Wohnung und die Zufriedenheit mit unserer Einsamkeit um so näher. Von dem zweiten Stocke des Hauses, in welchem wir wohnten, hatten wir eine herrliche Aussicht über das ganze Thal, welches von mehreren kleinen Flüssen durchschnitten, von einigen Weilern, die in grünen Matten liegen, bedeckt und ringsum von Bergen umgeben ist, auf denen Eichen- und Buchenwaldungen sich herumziehen. Die Sonne verschwindet daher Abends etwas früher, die kühlen Schatten steigen früher empor, aber dafür lagert sich eine idyllische Stille um uns her, die, je abgeschlossener wir von der Welt waren, desto inniger uns zu uns selbst zurückführte.

Neuendorf widmete uns die ganze Zeit, die er nicht auf Geschäfte zu verwenden hatte. Wir nahmen gewöhnlich das Frühstück in einer Einsiedelei ein, welche am Fuße eines Berges, ringsum von hohen Buchen umgeben, in der Nähe des Flüßchens liegt, das dort einen kleinen Wasserfall bildet. Die Kinder, die sich herrlich an Körper und an Geist entwickeln, hatten ihre Freude an den Forellen, die im Wasser umhersprangen, oder wanden Kränze von den Blumen der Matte. Wir Damen arbeiteten an einer Stickerei, mit welcher der Onkel bei seiner Rückkehr überrascht werden soll. Neuendorf las uns vor, theils neu erschienene Sachen, theils eigene Arbeiten, besonders kleinere Dichtungen, und Du kannst denken, mit welcher Aufmerksamkeit ich vorzüglich letzteren zuhörte, in denen sich sein reiches Gemüth, sein Ringen nach Wahrheit und Vollkommenheit des Lebens aussprach, und wenn sich in ihnen die Sehnsucht nach der Geliebten, nach einem mitfühlenden und mitleidenden Herzen, das Gefühl, einsam zu stehen oder im Kampfe mit einer feindlichen Welt, die Rückerinnerungen an die Jahre der Kindheit offenbarten, so wurde auch mein Innerstes tief bewegt und ich hätte ihm gern meine Seele hingegeben, wenn sie die seine hätte glücklich machen können. Ach, Emma, er muß schon viel gelitten haben und noch viel leiden. Die Welt muß ihm Böses, viel Böses gethan, seine Jugend zerstört, seine Jünglingskraft gelähmt, seine liebsten Wünsche und Hoffnungen vereitelt haben; er gehört nicht auf diesen Platz, ein höherer Wirkungskreis gehört ihm, einer bedeutendern Stellung ist er würdig. Wer hat ihn verdrängt? wer hat dieses reine Leben belastet, wer konnte ihn anfeinden, der Jeden

liebt und mit seinem Herzblute das Wohl Anderer erkaufen möchte, wer hat seine Laufbahn gehemmt und ihn hierher verschlagen? Von ihm erhalte ich die Antwort dieser Räthsel nicht, in seinem Gesicht malt sich kein Zwiespalt der Empfindungen und des Wollens, keine Gluth verzehrender Leidenschaft, sondern nur eine frühe Resignation und eine stille Melancholie über ein verlornes oder ein nicht zu findendes Glück. Wenn aber von den höheren Zwecken der Menschheit die Rede ist, von ihrer Entwickelung zur Freiheit, von dem vernunftvollen Walten der Vorsehung in der ganzen Geschichte, von dem Lichte, welches höhere Geister anzünden, um ihr Jahrhundert zu erleuchten, von dem Glücke und der Wohlfahrt, welche Wissenschaft und Kunst, von dem Geiste der Humanität durchwehtes Gesetz und Recht zwar langsam, aber sicher anbauen werden und müssen — dann durchzuckt ihn das Feuer der Begeisterung, dann glänzen seine dunkeln Augen, dann streicht er im Eifer des Gesprächs seine schwarzen Locken über die Stirn nach dem Haupte, dann röthen sich die blassen Wangen, seine hohe Gestalt erhebt sich stolz, er richtet seine Hände nach oben und erscheint mir wie ein Prophet des Alterthums, der die Verlorenheit seiner Zeit wohl kennend, in ihr doch schon die Elemente eines künftigen glücklichen Zeitalters erkennt und dessen Seherauge ein Paradies des Friedens und der Glückseligkeit hier auf Erden erschaut. Ja, das ist mir das Merkwürdige an dem geliebten Manne, daß er den Schwerpunkt des Daseins nicht in eine künftige Welt legt, sondern auch das irdische Leben für sich abgeschlossen und möglichst vollendet haben will, daß er jeder Individualität ihr Recht und ihren Anspruch an's Leben, ihre Nothwendigkeit in der Kette der Wesen einräumt und daß er, gebunden an ein beschränktes Wirken, doch die Thätigkeit im gegebenen und geschaffenen Kreise als das höchste Ziel des Lebens erkennt, den Leidenden nicht auf eine künftige Entschädigung hinweist, sondern immer von Neuem fragt, wie ist ihm zu helfen, wie kann er sich selbst helfen. Doch ist er kein Leugner Gottes und der Unsterblichkeit, der Glaube an sie ist ihm naturwüchsiger, integrirender Theil der Menschheit, den ihr keine Philosophie zu rauben vermag; aber er soll nicht erschlaffen, sondern erkräftigen, er soll wohl beruhigen, aber nicht eine träge Ruhe erzeugen, er soll als ein belebender Hauch vom Jenseits zur Menschheit dringen, aber nicht den frischen Athemzug nach der Verschönerung und

Befriedigung des Lebens rauben. Er erkennt selbst Kirche und Gottesdienst als die Mittel an, das Volk über die Flachheit eines gewöhnlichen Lebens in eine höhere Region zu führen, aber nicht, daß sie in Formen gezwängt, gerade, wie so oft, das Gegentheil bewirken, das Höhere verflachen, in den Sumpf des Gewöhnlichen und eines gerade sehr irdischen Wustes führen.

Die schon länger werdenden Abende brachten wir theils auf dem Zimmer, wo uns am häufigsten Musik beschäftigte, theils im Freien zu. Es ist ein hoher Genuß, ihn einen Gesang vortragen zu hören. Seine reine Tenorstimme entzückt das Ohr, das Gefühl, welches er in jede Strophe legt, dringt in's Herz. Ich habe Dir schon früher über sein Flötenspiel geschrieben. Es war oft der Begleiter unserer Spaziergänge, wenn wir das Thal verlassend die Berge bestiegen und von der Höhe aus die weite Fläche mit ihren tausend Abwechselungen, mit den Thürmen der Stadt im weiten Hintergrunde erblickten, den Anfang der großen Welt außerhalb unseres stillen Thales. Ach, es ging nur zu bald zu Ende, dieses süße Stillleben, nur zu bald mußten wir nach Rühsdorf zurückkehren und dies kommt mir jetzt wahrhaft geräuschvoll im Vergleich mit Audorf vor. O, meine liebe Emma, wie steht es mit dem Herzen Deiner Freundin, was wird mir die nächste Zukunft bringen, denn ich fühle, so bleiben kann es nicht. Oder soll ich meine Liebe weiter still im Herzen wahren? Du zürnest Deiner Freundin nicht, wenn sie jetzt nur immer von sich spricht. Gewiß, Du versagst ihr nicht Deine Theilnahme. Lebe wohl.

21.

Franz Neuendorf an Karl von Rosau.

Das Schicksal hat von Neuem mit mächtiger Hand in mein Leben eingegriffen. Wenn Du diesen Brief erhältst bin ich nicht mehr hier in Rühsdorf; ich schreibe Dir noch wenige Stunden vor meiner Abreise. Es war ein schöner Sommer, den ich hier verbracht habe, vielleicht der schönste meines Lebens. Wohl ahnte ich, daß es nicht lange so bleiben würde, aber daß es so rasch zur Entwickelung kommen, daß ich sobald wieder aus meinen lieblichen Sommerträumen herausgerissen werden würde, das glaubte ich nicht, obgleich das klare Bewußtsein meiner Lage mich nie auf die Dauer verlassen hatte. Doch ich will suchen, Dir mit möglichster Ruhe die Verhältnisse klar zu machen.

Ich erhielt eine Einladung zu Lindbergs zu kommen. Dort war große Freude im Hause, denn der alte Emeritus war angekommen. Mit wahrem Jubel wurde ich an der Schwelle der Thür von der ganzen Familie empfangen und in's Zimmer geleitet. Der Greis begrüßte mich mit inniger Freundlichkeit. „Das ist also der Wundermann," sagte er, indem sein Blick mit Wohlgefallen auf mir ruhte, „von dem Ihr mir so viel geschrieben, von dem Ihr, insbesondere mein Töchterchen, des Lobes so viel gemeldet habt, daß ich schon neugierig geworden bin und hierher eilte, den lieben Mann kennen zu lernen. Nun wir wollen recht glückliche Tage verleben und von der Hand Gottes dankbarlichst das neue Gut Ihrer Freundschaft und Liebe annehmen."

Marie erröthete, mir schlug das Herz lebhaft. Sie stand neben mir. In mir ging von Neuem das Gefühl auf, welches Glück die Liebe dieses Mädchens mir bereiten könnte. Ihr ruhiger, unschuldvoller Sinn, ihr

Herz, in welchem wie in einem klaren Bache die Sonne, sich die liebliche Heiterkeit ihres ganzen Wesens spiegelte, die vielen häuslichen Tugenden, die ich an ihr entdeckte — alles das hatte ja seit Monden in mir die erwärmende Flamme einer Liebe geweckt, die wahrlich nicht aus flüchtiger Leidenschaft, sondern aus dem Bewußtsein des Werthes des lieben Mädchens entsprossen war. In allen Mitgliedern der Familie schien eine freudige Erregtheit zu herrschen, ein Erwarten schöner Stunden, eine Hoffnung noch erhöhten Glückes. Mich machte aber diese Stimmung noch stiller, und wenn diese Stille auch anfangs auf Lindberg etwas verwirrend einzuwirken schien, so drängte seine frohe Laune doch bald seine Verstimmung zurück und er wurde desto lebhafter, nachdem bei Tische das Gespräch wieder auf gewöhnliche Ereignisse, besonders auf Elisens Krankheit und auf die Wirthschaft in Rühsdorf gekommen war. Er pries dem Alten meine Wirksamkeit, er lobte meine Kenntnisse in manchen Zweigen des Wissens, die eigentlich der Gottesgelahrheit fern liegen; ich hatte genug zu thun, mich dieser Lobsprüche zu erwehren und suchte den Emeritus wieder auf seine früheren Jünglingsjahre zurückzuführen, wo dann der gemüthliche Greis auf eine Menge von Anekdoten und Erzählungen kam, während ich an mein Inneres der ernsten Fragen viele richtete und mir Fassung und Stärke aus ihm hervorzuholen suchte. Ach, wenn ich dann aber Marien ansah und die Liebe gewahrte, mit der ihr Auge auf dem Vater ruhte, den freudetrunkenen Blick, mit dem sie uns alle anschaute, wenn ich die Theilnahme bemerkte, die sie jeder meiner Aeußerungen schenkte, wenn die liebliche Gestalt durch's Zimmer schwebte und oft an der Thür noch mit liebevollem Interesse nach uns zurückschaute — dann preßten sich alle Gefühle in mir zusammen, es war mir, als wenn mein Blut erstarrte und das Herz still stehen wollte. Ich will es kurz machen. Wir zogen uns nach dem Essen in ein Stübchen zurück, wo das Gespräch durch den Vater besonders angeregt immer lebhafter wurde. Ich merkte es zu deutlich, daß die ganze Familie meiner Liebe zu Marien inne geworden war, daß sie ebenso die Ueberzeugung gewonnen hatte, ich sei dem Mädchen nicht gleichgültig, daß der Vater insbesondere eine Erklärung hierüber herbei wünschte. Ich hielt es für meine Pflicht, dieser Erklärung nicht mehr aus dem Wege zu gehen, im Hintergrunde meiner Seele lagen ja noch Gedanken genug von Aussichten, Marien glücklich

zu machen. Diese hatte sich entfernt um im Garten Einiges zu besorgen. Lindberg erwähnte des günstigen Eindrucks, den ich auf Herrn von Rühsdorf und seine Familie vom ersten Augenblicke gemacht hätte, wie sehr ich nach und nach in der Achtung derselben gestiegen sei, wie tief sie mir in der letzten Zeit verpflichtet worden wären und wie es nicht fehlen könnte, daß ich durch den Einfluß des vielvermögenden Herrn, oder aus seinem eigenen Patronate eine der schönsten Pfarrstellen bekäme. „Schmieden Sie das Eisen," fügte er hinzu, „so lange es warm ist;" der Sinn adeliger Herren ist sehr veränderlich und so ehrenwerth ich die Gesinnung des Herrn von Rühsdorf halte, so sehr ich aus Erfahrung weiß, daß er ein einmal gegebenes Wort nicht bricht, so können doch Umstände eintreten, die euch von einander entfernen, die Sie seinem Auge und seinem Herzen entrücken und so wäre es auch hier wie überall im Leben am gerathensten den Moment festzuhalten und ihn zum dauerhaften Lebensglücke zu benutzen. Herr von Rühsdorf kommt wie ich höre Ende dieser Woche zurück. Ich muß künftigen Sonntag in die Stadt zu einer Conferenz. Da predigen Sie für mich und laden die Gutsherrschaft dazu ein. Ich bin überzeugt, Sie werden diese begeistern. Kommt er nicht selbst darauf, so ist es wenigstens die geeignetste Zeit, Herrn von Rühsdorf zu bitten Ihr künftiges Glück zu begründen." Von Seiten des Vaters und der Frau wurden diese Worte Lindbergs freudig begrüßt und mit lautem Jubel das Vortreffliche seines Vorschlags anerkannt. In diesem Augenblicke trat Marie ein. Sie sah sich verwundert um.

Ich kann Ihren Vorschlag nicht annehmen, lieber Lindberg, ich darf nicht predigen.

Lindberg sah mich mit Erstaunen an. „Sie dürfen nicht, Sie haben doch Theologie studirt!"

Das habe ich wohl auch, aber dennoch darf ich nicht predigen. Es sei Ihnen gesagt Lindberg, ich bin nicht Christ, ich bin Jude. — Soll ich Dir, mein Karl, das Entsetzen malen, welches sich auf den Gesichtern der drei von mir so heiß geliebten Menschen ausprägte? nur mein Herz war mit einem Schlag erleichtert. Ich fühlte, daß ich jetzt die Fassung behalten mußte, mein Auge war nur auf Marien gerichtet. — Todtenblaß stand sie eine Weile da und schien zu wanken, dann stürzte sie mit vor dem Gesicht gehalt'nen Händen in's Nebenzimmer; die Schwester

eilte ihr nach, ich hörte sie beide laut schluchzen. Lindberg sah mich ernst an, in seinem Gesichte lag nicht nur Bestürzung, sondern auch Zorn.

„Wer hat Ihnen geheißen," sagte er, „und wie fanden Sie sich berechtigt, sich als Jude in ein christliches Pfarrhaus einzudrängen, Ihren Stand zu verheimlichen und in dem Herzen eines christlichen Mädchens Hoffnungen zu erwecken, von denen Sie selbst wußten, daß Sie sie nicht erfüllen konnten." — So schneidend diese Worte für mich waren, so tief es mich ergriff jene Vorwürfe zu hören, so hatte ich doch meine ganze Ruhe wieder gewonnen.

„So sehr ich, Herr Prediger, diesen Vorwurf von Ihrem Standpunkte aus zu verdienen scheine, so verdiene ich ihn dennoch nicht. Ich bitte verlieren Sie die Ruhe nicht, die in diesem Augenblick doppelt nothwendig erscheint. Ich bin in diese Gegend gekommen, ich habe eine Stellung in Rühsdorf angetreten, um von der großen Welt entfernt, als Mensch zu leben und menschlich zu wirken. Ich glaubte um so eher, mein Bekenntniß nicht zur Schau tragen zu brauchen, da dasselbe mit meinem Thun und Treiben in dieser Einsamkeit nichts gemein hat. Ich scheue das Vorurtheil nicht, aber ich fühle mich nicht verpflichtet es hervor zu rufen, oder halten Sie es für Pflicht des Juden, bei jedem Eintritte in ein christliches Haus zuvor sein Nationale abzugeben. War es Sünde von mir, war es Betrug, mir bei Ihnen als früherem Hausgenossen meiner Herrschaft Rath zu holen, an ihren Familienfreuden, von Ihnen eingeladen, Theil zu nehmen, um Ihre Freundschaft zu werben durch Anerkennung Ihres edlen Charakters? War es Sünde, daß in meinem Herzen in der Stille eine Liebe zu Marien erwachte, die sich nur unbewußt verrieth und der es verboten war Hoffnungen zu erwecken. Ach, sie sind noch nicht erloschen diese Hoffnungen, wenn sie auch nicht hier, nicht jetzt erfüllt werden können, so vielleicht doch an andern Orten, wohin noch nicht der eiserne Zwang deutscher Gesetzgebung gedrungen, zu andern Zeiten, wenn eine größere Freiheit des Geistes und des Staates die Fesseln lösen wird, die ein Stamm dem Arm des andern angeschmiedet hat, um die Herzen zu trennen. Lindberg, vielleicht ist diese Zeit nahe, sehr nahe." Nimmermehr, erwiederte Lindberg, wir sind von diesem Augenblick an getrennt. Ich fühle mich nicht berufen, der Sitte in's Angesicht zu schlagen.

Der Vater ergriff jetzt das Wort: „Werfet ja, liebe Freunde," sagte er begütigend und mit Thränen im Auge, „nicht alle Verständigung und Aussicht von Euch. Sie haben, lieber Neuendorf, christliche Bildung genossen, Sie sind eingeweiht in die Lehren des Evangeliums. Sie kennen die heilige Schrift und die christliche Gottesgelahrtheit, werfen Sie ab diese Hülle des Juden, die nicht einmal mehr an Ihnen zu erkennen ist; es bedarf nur eines Schrittes noch und Sie sind der Unsere, mit Freuden nehme ich Sie dann auf in meine Arme, als Freund und, wenn es sein soll, als Sohn. Dann werden wir diese Stunde segnen, die uns zusammengeführt, die uns doppelt vereinigt."

Es schmerzte mich tief, auch diese Hoffnung des Greises zu zertrümmern. Nimmermehr, erwiederte ich gefaßt. Weil ich das Alles kenne, weil mir alte und neue Lehre nicht fremd ist, weil mir die Wahrheit und die Treue über Alles geht, weil ich den Geist höher achte, als das Wort, darum bleibe ich Jude, darum habe ich entsagen gelernt und stehe über dem Vorurtheil, stehe außerhalb dieser Zeit, außerhalb Eures Gedankenkreises. Ich reichte den Männern die Hand. Sie wandten sich beide von mir. Lindberg ging an's Fenster, der Greis setzte sich zurück in den Lehnstuhl und legte gesenkten Hauptes die Hände auf die Kniee. Ich ging in's Nebenzimmer. Marie saß in sich gekehrt in einer Ecke des Sopha's, ihre Schwester stand neben ihr und hatte die Hände auf Schulter und Haupt des Mädchens gelegt und strich ihr die Locken aus dem Gesichte. Als mich Marie sah, erblaßte sie von Neuem und zitterte. Ich näherte mich ihr. Marie, sagte ich leise, ich verlasse dies Haus. Wenn Ihr Herz für mich spricht, wenn in seiner Reinheit noch kein Unkraut des lieblosen Vorurtheils Wurzel gefaßt; wenn die Blüthe reiner Menschlichkeit noch nicht zerknickt ist, wenn Sie sich versöhnend zu mir neigen — dann reichen Sie mir Ihre Hand zum Lebewohl, die Hand, die mich glücklich machen könnte. Marie aber wandte das Gesicht und zog die Hand zurück. Ich ging langsam zur Thür hinaus. Ich kam vor dem Hügel vorbei, auf welchem ich am Abend des Erntefestes mit ihr gestanden, die Sonne ging wie damals gerade unter. Ein helles Abendroth bedeckte den Himmel, ich schaute nach der Pfarre zurück, nach dem gothischen Thurme der Kirche, mein Herz blutete. Ich schaute in den See, dessen klares Wasser mich zu

sich einzuladen schien. Da tönten die Vesperglocken von Rühsdorf her und ich eilte nach Haus.

Dort saß ich einige Stunden einsam auf meinem Zimmer, bald in Gedanken versunken, Entschlüsse fassend und wieder verwerfend, bald von stürmenden Empfindungen und von namenlosem Schmerze, der vergeblich Thränen suchte, hingerissen. Ein bitt'res Gefühl gegen alle Menschen stieg in meinem Herzen auf, in diesem Gefühle schien ich fast Trost zu finden. Da klopfte es und ein Diener meldete mir den Besuch des Fräuleins von Salting, die mich dringend zu sprechen verlangte.

Sie folgte bald selbst. Ich war sehr überrascht, noch nie hatte ein Mitglied der Familie mich auf meinem Zimmer aufgesucht. Es war schon spät geworden und die Dämmerung erleuchtete nur noch schwach den ohnedies von den Epheuranken an dem Fenster verdunkelten Raum. Ich mußte gegen die Verlegenheit kämpfen, in die mich das plötzliche Erscheinen des Mädchens bei so aufgeregter Stimmung versetzte. Sie sah mich forschend an, als wenn sie eine stille Frage an die Züge meines Gesichtes richten wollte. Auf ihrer Wange war nach ihrer Krankheit die Blüthe der Jugend wieder zurückgekehrt, dabei lag eine Verklärung in ihrem Gesichte, die mich mit tiefer Achtung erfüllte, auf ihrer Stirn der Adel der Gesinnung, in ihrem ganzen Wesen ein Liebreiz, der entzückte. „Ich komme," sagte sie mir, und ihre Stimme verrieth eine tiefe innere Bewegung — „Ihnen einen Brief von meinem Onkel zu überreichen, der Ende dieser Woche eintreffen wird. Ich komme selbst, weil — und hier konnte sie die Thränen nicht unterdrücken — weil ich Abschied nehmen muß, denn ein Befehl meiner Mutter erfordert meine Abreise noch in dieser Nacht, sie will den Winter mit mir in Mailand zubringen. Wir harrten vergebens den Nachmittag auf Ihre Rückkehr, um noch Manches zu besprechen, deshalb entschuldigen Sie mein Eindringen in Ihre Klause."

Mich erschütterte diese Nachricht. Ach, die Freundschaft dieses herrlichen Wesens war mir theuer, sehr theuer geworden, die Geistigkeit Elisens hatte auf meinen Aufenthalt in Rühsdorf einen Zauber geworfen, der mir mein ganzes Dasein erhöhte. Der Umgang mit ihr, die Verdienste, die ich um sie erworben, hatten in mir — ich will es gestehen —

eine Art Stolz geweckt und genährt. „Auch ich, mein Fräulein," sagte ich ihr gesenkten Blickes, „verlasse morgen Rühsdorf."

Elise fragte erschrocken: Und warum? wohin wollen Sie?

Mein Geschick reißt mich von diesem Boden weg. Unüberwindliche Verhältnisse machen mir den ferneren Aufenthalt unmöglich; erlauben Sie, daß ich darüber schweige. Wohin? ich weiß es noch nicht. Doch wohin ich komme, ich werde diesen Sommer, ich werde Rühsdorf, ich werde Ihre Freundschaft, mit der Sie einen Unglücklichen, Verstoßenen behandelten, nie vergessen.

Elise sah mich eine Weile mit unendlicher Rührung an. Da warf sie sich an meine Brust und verbarg ihr Gesicht an derselben. „Unglücklich, verstoßen!" sprach sie leise und schluchzend, „welche Welt hat Dich verstoßen, Franz, ach, ich will es Dir sagen, ich liebe Dich unendlich, ich liebe Dich, seitdem ich Dich sah, Du bist der Mann meines Herzens, o lebt das Deine auch für mich?"

Kann ich Dir, mein Karl, die tiefe Wehmuth schildern, die dieses Geständniß in mir hervorrief, und dennoch überwallte mich ein Gefühl, das Alles zurückdrängte, was ich an diesem Tage erlebt hatte. Ja, der Stolz des Mannes erwachte nach der Demüthigung, die ich in Elsenau erlitten, durch die Liebe eines solchen Mädchens wieder mächtig, er sollte noch erhöht werden. Einen Augenblick nur preßte ich Elisen an meine Brust. Da führte ich sie vor zwei Bilder, die über meinem Schreibtisch an der Wand hingen. „Du hast mir viel gesagt, mein Mädchen, doch sieh' hier!" Ich zeigte auf das obere Bild. „Siehst Du," sagte ich, „den Mann mit den freundlichen, wie wohl ernsten Zügen, mit dem Gesichte voll wehmüthiger aber entschlossener Resignation — weil er eine Welt erhabener Gedanken in sich fühlte, hatte er der Welt, die sich in Leidenschaften und Vorurtheilen wälzt, entsagt, weil er ein Herz voller Liebe besaß, zog er dies Herz vor der lieblosen Berührung der kalten Außenwelt zurück — der Mann, Elise, ist das Ideal meines Lebens — es ist Benedictus Spinoza, der Gesegnete, den die Welt verfluchte, er ist mein Stammesgenosse; und nun siehe dies Bild unter ihm, dies jugendliche Weib, das mich voll Zärtlichkeit ansieht, in dessen Gesichte die Sorge und Liebe für die kleine Welt ihres Hauses liegt — es ist meine Mutter, eine jüdische Mutter. Jetzt weißt Du, was zwischen uns liegt, nicht blos

der Stolz Deines Adels, auch die Zertretenheit meines Stammes, meines Glaubens."

Elise sah mich mit einem stillen, lächelnden Blick an. „Nicht berührt Dein Stamm, Dein Glaube meine Liebe." Sie schmiegte sich an mich und mit unendlicher Zärtlichkeit sagte sie die Worte: „Verachtet Dich die Welt, bei mir stehst Du hoch, verstoßen sie Dich, in meine Seele habe ich Dich aufgenommen." Es war ein ernster Augenblick, mein Karl. An meiner Seite stand zum ersten Male ein Mädchen, welches mich wahrhaft liebte, und welch' ein weibliches Wesen; ich fühlte in mir das Bedürfniß, ja die Pflicht, solcher aufopfernden Liebe nicht mit undankbarer Kälte zu begegnen, ich fürchtete dies Herz zu zermalmen und indem mir jetzt die Entstehung und das Wachsen von Elisens Liebe in tausendfacher Erinnerung klar vor Augen lag, ward mir bange, die erst wieder erstandene Blüthe ihres Lebens mit täppischer Hand zu zerstören — und doch lag eine öde Wüste vor mir, doch grauste mir vor dem Abgrunde, in den ich das edle Wesen stürzen könnte. Ach was stürmte nicht auf mich ein, welcher Contrast meiner Lage in wenigen Stunden! Ich sank ihr zu Füßen. Ich faßte ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Elise," stammelte ich, „edle Seele, laß mich Dich anbeten, wie eine Heilige, werde das Licht meines Lebens, aber bringe mir keine Opfer, sie sind zu groß, ich bin deren nicht würdig. Laß mich ziehen, überall wo ich sein werde, soll Dein Bild mich zu edler That, zu einem würdigen Leben führen." Sie zog mich zu sich herauf und legte ihr Haupt auf meine Schulter. „Ach ich vertraue Dir, Franz, meine Ruhe, strebe männlich vorwärts, laß uns ausharren mit Zuversicht, der Lohn wird nicht ausbleiben. Ich sehe es ein, wir müssen uns jetzt trennen, Du bekommst Nachricht von mir, eine Freundin Emma von Schültern in S., die mit meiner Liebe zu Dir vertraut ist, wird meine Briefe empfangen, dorthin richte auch die Deinen, ich werde Dir Pläne für die Zukunft mittheilen. Ach, ich will nur jetzt Deine Liebe, sie ist mein Alles, sie ist der Kern meines Daseins. Lebe wohl, mein Einziger." Ich fühlte einen Kuß auf meinen Lippen, sie war verschwunden.

Lange schaute ich nach dem Park hinaus. Es war eine düstere Nacht, die draußen lag, auch in meinem Innern war es still und düster. So brachte ich, von streitenden Gefühlen bewegt, bis nach Mitternacht

zu, ich träumte mehr als ich wachte. Da hörte ich den Ton des Posthorns, Elise reiste ab. Ein Meteor ist mir aufgegangen und wieder verschwunden. Ich fühle in mir eine Zerrissenheit der Empfindungen, deren ich Herr werden muß. Da schreibe ich an Dich, mein Karl. Von hier treibt es mich fort, Du sollst bald weitere Nachrichten haben. Herrn von Rühsdorf habe ich schriftlich mitgetheilt, daß mich ein wichtiger Ruf eiligst von hier bescheidet; ich habe ihm das Tagebuch meiner Geschäftsführung und einige Aufschlüsse über wirthschaftliche Verhältnisse übersendet. Von der gnädigen Frau will ich auf der ersten Station brieflich Abschied nehmen. Sie werden staunen, die guten Menschen, mich so unerwartet zu verlieren. Noch einmal war ich am Bette meines Albert, er schlief sanft, der Frieden der Unschnld auf seinem holden Gesichte. Ich legte einen Strauß Blumen auf sein Bett, den ich von meinen Töpfen am Fenster geschnitten habe. Lebe wohl, mein Karl.

22.

Der Meschubod.

Sie haben mich geschmähet, mißhandelt
und verbannt,
Wär' ihnen Macht gegeben, sie hätten
mich verbrannt.
Chamisso.

In der kleinen Stube eines Häuschens im Dorfe R. erblicken wir die versammelte Familie und hören am niedrigen Fenster dem lauten Gespräche zu, welches darinnen gepflogen wird. Der Besitzer des Hauses, Herr Daniel, ein Mann in den mittleren Lebensjahren, von untersetzter Statur, in dessen feistem, rothwangigem und glänzendem Gesichte sich ein hoher Grad von Selbstzufriedenheit und Behäbigkeit malt, hat soeben den Sabbath „ausgemacht," d.h. er hat nach Absingen mehrerer Psalmen und Lieder eine brennende Wachskerze in einem auf den Tisch gegossenen Glase Bier gelöscht und darauf mit lauter Stimme Gott angerufen, die kommende Woche zum Glück und Segen, zur Gesundheit und gutem Erwerbe zu bestimmen. Neben ihm am Tische steht sein zwölfjähriger Sohn, in dessen strahlenden Augen sich das kindische Vergnügen an dem Zischen des auslöschenden Lichtes und an dem Gesange des Vaters ausspricht. Die Hausfrau, wohl um zehn Jahre älter als der Mann und in ihrem Wesen die angehende Matrone verrathend, legt sorgfältig die Sabbathdecken zusammen, entfernt die, während des Ruhetages gebrauchten Gegenstände und wirft dabei zuweilen einen Blick voll Wohlgefallen auf ihren Knaben, in voller Ehrfurcht auf den singenden Mann, der jetzt die Hände in die Taschen seines langen Schlafrockes gesteckt, mit gemessenen Schritten im Zimmer einherschreitet und seinen Sang auf diese Weise fortsetzt. In

12*

einer Ecke der Stube, auf einem ausgesessenen, mit Leder überzogenen, wackligen Lehnstuhle sitzt aber ein Mann, von hagerer Gestalt, dessen Auge zwar das äußere Bild innerer Zufriedenheit ist, dessen Blick die Resignation seines Gemüthes ausspricht, doch verräth das umschriebene Roth der eingefallenen Wangen dem Kenner die Zerstörung, von welcher bereits das innere Getriebe des Körpers ergriffen ist. Er sitzt mit über einander geschlungenen Armen, fast theilnahmlos an dem, was um ihn vorgeht; zuweilen erhebt sich ein stiller Seufzer aus seiner Brust, dann wendet er den Blick wieder aufmerksam dem Knaben am Tische zu und scheint sich über ihn innig und still zu freuen. Der Hausherr hat seinen Gesang geendet und ist nur auf eine Weile hinausgegangen, von der Klingel des Ladens gerufen, um einen Kunden abzufertigen, der während des Sabbaths nicht befriedigt werden konnte und seine Bedürfnisse an wollenen und baumwollenen Stoffen von Herrn Daniel entnehmen mußte; jetzt ist er zurückgekommen und stellt sich vor den Mann im Lehnstuhl hin. Sein Gesicht hat sich verändert, die Sabbathruhe, welche vierundzwanzig Stunden lang auf demselben gelagert war, ist der leidenschaftlichen Aufregung des Werkeltages gewichen, es ist eine ganz andere Physiognomie, doch schien es jetzt nur noch die eine Seite des Gesichts zu sein, welche von der Veränderung betroffen wurde, die Muskeln dieser Seite zogen sich nach oben zusammen und schlossen fast die Augenlider, welche blinzelten und nur sparsam die funkelnden Blitze als treffende Geschosse durchließen.

„Ich habe," so redete er den Mann an, „ein ernstes Wort mit Euch zu sprechen, Bachur, und zwar nicht blos in meinem sondern der ganzen Gemeinde Namen, deren Vorsteher ich in großen Ehren seit fünfzehn Jahren bin. Wir sind alle sehr ungehalten auf Euch, Bachur, Ihr führt ein Leben, wie es kein jüdischer Sänger und Lehrer führen soll. Die Kinder lernen nichts Gescheidtes."

Der angeredete Bachur sah, wie aus einem Traum erwachend, den kleinen Mann an. „Was habt Ihr an mir auszusetzen, Herr Daniel? Sprecht es doch aus." Der Vorsteher schien zwar etwas stutzig über die Ruhe des Angeklagten zu sein, fuhr aber dennoch fort:

„Ich sollte es Euch schon vor vier Wochen sagen, aber mein Weib wollte es nicht, die scheint Euch immer die Stange halten zu wollen, sie meint, das ginge uns nichts an und nun sind wir schon der Skandal der

benachbarten Gemeinden und der Vorsteher aus Bindendorf, der lange Jakob, hat mich neulich im Kruge Euretwegen gehänselt und mich gefragt, ob wir schon in die Kinderlehre bei'm Priester gingen und welchen Bauer ich mir zum Gevatter ausgesucht hätte." Die Erinnerung an jene Hänselei schien Zornesgluth auf die feisten Wangen des Vorstehers zu locken und er ereiferte sich immer mehr.

„Mir so etwas zu sagen, mir Daniel, dem Sohne von David Plumsheim seligen Andenkens, vor dem sich die ganze Umgegend bückte und demüthigte, mir, der ich ein jüdisches frommes Hauswesen von jeher führte, der keine Stecknadel am Sabbath von der Erde aufnimmt und die besten Kunden am heiligen Tage zurückweis't, wenn sie auch nimmer wieder kommen, mir, dem die Erhaltung der Gemeinde jährlich über dreißig Thaler Preußisch Courant kostet, Tisch und Gelder nicht mit gerechnet, der den Tempel fast auf seine Kosten erbaut und den Zaum um den Gottesacker gepflanzt hat, der keinen Armen abweis't und den man nie ohne Kopfbedeckung antrifft!"

„Ihr, Ihr tragt die Schuld, daß ich mich so ärgern muß und dem langen Jakob in Bindendorf werde ich nächstens die mürben Knochen entzwei schlagen, und wenn's mir hundert Thaler an Amtmann, Feldscheer und Apotheker kostet, Ihr, Bachur, Ihr sollt Euch was schämen!"

„Was, um Himmels willen, habe ich denn verbrochen, daß es solche Unruhe bei Euch und Andern erregt?" Herr Daniel hörte immer noch nicht auf diese Frage und fuhr eifernd fort:

„Ich will auch das Amt niederlegen und mich gar nicht mehr um Lehrer und Bettler bekümmern. Was habe ich davon? Nichts als Aerger und Verdruß. Die Lehrer ärgern mich und machen mir Schande, die Bettler fluchen mir, wenn ich ihnen nicht genug gebe und bringen mir den Schmutz in die Stube. Als Ihr kamt, Bachur, da dachte ich Wunder, was ich an Euch bekommen hätte und brüstete mich Eurer Gelehrsamkeit wegen im Dorfe und in der Umgegend, duldete auch den Knaben, den Ihr mit Euch herumführt, habe Euch alle mögliche Gefälligkeit erwiesen; Ihr seid freilich stolz und habt gewaltigen Eigendünkel, legtet das Geld, was ich Euch Purim und Neujahr gab, auf den Tisch, verschmäht die Geschenke und verlangt nur Euer Verdientes, aber habe ich Euch nicht Euer Stübchen schön einrichten lassen und den erhöhten Gehalt ausgewirkt

und das Recht, hier zu wohnen, verschafft? Habe ich Euch nicht Gelegenheit verschafft, die funfzig Reichsthaler für das Schreiben der neuen Thora bei'm reichen Kalme in Weilheim zu verdienen und die Trauung in Dornbach bei'm lahmen Vetter zu verrichten, wofür Ihr ein schönes Goldstück bekamt? Und das Alles, schrie jetzt Daniel laut auf, habe ich für einen Sünder in Israel gethan."

Bei diesen Worten entfärbte sich zwar das Gesicht des beschuldigten Bachurs und er schien unruhig werden zu wollen, bald aber kehrte die krankhafte Röthe auf die Wangen zurück und er sagte ruhig: „Nennt mir doch meine Sünden, Herr Daniel, und faßt Euch kurz. Was soll Euch dieser Eifer, bei dem ich nicht einmal erfahre, was Ihr wollt."

Herr Daniel schien etwas ruhiger werden zu wollen.

„Was ich will, das sollt Ihr gleich hören. Ich weiß eigentlich nicht, was ich Euch so Alles sagen soll. Es ist richtig, Ihr kommt regelmäßig zum Gottesdienst und haltet denselben ordentlich ab, Ihr habt auch einen Vortrag, der zu Herzen geht und seinesgleichen nicht hat. Wahrhaftig, bei jedem Kadischgebet möchte man Thränen weinen und wenn Ihr am Versöhnungsfeste die Aboda vortraget, möchte man nimmer wieder aufstehen und vor Gott liegen bleiben."

Die Hausfrau blieb bei diesen Worten in der Mitte der Stube stehen und sagte leise und fast lispelnd: „Wenn er in der Frühe des Sabbaths der Himmel Gottesdienst besingt, so glaube ich jedesmal den Chor der Engel zu hören, wie sie sich das „Heilig ist Gott" mit lieblicher Stimme zurufen und die Cherubim und Seraphim rauschen mit ihren Flügeln."

„Das ist Alles richtig, fuhr Daniel fort, indem er einen Blick der Mißbilligung auf seine Frau warf, auch lasset Ihr die Kinder wenig aus den Augen und die meisten lieben Euch wie einen Vater, aber was soll das, daß Ihr so früh in die Wälder lauft und Blumen und Kräuter sucht noch vor dem Aufgang der Sonne und vor dem Beginne des Gottesdienstes? Und geht Ihr nicht selbst am Sabbath und Festtagen weit weg, weit über den von unsern Lehrern erlaubten Raum, daß die drüben in Bindendorf Euch sogar am heiligen Trostsabbath im Kräherwäldchen gesehen haben, wohin Ihr selbst die Kinder mitgenommen, Euch dort unter den Eichen gelagert, gespielt und entsetzliches Lärmen gemacht; nur der freche Junge vom zänkischen Fleischer Hölzellöb ist zu Hause geblieben

und wollte nicht mit wegen Entweihung des Sabbaths, hat es seinem Vater erzählt, und der hat mich wieder geärgert in der Gemeindeversammlung und mir geradezu gesagt: „Ich dulde Alles, weil ich Euch so gern singen höre und weil ich meinen Narren an Euch gefressen.“ Was soll aber das, daß Ihr beständig, wenn Ihr ein paar Stunden frei habt, bei dem christlichen Priester lieget und mit dem Euch unterhaltet, Bücher aufschlagt und disputirt, als verhandeltet Ihr ein Stück Gemara, geht mit ihm spazieren und schwatzt so freundlich, als wäret Ihr Brüder. Er schickt Euch auch Eier, Obst und Lebensmittel und Ihr nehmt von ihm an, was Ihr bei uns verschmäht, seid sogar einmal in die Kirche gegangen und habt der Predigt zugehört und lasset Euch stundenlang von dem Cantor auf der Orgel vorspielen in der Dämmerungszeit. Was soll endlich aus Eurem Jungen werden, der geht so stolz einher, als wäre er das Kind eines Berliner Vorstehers. Ihr habt ihm Schnürchen an die Jacke setzen lassen, wie Amtmanns Fritz sie hat, der Junge kommt fast in kein Judenhaus und dennoch lebt er mit von der Gemeinde und ist ein wahrer Duckmäuser. Nun, sagt selbst, wie können wir solches Wesen dulden und all' die Schande über uns ergehen lassen?“

Der Bachur lächelte. „Wenn dies meine Sünden sind, die Ihr mir soeben vorgehalten, so kann ich mich deshalb beruhigen und Ihr könnt es auch, Herr Daniel. Niemandem bin ich damit zu nahe getreten, erfülle, wie Ihr selbst sagt, meine Pflichten; über mein Privatleben, über meinen Umgang und meine Freundschaften hat Niemand zu bestimmen. Beruhigt Euch, Herr Daniel, sie werden schweigen, die Leute, wenn sie es gewohnt sein werden und einsehen, daß ihre Kinder an Körperkraft und frischem Muth, an Sitte und Lebensart, an tüchtigen Kenntnissen und Geschicklichkeiten gewinnen.“

„Das ist Alles recht gut und wahr, Bachur, und auch wieder nicht wahr, denn was helfen uns all' die Sprünge und Thorheiten, da doch viele von den Kindern kaum fertig im Gebetbuch lesen und der Fortschritt in der Kenntniß aller Religionsgegenstände ein sehr langsamer ist. Wir wollen uns nicht weiter streiten, denn da kommt man bei Euch nicht weit damit. Ich sage Euch hiermit, als Euer Vorsteher, Ihr müßt Euren Lebenswandel ändern und Alles lassen, was an Euch getadelt worden. Ihr habt mit den Kindern nur Das zu treiben, wofür Ihr gedungen seid,

Ihr dürft am Sabbath nicht aus dem Orte gehen, Ihr müßt den Umgang mit Priester und Cantor abbrechen; denn Ihr müßt wissen und Euch stets vorhalten, daß Ihr unser Meschubod (Bediensteter, Untergebener) seid."

War bis jetzt die Haltung des Mannes im Lehnstuhl eine ruhige und besonnene, so veränderte sie sich plötzlich bei diesen Worten. Er sprang auf, ballte die Faust, die dunklen Augen flammten und er rief mit einer Donnerstimme: Ich, Euer Meschubod? Ihr, niedrigen Sklaven, wollt mich zu Eurem Sklaven, zu Eurem Meschubod machen? Wer ist Euer Meschubod? Ihr, erbärmlichen Menschen, die Ihr jeden Bauer liebkos't, wenn er Euch einen alten Rock abkauft und schon mit der Mütze in der Hand steht, wenn der Amtmann oder selbst der Landreiter sich von Ferne blicken läßt. Ihr, in denen keine Ahnung freier Menschenwürde aufkommt, Ihr wollt mich zu Eurem Meschubod machen, mich, der in der Schlacht bei Roßbach dem großen Friedrich mitgeholfen? O, hätte ich es nicht um meinen Knaben gethan, der Euch Allen ein Dorn im Auge ist, glaubt Ihr, ich würde mich wieder unter Euch begeben und Euer trübseliges Amt angenommen haben? Aber Euer Untergebener will ich nicht sein und sollte ich mit meinem Knaben das Brot vor den Thüren betteln. Wohl fühle ich, daß meine Kraft gebrochen ist und daß der Tod vielleicht bald sein Opfer verlangt; aber frei will ich bleiben bis zu meinem Ende und frei meinen Knaben erziehen ohne Euer Meschubod zu bleiben; sucht Euch einen solchen. Ich schütt'le ab den Staub von meinen Füßen und verlasse zur Stunde Euer Haus und Euer Dorf, sucht Euch einen Meschubod. Adieu!

Mann und Frau staunten bleich und zitternd den in seiner Ehre gekränkten Mann an, der mit großen Schritten Zimmer und Haus verließ und in die Nacht hinauseilte.

Als er nach Hause kam, beugte er sich über den schlafenden Knaben und sprach leise: „Siehe, ich traue auf den Gott meiner Hülfe und fürchte mich nicht, was auch der Herr Dir beschieden, er bewahre Dich, ein Sklave von Sklaven zu sein." Am frühen Morgen erhoben sich Beide.

„Wir müssen fort von hier," sagte Bachur Jossel zu seinem Salomo, „daß wir wieder wandern von Lager zu Lager. Auf, mein Sohn, wir wollen fort zum großen Lichte in Israel, zu dem berühmten Manne in

der Residenzstadt meines Friedrich. Ich will ihn fragen, was aus Dir werden soll, er wird ein Herz für Dich haben."

Sie schnürten Beide ihr Bündel und am frühen Morgen waren sie auf der Wanderung und nach wenigen Tagen rückten sie ein in die große Hauptstadt.

23.

Die Haidereutergasse.

> Er harrte vor der Thüre von Moses
> Mendelssohn,
> Gelassen und geduldig vor Sonnen-
> aufgang schon.
> Chamisso.

Es war Freitag Abend. Vor einem unansehnlichen Gebäude der Haidereutergasse zu Berlin standen mehrere Gruppen von festlich gekleideten Männern, die miteinander lebhaft plauderten und dabei mit den Händen vielfach gesticulirten. Die einen sprachen von Gemeindeangelegenheiten — und sie ereiferten sich am meisten — ob man die neue Fleischsteuer, welche der Vorstand verordnet, gutwillig annehmen sollte oder nicht u. dergl. m.; die anderen schwatzten von politischen Dingen, daß der König bereits seine letzte Erklärung in Bezug der Bayerschen Angelegenheit nach Wien geschickt hätte, daß er nächstens noch mehrere Regimenter marschiren lassen würde, wie viele Lieferungen ausgeschrieben wären, wer sie bekommen und wie viel er daran verdienen könnte. Die Geschwätzigsten gingen in ein genaues Detail über alle diese Punkte ein und berechneten Alles mit großer Genauigkeit bis auf die Elle Tuch, die zum Commisrock eines Grenadiers gebraucht würde, während die ruhigeren, aufmerksam zuhörend und still sinnend, indessen ihre Pläne machten, um aus den Mittheilungen einen reellen Nutzen zu ziehen. Viele Andere gingen aber vor diesen Gruppen theilnahmlos und ernst vorbei, grüßten höchstens flüchtig und zogen durch die kleinere Thür eines breiten Thorweges in das Gebäude ein, wohin sich auch, nachdem es dunkler geworden, die in Gruppen Stehenden begaben. Unter den Einziehenden befanden

sich auch eine Menge Frauen, die sich theilweise innig begrüßten, nachdem sie gegenseitig ihre Anzüge still mit den Augen gemustert hatten und dann vereint weiter gingen. Die meisten von ihnen waren stattlich aufgeputzt, doch war eine Gleichförmigkeit ihrer Anzüge wohl zu erkennen, denn auf dem Haupte glänzte eine aus goldenen oder silbernen Fäden gewebte Haubenmütze, deren breite Spitzengarnitur die Stirn bis an die Augen deckte, so daß kein Kopfhaar zu erblicken war. Um den Hals prangte eine Kette von Gold oder Perlen, um den Reifrock trugen sie eine Enveloppe von seidenem Zeuge. Jedes Mal, wenn sich die Thüre des Thorweges eröffnete, ergoß sich ein Meer von Lichtstrahlen aus dem großen Hintergebäude in die stille, enge Gasse und man hörte ein lautes Murmeln der Menge oder den Gesang eines Einzelnen. Dort in dem Hintergebäude, welches ein breiter Vorhof, der wiederum von andern Gebäuden umringt war, von dem Hause an der Straße schied, war die Hauptsynagoge der großen Gemeinde von Berlin, die trotz aller politischen Beschränkungen, trotz aller Schwierigkeiten, welche Staat, Stadt und Gemeinde selbst den Niederlassungen der Juden entgegensetzte, von Jahr zu Jahr anwuchs, an Reichthum, Bildung und politischem Einfluß immer mehr und mehr gewann und durch die Berühmtheit, welche einige ihrer Mitglieder erlangt hatten, durch die Menge ihrer wohlthätigen Anstalten und durch Freigebigkeit an Arme und Bedrängte unter den Judengemeinden Deutschlands hervorragte. In der großen Halle selbst brannten Hunderte von Kerzen auf einer Menge von Kronleuchtern, der Gesang der Vorbeter war schon melodischer und vom Geiste der neueren Musik mehr durchdrungen, als man dies in den Gemeinden des Südens und Ostens der deutschen Lande anzutreffen pflegte, der Gottesdienst überhaupt, wenn auch noch ebenso antiquarisch und einem bessern Geschmacke nicht entsprechend, doch schon von dem gebildeten Geiste Einzelner und von der Andacht, welche die Mehrzahl erfaßt, getragen. Viele von den anwesenden Männern gingen noch in altmodischer Tracht einher, in den langen, weiten Oberröcken mit großen, übersponnenen Knöpfen, weit nach unten reichenden Westen, kurzen Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen, Schuhen mit großen, silbernen Schnallen, den Kopf mit einem dreieckigen Hute bedeckt; bei den Jüngeren hatte der französische Frack und der runde Hut sich schon Eingang zu verschaffen gewußt und diese Veränderung

althergebrachter Kleidung wurde von den Aelteren wohl schon weniger scheel, als anfangs angesehen. In der letzten Reihe der Betstühle, fast hart an der Pforte der Synagoge, stand ein Mann, der forschend umherschaute, als suche er Jemanden und neben sich einen Knaben stehen hatte, dessen rothwangiges Gesicht mit den feurigen, schwarzen Augen und dem braunen, gelockten Haare das Bild einer blühenden Gesundheit bot, dessen prüfender Blick jeden auffallenden Gegenstand musterte und mit Ehrfurcht den ganzen Raum, die Verzierungen und die Physiognomien der ihm unbekannten Schaar betrachtete. Es war Jossel und sein Salomo. Nach beendigtem Gottesdienste stellten sich Beide auf dem Vorhofe in der Nähe der Pforte auf. Auf dem Gesichte des Bachurs lagerte eine tiefe Schwermuth, man sah es ihm an, daß ernste Sorgen ihn bewegten. Nur eine große Freude konnte den zum Grabe wandelnden Mann noch einmal erheben und auf eine längere Zeit dem Leben zuwenden. Man sah es ihm an, daß er sich hier in einem fremden Elemente befand, daß ihn die Neuheit der Lage, wenn auch nicht niederdrückte, doch demüthigte. Er legte die Hand an's Herz und als er es mächtig klopfen fühlte, sagte er still zu sich: „Du Narr, wovor bebst Du? Menschenfurcht hast Du nie gekannt, vor dem Sterben und sei es auch durch Hunger, brauchst Du nicht zu bangen, denn sterben mußt Du doch und zwar recht bald und vor Hunger ist noch kein Jude gestorben, so lange er bei Juden war, nicht da, wo sich eine so erhabene Kuppel über die in gemeinschaftlicher Andacht zitternden, gläubigen Seelen wölbt, nicht in der Nähe eines solchen Tempels und eines solchen Lehrhauses und wenn die Noth käme, so gingst Du wieder nach Franken und curirtest Schweine. Nicht bebst Du für den Knaben, obgleich sein Heil Dir sehr nahe liegt und der Gedanke an seinen Untergang das Blut in Dir zusammenballt und Dich seufzen läßt tief und schwer, denn über alle armen Kinder wohnt der Vater und wo ist je eine Waise verloren gegangen? Groß sind sie geworden, die Waisen und wurden die Ecksteine, die früher oft die Bauleute verworfen. Warum klopfst Du doch, mein Herz? Doch nicht vor dem großen Manne, auf den Du hier wartest, er ist ja auch gut und liebevoll und Du hast seine Empfindungen gelesen und bist einheimisch in seinem Jerusalem, thörichter Jossel, wenn er auch groß ist an Geist und Gelehrsamkeit, schon hat es Größere in Israel gegeben und wird nach ihm noch Größere geben, die

noch mehr schaffen, wie er, denn so kann es in Israel nicht bleiben. Ach! Du bebst, mein Herz, weil Jossel betteln will, weil er zum ersten Male um Hülfe fleht, weil er sich selbst nicht mehr zu helfen weiß, weil er seine Schwäche fühlt, weil er aus dem Knaben mehr machen will, als aus ihm selbst geworden ist. . . . . ."

In diesem Augenblicke näherte sich ihm eine freundliche Matrone. In ihrem Gesichte lag eine Fülle von Menschenfreundlichkeit und Liebe, aber auch die Spuren der Schönheit waren auf demselben noch nicht verwischt, denn noch bedeckte keine Runzel die weiße, sanft gewölbte Stirn, freundlich und mild schaute das Auge unter den langen Wimpern hervor, nur auf den etwas eingefallenen Wangen zeigten sich schon die Zeichen des herannahenden Alters und wenn auch der ganzen Physiognomie anzusehen war, daß mancher stiller Kummer durch das Herz gegangen, so gab sich doch nirgends ein Zeichen kund, daß die Leidenschaft hier gewüthet, je den Frieden der Seele gestört hatte. Mit gehobenem Haupte ging die Frau noch gerade gerichtet einher; die goldene Haubenmütze mit feinen Brüsseler Spitzen besetzt, die schweren seidenen Gewänder, das prachtvolle Geschmeide um den Hals und die Brillantringe an den zarten Fingern verriethen die Wohlhabenheit ihres Hauses, aber bei allem Seelenadel, der in ihr lag, offenbarte sich doch nirgends eine Spur von Stolz und Hochmuth.

Sie redete Jossel an. „Ist dieser schöne Knabe Euer Sohn?"

„Nicht mein leiblicher," antwortete Jossel. „Sein Vater war mein Freund und als er starb, band er das Kind an meine Seele und nun ist, wie der Erzvater sagt, seine Seele geknüpft an die meine und ich habe ihn nicht verlassen und versäumt und der Herr hat mich nicht verlassen und versäumt. Er ist mir auch ein liebes Kind geworden, dessen Auge offen ist für die Schöpfung des Heiligen, gepriesen sei er, und dessen Herz offen ist für seine Offenbarung und sein Gesetz und hat den Sinn nicht verloren für Freiheit, indem ich ihn verabscheuen lehrte jede Knechtschaft."

Die Frau schaute den Mann mit großen Augen an; sie prüfte jetzt erst den geistreichen Blick des Mannes, der also mit ihr sprach. Sie hatte ihn für einen gewöhnlichen, fremden Bettler, der mit seinem Knaben im Lande umherreis't, gehalten, wenn auch der reinliche Anzug Beider und

die Sauberkeit in ihrem ganzen Aeußern gleich beim Austritt aus dem Frauentempel die Aufmerksamkeit ihres scharfen Blick's erregt hatte.

„Habt Ihr," fragte sie leise, „schon einen gastlichen Tisch für den Sabbath gefunden?"

Es ist nicht meine Sache, sagte Joſſel, bei den Almosenvorstehern und Tischgebern umherzulaufen und um ein Festessen zu betteln: Wir werden in unserer Herberge mit dem kargen Mahl zufrieden sein, das wir für verdientes Geld erstehen, aber Sie können mir, verehrte Frau, einen großen Dienst erweisen. Ich will mit meinem Knaben zu Herrn Moses, dem großen Weltweisen, gehen und ihn bitten, mir mit Rath und That beizustehen. Ich warte hier auf den Mann, daß er mir die Zeit bestimme, zu der ich ihn in seinem Hause aufsuchen darf. Ich würde ihn wohl kennen, wenn ich ihn sähe, dennoch könnte ich mich irren; habe ich ihn noch zu erwarten oder nicht? Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, — ich weiß kaum warum — daß mein erstes Begegnen mit ihm hier an der Pforte des Tempels sein sollte. Hat der Weise mit Gott gesprochen, so muß das Herz geöffnet sein für den hülfsbedürftigen Mitbruder.

Die Frau lächelte. „Schade," sagte sie bedauernd, „Ihr werdet ihn heute hier vergebens erwarten. Er ist krank, der gute Moses. Doch ich werde es zu ermitteln suchen, daß Euch schon morgen vielleicht Gelegenheit gegeben wird, ihn zu sehen und zu sprechen. Dort kommt mein Mann, ich bitte Euch, uns zu folgen und für den Sabbath bei uns fürlieb zu nehmen."

Der Mann der edlen Frau trat heran. Er zeichnete sich in seinem Aeußern vor allen andern Besuchern des Tempels aus. Es war ein ziemlich hochgewachsener Herr, dessen Haltung stolz und gemessen erschien und auf dessen Gesicht sich eine unerschütterliche Seelenruhe abspiegelte. Das blaue Auge, die fein gebogene Nase, der schmale, schön geschnittene Mund, so wie die ganze Erscheinung des Mannes ließen den Kenner der jüdischen Nationalität vermuthen, daß dieser Mann nicht deutsch-jüdischer Herkunft sei. Dies war auch eine richtige Vermuthung. Es war der Dr. Lemus, herstammend von portugiesischen Emigrirten, er, der am längsten unter seinen Kunstgenossen in Berlin die althergebrachte ärztliche Tracht beibehielt. In seinem scharlachrothen Fracke, das Haupt bedeckt mit einem feinen Castordreieck auf der weiß gepuderten Perrücke, an der Brust

schneeweiße, künstlich gekräuselte Jabots, den langen Degen an der linken Seite und das Rohr mit dem goldenen Knopfe in der rechten Hand verband sich in seinem Gange die Grandezza seiner Herkunft mit der Würde seines Standes, den er auch in geistiger Hinsicht ehrte, denn bei allem Ernste seiner äußern Erscheinung, bei der Ruhe, deren er sich befleißigte und in der ihn nichts stören konnte, bei der Sorgfalt, die er in jeder Lage für die Erhaltung seiner äußern Würde hatte, wohnte in ihm ein fast kindliches Gemüth, eine harmlose Anschauung seines Lebens und er ehrte ebenso sehr die althergebrachte Sitte seiner Religion. Sein Hauswesen wurde streng nach den Gebräuchen des Judenthums gehalten und in seinem Familienleben hatten Geschichte und Gegenwart ihr volles Recht, man wurde in demselben den Juden und zwar den portugiesischen, den klassisch gebildeten und vielbeschäftigten Arzt, den Preußisch-Berliner Bürger mit unbegrenzter Ehrfurcht vor König Friedrich und seinen Thaten zugleich gewahr. Man fand sich wohl und bald heimisch in dieser streng geregelten Häuslichkeit, in den wahrhaft frommen Gesinnungen, in der Aufrechterhaltung des äußern Decorums, in dem Streben nach Bildung des Geistes und des Gemüthes in der gegenseitigen Liebe und Achtung der Familienmitglieder, in der Theilnahme an fremden Leiden und Freuden, in dem loyalen Interesse an Allem, was Gemeinde, Stadt, Vaterland und König betraf.

Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung bot Dr. Lemus seiner Gemahlin den Arm und Beide schritten, begrüßt von den Umstehenden, durch das Thor des Hauses und begaben sich durch die Spandauerstraße nach einem Hause der Königstraße, wo sie in die hellerleuchtete Wohnung traten. Jossel folgte ihnen mit seinem Knaben.

24.

Ein Feierabend.

Tritt ein zu dieser Schwelle,
Willkommen hier zu Land!
Leg' ab den Mantel, stelle
Den Stab an diese Wand!
Sitz' obenan zu Tische,
Die Ehre ziemt dem Gast!
Was ich vermag, erfrische
Dich nach des Tages Last.

Uhland.

Welcher Unterschied zwischen dem Hause und dem Tische des Berliner Arztes und dem des Herrn Daniel! Wie fühlte sich Jossel, wie sein Knabe in eine neue Welt versetzt! Ja, schon als sie hineintraten in das hell erleuchtete Pracht- und Sabbathzimmer, wo statt der üblichen messingenen Kronleuchter vier große, silberne Armleuchter mit dicken Wachskerzen auf dem Tische prangten, der Duft der an den Fenstern aufgestellten seltenen Topfgewächse das Zimmer durchdrang, an den Fenstern reiche Draperien herabhingen, welche das Gemach von dem bewegten Leben auf der Straße abschieden, in dieser Umgebung, wo Alles Wohlhabenheit verkündete, preßte ein Gefühl des Fremden und Niegesehenen ihre Brust zusammen und sie blieben still an der Thür stehen. Und dennoch heimelte das Judenthum mit den ihnen bekannten Formen sie auch hier an; an die Pfosten der Flügelthüren war — wenn auch in silberner Kapsel — der heilige Name des einigen Gottes geheftet und wurde in stiller Ehrfurcht von Jossel und dem Knaben mit den Fingern berührt und geküßt, an der östlichen Wand hing in goldenem Rahmen eine Zeichnung des Tempels von Jerusalem mit der Inschrift: „Morgen,“ auf dem Tische lag auf feinem Gedecke das bekannte Festbrot, eingehüllt

von einer in Gold gestickten seidenen Decke. Aber noch mehr als alles Dieses — es nahte die Tochter des Hauses, ein noch zartes Wesen, in dessen Gesicht und Bewegung sich eine frühe Reife des Verstandes mit der höchsten Gutmüthigkeit, eine ansprechende Liebenswürdigkeit mit stiller Schwermuth zu erkennen gaben, sie beugte das schwarzgelockte Haupt vor Vater und Mutter und Beide legten ihre Hände unter stillen Segenssprüchen auf dasselbe. Als aber der Hausherr mit heller Stimme das Lied des Königs Salomo begann: „Ein bieder Weib, wer findet es," und das ernste Gesicht desselben ein freudiges Lächeln umzog, während das Auge in stiller Freude auf Weib und Kind ruhte — da wußte Jossel ganz und gar, wo er wäre, jede Beklommenheit war gewichen und er nahm voll Zuversicht den Platz ein, der ihm am Tische durch einen graziösen Wink des Hausherrn zugewiesen wurde.

Das köstliche Mahl wurde eingenommen und nachdem der Dr. Lemus mit Frau und Tochter ein Gespräch über häusliche Angelegenheiten geführt und mehrere Bestellungen angehört hatte, wandte er sich an seinen Gast und richtete die Frage an ihn: „Was seid Ihr für ein Landsmann?"

Wir kommen aus Franken, lieber Herr.

„Wolltet Ihr von hier weiter reisen und was hat Euch hierher geführt?"

Gebe Gott, daß wir nicht weiter zu reisen brauchen. Mich hat der Name unsers großen Weisen, der Ruf unsers Moses Mendelssohn hierher gezogen. Ich will ihm diesen Knaben zuführen, ich will von ihm Rath und Hülfe für eine Waise, die mir Gottes Rathschluß übergeben hat.

Der Arzt runzelte die Stirn und fragte: „Wie hängt dies zusammen, wie seid Ihr zu diesem Knaben gekommen? — Es scheint mir ein rüstiger Bursche zu sein, der wohl gut gerathen könnte."

Jossels Augen leuchteten vor Freuden, ein stolzes Lächeln umzog seine Lippen.

Ja wohl, sprach er erregt, er ist meines Herzens Freude, meine Seele ist gebunden an die seine. Doch, mein Herr, ich will Ihnen das Nähere mittheilen. Ich bin nach manchem erlebten Schicksale in das Dorf verschlagen worden, wo der Vater dieses Knaben als Wittwer wohnte. Ich führte ein zurückgezogenes, ruhiges Leben. Mein größter

Lebensgenuß war der Gedanke unabhängig von den Menschen in wahrer Freiheit leben zu können. Dieser Gedanke, dieses Gefühl der Freiheit bei einem beständigen Aufenthalte in Gottes schöner Natur — sie erfrischten meine sinkenden Lebensgeister, denn schon lange fühlte ich den Keim des Todes in mir, und als erfahrener Arzt werden Sie die Verwüstung der innern Lehmhütte an ihren äußern Wänden wohl erkannt haben. Aber wo ist der Mensch, der sich auf lange Zeit von seinen Nebenmenschen zurückziehen, sich der Theilnahme an ihrem Leben und Treiben, an ihren Leiden und Freuden entziehen kann? Wir suchen die Sorge, wenn sie uns nicht sucht. Ich lernte die Familie des Knaben kennen, ich gewann den Vater lieb, der mit rüstiger Thätigkeit für sein Hauswesen arbeitete. Ich hielt es für meine Pflicht, mich der Kinder anzunehmen, welche nur unter der Obhut einer alten Muhme standen, da die Geschäfte den Vater während der ganzen Woche zurückhielten. Besonders zog mich dieser Knabe an, bei dem ein gesunder Geist in einem gesunden Körper eine hoffnungsvolle Zukunft versprach. Ich unterrichtete ihn so gut ich konnte, er wurde mein beständiger Begleiter, ich machte es mir zur Aufgabe ihm die kleinen Freuden der Kindheit zu gewähren. So lebten wir mehrere Jahre und die hohe Freude, eine junge Menschenpflanze zu pflegen, einen Menschengeist zu bilden, das Interesse, welches ich an seinem Glücke nahm, die Liebe, welche uns Beide verband, richteten auch mich wieder auf und schienen die Heilmittel meiner kranken Brust werden zu wollen.

Bei diesen Worten stand Salomon auf. Er schluchzte laut, warf sich auf die Knie und verbarg sein Gesicht in Jossels Hände, die er mit Küssen bedeckte. Die Familie war gerührt und sah mit stiller Theilnahme auf die beiden Menschen. Dies waren keine gewöhnlichen Bettler, eine echte Geistes- und Herzensbildung hatte hier schon ihre Wurzelschößlinge getrieben. Der Mutter und der Tochter traten Thränen in die Augen, aber Lemus schaute mit ernstem und prüfendem Blicke Jossel an, der die Locken des Knaben mit sanfter Hand herabstrich. Dem Arzte war es eine angenehme Ueberraschung und ein hoher Genuß, im Volke diese ersten Spuren des Strebens nach dem Höhern und Schönern zu gewahren. Diese Spuren suchte er überall sorgfältig auf, sie waren ihm die Bürgschaft einer bessern Zukunft, an der viel höhere Geister in Israel zweifel-

ten, Andere sie sogar leugneten und nur im Aufgeben des Judenthums Heil für das Volk Gottes zu finden glaubten.

Der Bachur fuhr fort: So erzog ich den Knaben, ohne ein eigentliches Ziel vor Augen zu haben; uns genügte die Gegenwart. Da erschütterte ein schreckliches Ereigniß unser Glück. Wir erwarteten eines Freitags Abend Salomons Vater von seiner Rundreise im Gebirge. Es wurde spät, Sabbath war längst eingekehrt; der Mann kam nicht. Zwar suchte ich mich und die harrende Familie zu trösten, denn ich wußte wohl, daß er in dieser Zeit einen Termin im Gerichte der nahen Landstadt abzuwarten habe, in welchem der Nachlaß seines vor einigen Jahren gestorbenen Schwiegervaters geordnet werden sollte — wie leicht war es da, daß er unvorhergesehen zurückgehalten wurde und den Sabbath in der dortigen Gemeinde feiern mußte; dennoch aber war ich innerlich bange und konnte mich einer bösen Ahnung nicht erwehren, da der Mann uns noch nie am heiligen Abend allein gelassen hatte. Es war uns nicht möglich, uns zu Tische zu setzen und ich ging mit Salomon den Weg entlang, den er sonst zu kommen pflegte und auf dem wir ihm so oft entgegen gegangen. Es war ein dunkler Herbstabend, düstere Wolken hatten von allen Seiten den Horizont umzogen, der Wind braus'te über die Stoppelfelder in den Föhrenwald hinein und wir hörten das Brechen der abgestorbenen Aeste, wir wagten uns in den Wald, wir riefen laut umher, doch vergebens. Da jetzt ein schwerer Regen vom Himmel stürzte und es immer später wurde, kehrte ich mit dem Knaben heim. Ich nahm eine heitere Miene an, sprach scherzende Worte, um die Familie zu beruhigen, doch Keinem wollte ohne den geliebten Vater das Mahl schmecken. So brachte ich die Kinder zu Bett, allein ich konnte nicht schlafen. Als der Morgen graute befiel mich eine unnennbare Angst, ich machte mich auf und des Sabbaths nicht achtend, schritt ich noch vor Aufgang der Sonne der Landstadt zu, wo ich am Mittag anlangte. Aber hier war der Mann auch nicht zu finden. Man sagte mir, daß er wirklich am Donnerstage im Gericht gewesen, dort eine kleine Summe erhoben und den Weg nach dem Dorfe R. eingeschlagen hätte. Die Leute wunderten sich selbst, daß er nicht zu Hause angekommen sei und stellten allerhand Vermuthungen auf. Vielleicht hatte ihn Ermüdung oder ein leichtes Unwohlsein oder ein wichtiges Geschäft zurückgehalten. Ich eilte selbst nach

R. und erfuhr dort, daß mein Freund hier übernachtet habe und am Freitag Morgen abgereis't sei, wahrscheinlich nach Hause, obgleich ihn Niemand bei seinem Ausgange aus dem Dorfe gesehen haben wollte. Ich verfolgte den Weg nach der Heimath und langte da am Abend an, ohne den Vater mitbringen zu können. Eine bange Nacht ging wieder vorüber, ebenso der Vormittag des Sonntags, es kam keine Kunde vom Freunde. Ich ging nun zum Amtmann, der mir einige Mannschaft zur Verfügung stellte, die auf dem Wege nach R. von verschiedenen Seiten die Wege und den Wald durchsuchen sollten; ich selbst machte mich auf den Weg, Salomon war mein Begleiter. In unnennbarer Angst durchsuchten wir den Wald, lange vergebens. Schon dämmerte es wieder, als wir einige Bauern im Walde rufen hörten. Ich stürzte mit dem Knaben nach der Gegend hin. Schrecklicher Anblick! da lag der Vater in seinem Blute, an einen Baumstamm gelehnt. Ich stürzte auf ihn los, während der Knabe ohnmächtig niedersank. Noch fühlte ich Leben im Herzen, aber das Blut quoll aus zwei Wunden in der Brust. Die Bauern hatten schnell eine Bahre aus Tannenzweigen gemacht, auf welche wir den scheinbar Entseelten legten und nach Hause trugen. Welcher Jammer in der Hütte, welches Wehgeschrei der Kinder und der alten Muhme! Der herbei geholte Wundarzt gab uns wenig Hoffnung. Zwar schlug um Mitternacht der Freund noch einmal die Augen auf, kam zur Besinnung, ohne sprechen zu können, winkte nach Papier und Stift und schrieb mit zitternder Hand: „Räuber mich getroffen — Geld genommen, Joſſel sorge für meine Kinder, für Salomon, auf Deine Hülfe hoffe ich Herr!" — Vergebens richteten wir noch Fragen an ihn. Bald lispelte er leise das Sterbegebet und entschlief auf immer. Nie ist auch eine Spur seiner Mörder entdeckt worden.

Da stand ich am Lager des Dahingeschiedenen. Selbst niedergedrückt von eigenen Leiden und von diesem furchtbaren Schlage, sollte ich der Versorger einer Familie werden, der ich selbst nur kärgliches Brot verdiente. Doch ich ermannte mich, ich rief mir meinen Wahlspruch zu: Siehe auf den Gott meiner Hülfe traue ich und fürchte mich nicht.

Mein Freund wurde in Ehren bestattet. Sein Tod erregte die Theilnahme der ganzen Bevölkerung, daher wurde es mir möglich den älteren Sohn in das Geschäft eines Wollhändlers in Fürth zu bringen; die

Muhme mit der Tochter nahmen Verwandte in Frankfurt auf, meinen Salomon behielt ich aber bei mir. Ich verließ das Frankenland, denn dort konnte ich nichts mehr für seine weitere Bildung thun und mein Erwerb zog mich zu oft ab, um meine Pflicht ganz an dem Knaben zu erfüllen. Ich suchte Dienste als Lehrer und Cantor in kleineren Gemeinden. Von meiner Einsamkeit aus, hatte ich mir eingebildet, daß die Zeit auch in diesen Verhältnissen etwas Besseres geschaffen hätte. Aber ach! wie wurde ich enttäuscht! Man achtete den Jugendlehrer viel weniger, als den geringsten Diener des Geschäftes und hatte weit weniger Respect vor ihm, als vor dem Büttel des Amtmanns. Ja, als ich erst meinen Glaubensgenossen zeigen wollte, daß Nachdenken und Erfahrung etwas mehr aus mir gemacht hätten als aus den Subjecten, die sie gewöhnlich um sich sahen, als ich bei aller Ehrfurcht vor unserer heiligen Religion und ihren Satzungen, aus der Jugend meiner Gemeinden freie Menschen und wahre Bürger bilden wollte, als ich von dem Schlendrian abweichend mir einige Freiheiten in der Erziehungs- und Unterrichtsweise erlaubte, als ich selbst wie ein Mensch vor ihnen zu leben suchte und mein Haupt frei empor zu heben wagte, als sie merkten, daß mir nichts mehr als die Knechtschaft des Geistes und des Körpers zuwider wäre — da bellte die Meute gegen mich los, da war ich ein Abtrünniger, ein Frecher, der die Jugend verführe und das Alter nicht ehre. Ich aber konnte solchen Druck nicht ertragen, nicht ertragen besonders vor meinem Knaben, den ich lehren wollte zwar den Druck der Verhältnisse, aber nicht die Fesseln, welche niedrige Menschen um den Hals des Edlern schmieden, zu ertragen. Da kam mir der Gedanke mit meiner Waise hierher zu eilen, nach der berühmten Stadt, wo die Perlen altjüdischer Gelehrsamkeit von den Edelsteinen neuerer Wissenschaft zu herrlichen Diademen der Gemeinde umfaßt werden. Hier, dachte ich, würde ich für meinen Knaben Mittel und Wege zur Fortbildung finden. Ich will zu ihm, zum großen Moses, zum zweiten Maimonides. Er muß uns beistehen.

Jossels Erzählung wurde mit großer Aufmerksamkeit angehört. Er hatte eben geendigt, als sich die Thüre öffnete und mehrere Verwandte des Hauses eintraten, um ihren Besuch abzustatten. Dr. Lemus wandte sich freundlich zu Jossel: Eure Geschichte, sagte er, erregt meine ganze Theilnahme, ich zweifle nicht, daß Herr Moses Euch freundlich aufneh-

men und das Möglichste für Euch thun wird, freilich wird der große Mann von gar zu vielen Bittstellern heimgesucht und kann nicht Allen mit seinem Rathe und seinem Einflusse dienen, er ist zudem jetzt sehr kränklich und bedarf der ganzen Kraft seines Geistes, um die morsche Hülle aufrecht zu erhalten. Ihr wißt, fügte er hinzu, indem er Jossel mitleidig lächelnd ansah, was das zu bedeuten hat. Ich werde selbst Morgen früh mit ihm über Euch sprechen und ihm das Nähere im Voraus mittheilen und Euch die Zeit bestimmen, wann Ihr ihn sprechen könnt, Ihr bleibt für den morgenden Tag unser Gast, jetzt nehmt den Becher und betet das Tischgebet.

Und als Jossel mit glühendem Gesicht und dankerfülltem Blick den silbernen Becher ergriff, als er mit wohltönender Stimme und in althergebrachter Weise, die aber durch sein tiefes, inniges Gemüth gehoben und getragen wurde, den Gott pries, der Speise und Trank dem Bedürftigen aus der Vaterhand ertheile, der ein heiliges Jerusalem und höheres Zion wieder erbauen wird, der in Barmherzigkeit regiert immerdar und seinen Segen spendet auf Haus und Tisch, der Frieden schaffet in den Höhen und Frieden schaffet in den Tiefen — da horchten alle Anwesende auf und erkannten fast in jedem Ausdrucke, was da vorging im Innern dieses Mannes, und als er dann still und leise endete: Ich bin jung gewesen und auch alt geworden, doch nie sah ich den gerechten Mann verlassen und seine Kinder ihr Brot betteln, da wurden seine eigenen Augen feucht, stumm reichte er den Becher dem Hausherrn, stand auf, verbeugte sich tief und ging mit seinem Knaben von dannen.

25.

Der Philosoph.

Er hat des Wortes Fessel gesprengt mit Geisteskraft,
Er hangt am Guten, Wahren so recht mit Leidenschaft,
Er sprüdet Lichtgedanken so machtvoll vor sich hin,
So eignen Reiz verleiht ihm sein heitrer froher Sinn.
Chamisso.

Es war an einem schönen Sonntagsmorgen im April des Jahres 1779, die Sonne schien freundlich in die breiten Straßen Berlins und auf die Dächer der weitschattenden Häuser; es wogte schon von Menschen in dem belebten Stadttheile, wo der Philosoph seine Wohnung hatte, als Jossel mit seinem Knaben in das Haus eintrat und auf einem Flur mit pochendem Herzen auf den Erfolg der Meldung wartete, welche eine alte Dienerin besorgte. Es währte nicht lange und sie hieß ihn in das Zimmer eintreten. Es war ein höchst einfaches, nicht sehr großes Gemach, in welchem weder von dem Luxus des Reichen noch von dem Prunke des Gelehrten viel zu sehen war. An den grün gemalten Wänden hingen nur einige Familiengemälde und die Bilder einiger Freunde; das Ameublement war sehr einfach, auf dem offnen Schreibsecretair lagen einige Briefe und ein großes Handlungsbuch; eine reiche Büchersammlung war hier nicht zu finden, es lag nur ein einziges Buch aufgeschlagen auf dem kleinen Tische, der vor einem schmalen, mit grünem Plüsch überzogenen Canapee stand, in dessen Ecke Moses Mendelssohn saß. Wenn auch noch in den besten Lebensjahren stehend, so zeigte sein Aeußeres doch schon einen hohen Grad von Körperschwäche, die nur durch die Kraft eines immer wachen und auf sich aufmerksamen Geistes besiegt wurde. Das Gesicht war blaß, die Wangen waren in Falten gezogen,

von der hohen gewölbten Stirn war das Haar in die Höhe gestrichen und von einer an den Seiten lockig abfallenden Perrücke bedeckt. In den Augen lag ein dunkles Feuer und doch blickten sie mild und freundlich in die Welt hinein, die geschlossenen Lippen drückten Wehmuth aus und zu diesem Ausdruck trug noch das etwas seitwärts gebeugte Haupt bei, dessen mit kurzem Barte bedecktes, ovales Kinn nach der Brust geneigt war und den Hals verdeckte. Der ganze Körper hat durch die Verkrümmung des Rückgrades eine gebückte Haltung. Der Mann war einfach aber sauber gekleidet, die breite Weste mit großen Knöpfen bis an den Hals verschlossen, von dem weiten Oberrocke schlugen sich Kragen und Aufschläge bis über die Schultern zurück.

Die beiden Eintretenden blieben ehrfurchtsvoll am Eingange stehen. Mendelssohn sprach sie freundlich zuerst an: „Der gute Dr. Lemus hat mir Ihre Geschichte erzählt. Ist das der Knabe, dessen Vater auf so traurige Weise um's Leben gekommen und dessen Sie sich freundlich angenommen haben?"

Er ist es, ehrwürdiger Herr. Es ist ein schöner Tag unsers Lebens, wo wir den Moses von Angesicht zu Angesicht sehen, der sein Volk führt zur Freiheit des Denkens, ohne die Sitte zu zerstören, die der Grundpfeiler eines wahren Volkslebens ist.

„Der Grundpfeiler des Volkslebens, guter Freund, muß das Gesetz sein. Das Gesetz nur regelt die Sitte und auch das Denken hat seine Regeln. Tritt näher, mein Sohn."

Der Philosoph winkte den Knaben zu sich und dieser stellte sich ruhig aufschauend vor ihn hin.

„Du hast doch," sagte Mendelssohn liebreich zu ihm, „gewiß die heilige Schrift gelesen?"

Wir haben darin gelesen Tag und Nacht, erwiederte Salomon in der Sprache des Urtextes.

„Nun, du kennst doch den Vers: „„Die Lebensstraße"" — der Philosoph hielt inne.

Salomon setzte rasch fort: „sie gehet aufwärts für den Denker."

„Und wie versteht Ihr das?"

Es wird für den Denker die Aussicht immer freier und schöner und voller Ueberraschung, der Rückblick immer zufriedenstellender und genuß-

reicher, der Aufblick voller Zuversicht und Verheißung — wie wenn ich die schönen Berge meiner Heimath besteige.

„Und wann bist Du am Ende?“ fragte der Weltweise ernst.

Es hat die Lebensstraße kein Ende, wie das Leben kein Ende hat. Nach dem Tode wird die denkende Seele noch freier; denn ihr ist die irdische Bürde genommen. Auch dann steigt sie noch höher, denn die Vollkommenheit ist nur in Gott.

„So haben Sie es uns im Phädon gelehrt,“ rief begeistert Jossel von der Thür aus.

„Setzen Sie sich doch,“ rief diesem freundlich Mendelssohn zu, und nachdem Jossel Platz auf einem Sessel an der Thür genommen und mit vorgerückter Brust und freudigem Antlitz nach den Beiden hinschaute, dem großen Weltweisen seines Volkes und dem Knaben seines Herzens, wandte sich der Weise weiter zu dem letztern:

„Wodurch hält der Jüngling seinen Weg rein?“ *)

Indem er Deinem Worte gehorsam ist, fiel der Knabe rasch ein.

„Was ist das für ein Wort?“

Das ist die Lehre des Herrn, die vollkommen ist und das Herz erfreut.

Mendelssohn legte seine Hand auf das Haupt des Knaben. „So ist es recht, mein Sohn. Du hast gut gelesen und verstanden.“

„Ihr thut ein großes Werk an diesem jungen Menschen,“ sagte er jetzt zu Jossel, „aber nehmt Euch in Acht, ihn nicht über die Sphäre hinaus zu heben, in welcher ihm zu leben vergönnt ist. Das wäre sein Unglück. Die Lebensstraße geht aufwärts für den Denker, aber der Weg, den Staat und Verhältnisse dem Israeliten gelassen, ist nur ein sehr schmaler, beschränkter. Wollten wir zu früh unsern Blick nach Außen wenden und die Jugend für eine Welt erziehen, die sich ihr nicht erschließt, wollten wir ihr die Bildung für eine Gesellschaft geben, die sie zurückstößt, — wir würden uns an dieser Jugend versündigen und einen Zwiespalt in ihr wecken, der sie nur elend machen könnte. Spätere Zeiten werden vielleicht neue Wege öffnen, ihnen ist es dann vorbehalten, nachzuholen, was jetzt anscheinend versäumt wird. Die Volksbildung muß jetzt noch in dem hergebrachten Kreise des Judenthums verharren;

*) Psalm 119.

dieser Kreis darf nicht erweitert werden, wenn auch in seinen Grenzen das Gegebene von der Sonne der Aufklärung in ein schöneres und helleres Licht gesetzt werden kann."

Bei diesen Worten sprang Jossel auf, eine hohe Röthe übergoß seine Wangen, unwillkürlich griff er mit der rechten Hand nach seinem Kopfe und rief fast zu laut: „Nein! so kann es nicht sein!" Doch, als hätte er sich schnell besonnen, vor wem er stünde, fuhr er in einem sanften Tone fort, seine Rede mit den biblischen Worten in der Ursprache beginnend: „Ich bin zu gering aller Gnade, die Du Deinem Diener erwiesen." Aber mein Herr wird es gern sehen, wenn ich die Meinung meines Herzens sage und ihm, dem Weltweisen dem großen Denker, dem Wohlthäter seines Volkes, zu widersprechen wage, aber Sie werden die freie Meinungsäußerung achten. Wenn auch tausend Herzen darüber brechen, wenn auch viele darüber zu Grunde gehen werden, die Bildung des Volkes muß über den jüdischen Kreis binausschreiten, die Theilnahme am öffentlichen und geselligen Leben muß erweckt und erweitert werden, das Licht der Wissenschaft muß die Geister erleuchten und die Herzen erwärmen, ehe kann es nach Außen nicht besser werden, ehe nicht im Innern eine wohlthätige Reform durchdringt; diese Reform kann aber weder Bibel noch Talmud schaffen, sie kann nur durch die Wissenschaft, durch das erweckte Bedürfniß nach einem Anschluß an's Bürgerthum herbeigeführt werden.

Mendelssohn schüttelte den Kopf: „Dies Bürgerthum, Freund, wird noch lange, lange sich diesen Anschluß verbitten; das erweckte Bedürfniß aber wird Unzählige zum Abfall von der Religion der Väter bringen."

O, mögen sie abfallen, erwiederte mit einiger Bitterkeit der Bachur, mögen sie dahin gehen, die Schwachen, wohin sie die Leidenschaft führt, sie haben weder Wissenschaft noch Bürgerthum gesucht, sie suchen nur Glanz und Bequemlichkeit. Der Schade, den sie anrichten, wird nicht groß sein, die Wunden, die sie schlagen, werden wohl bluten, aber für Israel nicht tödtlich werden, was will das sagen, gegen die Macht eines Märtyrerthums, eines doppelten Märtyrerthums, — für Religion und Wissenschaft — welches, wenn auch im Stillen, doch in unbesiegbarer Kraft den Weg bahnen wird, den mein Volk zu betreten hat. Dies

Märtyrerthum wird die Thore erschließen, durch die Israel wieder zu den Völkern wandert. Eine schönere Zeit muß Israel vorbereitet finden, es darf nicht warten mit seinem Fortschritt, bis es dazu gerufen wird."

Mendelssohn sah den begeisterten Mann mit Wehmuth an.

Da trat ein junger Mann herein, in dessen Kleidung eine reiche Eleganz, in dessen ganzem Wesen eine Frische des Geistes zu erkennen war.

„Hier bringe ich Ihnen," rief er freudig aus, „das neueste Werk unsers Lessing, es ist der lang erwartete Nathan. O, Sie werden es mit Freuden begrüßen, Sie sind es selbst, dieser Nathan. Es ist ein Werk, welches, wenn er auch nur dies geschrieben, ihm die Unsterblichkeit zusichern wird."

„Ich weiß es," sagte Mendelssohn ruhig, „es ist das schönste Lobgedicht auf die Gottheit, aber er ist in diesem Werke ein Jahrhundert vorausgeeilt." Er wandte sich jetzt zu Jossel. „Wir können jetzt, mein Freund, nicht weiter disputiren. Morgen sollen Sie durch den Dr. Lemus erfahren, was wir in Betreff des Knaben zu thun gedenken. Kann ich Ihnen selbst durch irgend eine Empfehlung nützen, so theilen Sie es mir bei ihrem nächsten Besuche, den ich am Sabbath erwarte, mit. Der Aufenthalt in Berlin ist kostspielig und daher nehmen Sie diese Unterstützung von meiner Hand einstweilen an." Er reichte ihm ein Goldstück.

Jossel sah beschämt nieder.

Dafür danke ich, rief er leise und fast erschöpft. Wir haben noch Ersparnisse um leben zu können. Ich würde es armen Mitbrüdern vielleicht entziehen und das ist, wie Sie wissen, nach dem Talmud eine große Sünde.

„Dann mag es der Kleine annehmen," erwiederte Mendelssohn gütig.

Auch er darf nicht; solch' Almosen verdirbt die Jugend, er ist hergekommen, damit ihm im Ganzen und Großen geholfen werde. Wir erwarten dies von Ihrer Güte, von Ihrem Einfluß. Der Herr wird dafür Ihre Tage segnen, fügte er in hebräischer Sprache hinzu, und Ihnen die Krone des Lebens in einem hohen Alter ertheilen.

26.

Der König und der Narr.

Doch wozu ist des Weisen Thorheit nütz?
Shakespeare: „Was ihr wollt."

Ein tiefer Seufzer entfuhr Jossels Brust, als er mit seinem Knaben wieder auf der Straße war und, dem Zimmer des Weltweisen entrückt, sich wiederum allein in der geschäftigen, kalten Welt fühlte. Sein Kopf war heiß, seine Wangen glühten vor Aufregung; das Gefühl, abhängig zu sein, von der Gnade Anderer das Heil desjenigen zu erwarten, der seinem Herzen so nahe stand und für den er sein Leben gern hingegeben hätte, beugte ihn tief. So freundlich der Philosoph mit ihm gewesen, so liebreich er auch dem Knaben entgegengekommen, dennoch fand Jossel sich nicht befriedigt und das Ganze nicht seinen Erwartungen entsprechend. So geht es oft lebhaften Gemüthern, besonders, wenn sie die Einsamkeit lange von den bewegten Menschenkreisen zurückgehalten hat. Sie bilden sich nicht allein eine Welt nach ihren Ideen, sondern auch bestimmte Persönlichkeiten nach ihrem Ideal. Entspricht dann die Wirklichkeit dieser schönen Traumwelt nicht — und selten kann sie dies der Innigkeit jener phantasiereichen Auffassung gegenüber — so wird das Vertrauen auf die Menschheit erschüttert und es tritt sogar ein Verkennen der Vortrefflichkeit Einzelner ein.

Zu solchen nüchternen Betrachtungen kam freilich unser Jossel in diesem Momente nicht und wir wollen auch nicht untersuchen, ob nicht zu seiner Mißstimmung einiger Grund vorhanden gewesen. Sie schlenderten die Königsstraße hinunter über den Schloßplatz und fanden sich unter den Linden auf einmal in einem dichten Menschenhaufen. Die Augen

der Leute waren alle nach dem Brandenburger Thor gerichtet. Sieh! — da kam der König. Er ritt auf seinem Schimmel ruhig und nachdenkend und sich wenig um die ihn angaffende Menge und die jauchzende Straßenjugend bekümmernd. Wem brauchte man das Bild Friedrichs des Großen wohl erst zu zeigen. Bei diesem unerwarteten Anblicke des Königs durchzuckte es Jossel wie mit elektrischem Schlage. Es schien ihm selbst, als wenn alle Energie seiner Jugend in ihn zurückkehre. Er faßte den Knaben unter die Arme und half ihm auf die Barriere steigen, welche die Allee von der Straße abschied.

„Da ist er, Salomon!" rief Jossel fast laut, „sieh' Dir ihn an, den großen Mann seiner Zeit. Ach! auch er ist alt geworden, aber das Feuer seines Auges ist noch dasselbe, die Majestät des Geistes thront noch auf der alternden Stirn. Ja, mein Sohn, so habe ich ihn bei Roßbach gesehen, so ruhig ritt er auch vorüber, als wir die blutenden Kameraden verbanden. O, wie hat die Zeit so Vieles in mir verändert! Doch ich hätte bald vergessen" — — — er wandte jetzt den Blick gen Himmel und murmelte still: „Gepriesen seist Du, Herr unser Gott, König der Welt, der Du von Deiner Majestät an Fleisch und Blut verliehen hast."

Thränen rollten über die Wangen. Der König aber war vorüber, lange schaute ihm Jossel nach, bis sich die Menge fast verlor. Da klopfte eine Hand auf seine Schulter und er hörte die Worte: „Friede mit Euch, Bachur Jossel, Gottes Willkommen, guten Morgen!" Hinter ihm stand ein Mann von untersetzter Statur, auf dessen Gesicht ein zufriedenes Lächeln lag und dessen stechender Blick von der Freundlichkeit des ganzen Wesens gemildert wurde. Das fast schon graue Haupt war von einem schadhaften, runden Hut, der tief in die runzliche Stirn gedrückt war, bedeckt. Ein abgetragener Leibrock war bis oben zugeknöpft, die grünen, manchesternen Hosen reichten bis zu den Knien, von denen an bunte, wollene Strümpfe und große Schuhe mit messingenen Schnallen die Chaussüre ausmachten. Ehe noch der erstaunte Jossel zu Worten kommen konnte, ergoß sich der Redefluß des Unbekannten.

„Nun ja, Ihr seid da ganz außer Euch gekommen, wie Ihr das Königthum gesehen. Ist auch ein großer Mann, unser Friedrich, größer als alle vor ihm und um ihn, aber was hilfts? Er hat doch kein Gemüth für uns Juden. Außer den paar Bevorzugten, die im Kriege die

schlechte Münze geschlagen haben und nun reich geworden sind und sich spreizen, und durch ihren Dünkel und Staat nur noch ärgeren Judenhaß erregen, leben wir doch Alle noch in großem Druck und der große König behandelt seine Juden sehr klein." Fast hohnlachend fuhr er fort: „Ich habe da meine Nichte verheirathet und nur nach vieler Mühe und mit schwerem Gelde das Privilegium, hier zu wohnen für den eingebornen Bräutigam erhalten, und nun müssen sie noch für einige Hundert Thaler schlechtes Porzellan der Königlichen Fabrik entnehmen und die gekauften Püppchen und Männchen noch dazu außer Landes verkaufen! Nun, schadet nichts, es wird besser werden, ich sage Euch, die nach ihm kommen, werden mehr Gemüth haben und ihre Zeit noch besser erkennen, als der große Mann, und wenn Israel sich erst besser hier befindet, wird Preußen erst recht der Edelstein sein unter Europa's Kaiser- und Königthümern. Nennen mich hier immer einen Narren, wenn ich dergleichen verkünde, und — muß es freilich bleiben, weil wir es Alle nicht erleben!" —

Jossel unterbrach jetzt die Rede des Mannes und fragte hastig: Wie so kennt Ihr mich?

„Was soll ich Euch nicht kennen, ich kenne die ganze Welt. Ihr logirt Klosterstraße Nr. 30 bei der alten Wittwe Mendel, Ihr habt Freitag Abend beim Dr. Lemus gegessen und kommt eben von Moses Dessau her. Nun, Ihr werdet bei den Leuten auch nichts ausrichten, ich sage Euch, all' die Familien stehen schon mit einem Fuße aus dem Judenthum heraus und ihre Kinder werden weiter nichts davon zurückbehalten, als das Sabatheßen, das ihnen schmeckt. Das kommt von der Aufklärung, die sie aber nur für sich behalten wollen und von der der gemeine Mann nichts abbekommen soll. Und weil sie das Judenthum nur als eine Schale ansehen, mit der man Franzosenthum und Deutschthum und Griechisches und Lateinisches umwickeln kann und die dann an allen Ecken und Enden reißt, und nicht als einen Kern, der nur eines guten Bodens bedarf, um aufzukeimen und eine gute Frucht tragende Pflanze zu werden. Glaubt mir, sie wissen nicht recht, was sie wollen. Nun, Bachur Jossel, seid nicht ängstlich. Ist das der junge Mensch, dessen Vater so elendiglich umgekommen ist? Ihr habt die Geschichte bei Lemus erzählt und die Magd hat es gehört und mir wieder erzählt, und ich habe sie am Sabbath, wie wir Nachmittag beim Raf lernten,

allen Anwesenden erzählt und sie wollen Alle Euch helfen. Gehet nur hin zum Danziger und zu Meier Landsberger und zu Joseph Samter und Henri Peine. Doch, Gott, bald hätte ich es vergessen! der Junge hat ja noch eine Muhme hier, die alte Fanny Würzburg, die in der Jüdenstraße Nr. 20 zwei Treppen hoch hinten heraus wohnt, der selige Mann dieser Frau war ein Bruder des Mannes der Cousine seiner Großmutter, eine brave Frau, die alte Fanny, hat früher bei Moses Breslau gedient und durch Pfandleihen etwas vor sich gebracht, was wird die sich freuen, einen Verwandten zu sehen; ich gehe um zwei Uhr da vorbei und will Euch anmelden. Kommt ja hin, die alte Fanny ist eine brave Frau!"

Mit eiligen Schritten entfernte sich der fremde Mann und die Beiden sahen ihm verwundert nach.

27.

Die Wittwe.

Du gabest mir Trank und Speise,
Und hast mir Geld geborget,
Und hast mich mit Wäsche versorget,
Und mit dem Paß für die Reise.
(Heine.)

Von den vielen Namen, die ihm der Fremde gesagt hatte, hatte Joſſel nur den der Wittwe Fanny Würzburg behalten und er maß in Gedanken die Verwandtschaftsgrade ab, in welchen sein Liebling mit jener Frau stehen sollte, konnte sich aber nicht recht darin zurecht finden. Theils aus Neugierde, theils weil sie doch nichts Besseres im Augenblicke vornehmen konnten, nahmen sie gegen Abend ihren Weg nach der Jüdenstraße Nr. 20. Es war schon dunkel geworden, auch war die Beleuchtung der Stadt zu jener Zeit noch sehr mangelhaft, ein kalter Nordost wehte durch die Straßen als Nachzügler des scheidenden Winters, als sie in den finstern Hof jenes Hauses eintraten, wo aber wie zwei helle Sterne die erleuchteten Fenster in dem zweiten Stock des Hinterhauses herabblitzten. Sie stolperten eine Treppe hinauf, als sie schon oben die Thür öffnen hörten und eine alte Frau mit einem brennenden Lichte in der Hand an den Stufen der Treppe erschien und ihnen laut zurief: „Seid Ihr's, Bachur Joſſel, mit dem Kinde, so kommt herauf, Ihr seid ganz recht, ich bin die Wittwe Würzburg." Und als sie in das Zimmer getreten waren, rief die Alte ihnen ein „Gottes Willkommen!" nach dem andern zu, drückte unter lautem Schluchzen und Weinen den Knaben an das Herz und rief: „Wie danke ich Gott, daß er mir die Gnade erwiesen, einen Verwandten meines lieben, seligen Mannes zu sehen und bei mir

aufnehmen zu können, Gott, das hätte der liebe Mensch erleben müssen, denn immer sprach er von seiner Heimath und legte jeden Neumond einen Thaler bei Seite, um das Geld zu einer Reise dorthin zu ersparen, aber leider" — und konnte sie vor Thränen kaum sprechen — „Gott hat ihn zu sich genommen in seinem siebenundsiebenzigsten Jahre, ehe er diesen Wunsch befriedigen konnte, er hat es mir aber aufgetragen, wenn Jemand von seiner Blutsfreundschaft nach Berlin kommt, ihm Gutes zu thun und so zu handeln, als wenn er noch lebte. Setzt Euch, Bachur Jossel, und Du, mein geliebtes Herzenskind. Wahrhaftig, der Knabe sieht meinem Seligen sehr ähnlich und das ist kein Wunder, es ist ja Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleische, wie die Schrift sagt. Der Lohser Narr hat mir Alles erzählt, das ist ein guter Kerl, der schon heute den ganzen Tag für Euch herumläuft und für Euch sorgen will. Ich habe ihn auch auf morgen Mittag zu Gaste gebeten, denn er ißt von meinen Fischen gar zu gern und wir wollen dann traulich beisammen sitzen und einmal ordentlich herausrechnen, wie es eigentlich mit unserer Verwandtschaft steht ....."

Während dieses Redestromes hatten Beide Zeit, sich im Gemache der Wittwe umzusehen. Es war ein gemüthlicher, netter Aufenthaltsort; die Tische waren mit beblümten Decken und weißen Tüchern bedeckt, auf dem einen prangte eine glänzend geputzte zinnerne Kaffeekanne mit drei zierlichen Porzellantassen, auf dem gebohnten eichenen Schrank stand zinnernes und Porzellangeschirr in graden Reihen, den Fußboden bedeckte ein aus Tuchstückchen zusammengenähter Teppich und in dem alterthümlichen großen Ofen knisterte ein Feuer, welches eine angenehme Wärme im Zimmer verbreitete, in die sich der Duft von verbranntem Königsräucherpulver auflöste.

Unter Fragen und Gesprächen brachte die gemüthliche Alte den Kaffee herbei und erquickte ihre Gäste mit diesem damals noch nicht sehr gewöhnlichen Getränke, bewirthete sie mit Kuchen und Backwerk, während sie selbst in einem Sessel Platz nahm und behaglich aus einer langen, thönernen Pfeife Tabakswolken vor sich her blies.

Als sie genugsam über Herkommen, Familienverhältnisse, Todesfälle u. s. w. den Bachur ausgefragt, wobei sie sich wiederholentlich ihres seligen Mannes erinnerte und weinend seinen Tod beklagte, sagte sie:

„Ja, lieber Bachur, ich habe auch viel gelitten und ausgestanden. Es ist nicht Alles von selbst gekommen, wir haben viel arbeiten müssen. Mein Mann ging zuerst in Berlin in den Häusern umher, altes Messing und Kupfer, auch manchmal Silber, zu kaufen und ich hatte eine Trödelbude auf dem Haak'schen Markt, wo ich Sommer und Winter saß. Dann bekam mein Mann die Gicht und ich mußte ihn drei Jahre allein ernähren, dann verkauften wir heimlich fremden Tabak, immer in Furcht, die Tabaksregie möchte dahinterkommen und uns festnehmen; dann legten wir eine Pfandschaft mit billigen Zinsen an; doch halten sie mich in Berlin für reicher, als ich wirklich bin. Wenn sie sehen, daß man, Gott sei Dank, keinen Menschen braucht, kein Geld borgt, Jedermann das Seinige giebt, die hohen Steuern an die Gemeinde richtig und ohne Murren zahlt, so glauben sie, man stecke bis an den Hals im Gelde und je mehr man an die Armen giebt, für desto geiziger wird man verschrieen, da man nicht alle Hände füllen kann."

Wir wollen die weiteren Auslassungen der Wittwe Würzburg nicht verfolgen und sehen unsere Gäste am anderen Mittage wiederum am reichbesetzten Tische derselben, ebenso freundlich aufgenommen und bewirthet. Es dauerte aber nicht lange, so stieg auch mit langsamen Schritten Lohser Narr die Treppe hinauf, trat in's Gemach und drückte Allen herzlich die Hand. Der Geruch der Fischsauce verklärte sein Angesicht ebenso sehr, als die frohe Botschaft, die er in sich und mit sich trug.

„Nun," sagte er, „es ist gut, daß ich Euch hier treffe, wir haben viel zu besprechen, doch beginnt kein Tanz vor dem Essen, wir wollen uns nur erst waschen und zu Tische setzen und Mutter Fanny mag die Suppe auftragen."

Mit Behagen warf er sich in den Lehnsessel, der für ihn am Tische stand, schlürfte seinen Teller Suppe ein und klopfte dann dem Knaben auf die Wangen.

„Nun, Bachur Jossel," fuhr er darauf lächelnd zu sprechen fort, „Ihr habt noch keine Antwort von Moses Dessau und von Dr. Lemus, geht nur morgen hin und holt sie Euch, ich weiß schon Alles. Sie wollen Euch wirklich den Jungen abnehmen und soll es Euch freistehen, ihn entweder dem Handel oder dem Studium zu widmen. In beiden Fällen

soll er aber von der Pike auf dienen. Wenn er Handelsmann werden will, so soll er in Veitels Comptoir kommen und als Laufbursche beginnen, nach und nach kann er dann bei gehöriger Anlage hinter den Tisch gebracht werden, er soll dann noch das Rechnen bei Hirsch lernen. Wenn er aber ein Gelehrter werden soll, so braucht der Fischdoctor Bloch gerade einen Menschen, der ihm seine Fische ausgrätet, bei diesem Vorstudium wird ihm derselbe auch lateinische Stunde geben. Nun, das sind lauter faule Sachen, hört lieber zu, was Euch Lohser Narr sagt. Seht, ich bin gestern herumgelaufen und habe Eure Geschichte wohl hundertmal an alle meine guten Freunde und Bekannte erzählt und seht hin, hier sind hundert Thaler Preußisch Courant, die ich zusammengebettelt habe. Alle haben mir Recht gegeben, daß Berlin kein Ort für Euch und den jungen Mann ist, geht Ihr lieber hin nach Leipzig und laßt den Knaben dort von einem Magister unterrichten oder schickt ihn nach der Thomasschule, und bei Euch lernt er weiter Bibel und Talmud. In wenigen Jahren wird er dann selbst wissen, was er werden will. Ihr seid klug genug, ihn noch weiter den gehörigen Weg zu führen. In Leipzig werden sich auch für Euch Wege zum Verdienen eröffnen. Wenn es weiter nichts ist, so schreibt Ihr Mesusoth und Tefillim, die Ihr in der Messe an Scheidel oder Sabel Buchhändler verkauft oder geht zu Breitkopf und bittet um hebräische Correcturen oder unterrichtet Studenten in der heiligen Sprache. Außerdem kommt doch dreimal im Jahre unser Volk, wie einst nach Jerusalem zu den heiligen Festen, nach den Leipziger Messen und da werden sich auch Leute finden, die für Euch Beide ein offenes Herz und einen offenen Beutel haben."

„Und ich," sagte Fanny vergnügt, „ich versorge meinen Verwandten mit allen nöthigen Kleidungsstücken und werde ihn ausstatten wie einen Prinzen; ich habe ja noch alles Zeug von meinem seligen Manne, das soll der Schneider Kunz, an den ich noch viele Forderungen habe, ihm zurecht machen."

„Das ist recht, Mutter Fanny," meinte Lohser, „aber wie steht's mit dem Beutelchen da drinnen im Schubkasten?"

„Ihr seid ein braver Kerl, lieber Lohser, wenn Ihr mir nur nicht immer mit Geldsachen kämet. Doch ich habe zwanzig Laubthaler erspart, die hätte ich ohnedies mit auf die Reise gegeben."

Jossel war vor Entzücken stumm. In die bisher dunkle Zukunft leuchteten ja einige Silberblicke. Der einfache Plan des Narren erheiterte auf einmal sein Gemüth und bot die schönste Aussicht dar. Ihm war sehr bange geworden in der großen Stadt und der Gedanke, in Leipzig die in ihm schlummernden Ideen verwirklichen zu können, füllte seine ganze Seele.

„Ja, Salomon," rief er aus, „den Weg wird uns Gott führen, der Mann hat mir meine Gedanken abgelesen und bietet die Mittel zu unserm Streben, jetzt haben wir einen Ruhepunkt gefunden, übermorgen ziehen wir nach Leipzig."

„Nur nicht so rasch," fiel Lohser ein, „erst muß ich Euch die Stadt zeigen und was ich für Bekanntschaften habe und wie Groß und Klein mir nachruft: „Lohser, was giebts Neues? Ist Prinz Heinrich wieder gesund? Ist's wahr, daß Beer seine Tochter verheirathet? Wann und wo ist Doctor Herz zu sprechen? Wißt Ihr keine Wohnung in der Friedrichsstraße? Kennt Ihr keine Gelegenheit nach Frankfurt?" Das weiß ich Alles und noch viel mehr, Ihr werdet Euch wundern."

„Und ich muß ja erst die Sachen alle zurechtlegen, die Ihr mitnehmen sollt," meinte die Wittwe. „Vor Sabbath lasse ich Euch nicht fort, da sollt Ihr noch erst von meinem Essen kosten."

Schnell vergingen die Stunden unter traulichem Gespräche und der Narr rückte noch mit tausend Vorschlägen und Winken vor, von denen nicht wenige für Jossel sehr brauchbar waren.

Am Abend brachte er die Beiden nach ihrem Quartier. Mit erleichtertem Herzen legte sich Jossel nieder und betete still: „Bis jetzt, Herr, hat uns Deine Gnade nicht verlassen und Du wirst uns ferner nicht versäumen!"

28.

Die Polizeistube und der Magister.

O wie hab' ich geschmachtet in öder Ferne.
(Heine.)

Lohser Narr hatte nicht ganz unrecht gehört. Als Jossel wiederum den Doctor Lemus besuchte, erzählte ihm dieser, wie sehr sich Mendelssohn über den Knaben gefreut hätte und daß man gewillt wäre, auch für ihn zu sorgen. Es sollte nun ganz auf ihn ankommen, der die Neigung und die Anlagen des Knaben kennen müsse, ob er ihn in das große Veitel'sche Handlungshaus, wo er freilich mit den niedrigsten Diensten anfangen müßte, bei gehöriger Haltung aber und bei fortgesetztem Unterrichte mit der Zeit sein Glück, wie so viele Andere, machen könnte, oder ob er ihn in das Haus des berühmten Arztes und Ichthyologen (Fischkundigen) Bloch geben wollte, wo der Sinn für naturgeschichtliche Gegenstände und für eine dereinstige ärztliche Laufbahn in ihm geweckt werden sollte. —

Jossel schüttelte bedenklich den Kopf; er erkannte den guten Willen jener braven Männer, aber theils war ihm der Gedanke ein schrecklicher, sich von dem ihm anvertrauten Knaben zu trennen, theils schienen ihm jene Vorschläge gar nicht angemessen. Sie waren in der That wohl zu vage und nur eine ungewisse Zukunft in Aussicht stellend. Das stellte er auch dem Doctor vor und dieser konnte den gewichtigen Gründen, die Jossel vor ihm entwickelte, wenig entgegenstellen. Jossel verhehlte auch nicht den neuen Plan, den er gefaßt hatte, und die Mittel, die ihm von Lohser geboten worden wären. Mit Rührung entließ ihn der Doctor und bat ihn, ihm ferner Nachrichten über ihr Ergehen zu ertheilen.

Würde es ihm gelingen, in Leipzig eine Stellung zu gewinnen, so wollte er nach Kräften sein Streben unterstützen.

So verließ Joſſel mit seinem Salomon Berlin, begleitet von Lohſer und der Frau Würzburg bis Potsdam.

„Nun so gehet hin in Gottes Namen," rief ihm Lohſer beim Abschied zu, während Frau Fanny sich in einen Strom von Thränen ergoß, „der Herr segne Euren Ausgang und Euren Eingang, haltet mir den Jungen beim Judenthum, wenn er auch noch so viel lernt und vergeßt nie, daß in Berlin ein Narr lebt, der mehr ausrichten kann, als alle großen und weisen Männer, und der Hülfsmittel da zu finden weiß, wo jene sie nicht suchen, im Volke."

Da sehen wir also Joſſel und Salomon nach einigen Tagen in der berühmten Handelsstadt, die aber auch mit vollem Rechte ihren Beinamen Pleiß-Athen verdiente. In einem Hinterstübchen eines großen Hauses am Brühl nahmen sie ihr Quartier und schon am nächsten Morgen besuchte Joſſel mit dem Knaben den Director der Thomasschule, um bei ihm Salomon als künftigen Schüler anzumelden.

Der Mann hörte ihm eine Weile geduldig zu, dann brach er in ein wahres Hohngelächter aus.

„Mein lieber Freund," rief er laut, „wo denken Sie hin! Ihr seid ja Juden und nimmermehr kann ein Jude in ein sächsisches Gymnasium aufgenommen werden."

„Und warum dies nicht?" fragte Joſſel erschrocken.

„Weil dies gegen alles Gesetz und Herkommen ist," erwiederte der Director fast gereizt. „Nimmt doch der preußische König, der große Atheist, nicht einmal den Juden Mendelssohn in seine Akademie auf und wir sollten Eure schmutzigen Jungen neben die Söhne der Rathsherren und Senatoren setzen?!"

Als Joſſel noch einige Worte sprechen wollte, schrie ihn der Director laut an: „Ich habe keine Zeit für Euch, schert Euch zum Trödel hin."

Tief erschüttert und fast gedemüthigt schlichen die Beiden nach ihrer Wohnung, ein tiefer Seufzer entstieg Joſſel's gepreßter Brust. Er hatte kaum Zeit, über den traurigen Anfang seines Leipziger Lebens nachzudenken, denn ein Polizeidiener beorderte ihn auf das Polizeiamt. Nach wenigen Minuten stand er in einer weiten Halle vor der Polizeistube

und mußte hier mehrere Stunden unter Handwerksburschen, herbeigebrachtem Gesindel und dergleichen Leuten mit klopfendem Herzen warten, bis er eingelassen wurde. Auch hier ließ man ihn wohl eine halbe Stunde stehen und die lautlose Stille wurde nur von dem Gekritzel der Federn unterbrochen, welche die vielen anwesenden Schreiber führten. Endlich wandte sich ein hagerer Mann, auf dessen finsterem Gesichte, in dessen dunkeln, mit einer großen Brille bedeckten Augen Unmuth und Mißtrauen lagen, zu ihm hin.

„Er ist gestern," sagte er barsch, „hier in Leipzig angekommen und hat Wohnung auf dem Brühl genommen. Was will Er hier außer der Meßzeit?"

Jossel setzte dem Manne sein Vorhaben auseinander.

„Das ist ja lauter dummes Zeug," versetzte dieser, „wie werden wir einem Juden den Aufenthalt hier gestatten, Ihr wollt nur Vorwand haben, um hier Schacher zu treiben."

Vergebens bat Jossel in den rührendsten Worten um die Erlaubniß, bleiben zu dürfen. Der Polizeimann fiel ihm in die Rede, gebot Stillschweigen, nahm ein Stück Papier, worauf er den Befehl niederschrieb, daß Jossel die Stadt binnen drei Tagen zu verlassen hätte und daß ihm ein Zwangspaß nach Franken ausgestellt werden sollte.

Jetzt war guter Rath theuer, aber wo ihn in der fremden Stadt finden?

Betrübt schlich er seiner Wohnung zu, als er in einer Seitengasse an der Nikolaikirche vor dem Hause eines Antiquars vorbeikam und fast gedankenlos vor dem Bücherregal, welches auf der Straße am Fenster stand, stehen blieb, einige Bände herausnahm und darin blätterte. Die hebräischen Lettern eines Buches fesselten seine Aufmerksamkeit. Es war ein Exemplar der „Ruthe Juda's", in welchem Buche die Leidensgeschichte des Volkes Israel, alle seine Verfolgungen und Trübsale von einem holländischen Arzte beschrieben sind.

„Ist es", murmelte er für sich hin, „die Ruthe oder der Scepter, der nicht weichen soll von Juda, wie das biblische Wort meint, in dessen Ausdruck jener Doppelsinn liegt, oder ist die Ruthe gerade der Scepter, der unsere Herrschaft unter den Völkern erhalten soll? Ach, was ist das blutige Märtyrerthum gegen die Schläge einer neuern Zeit, die nicht

mehr aus Fanatismus gegen uns geführt werden, sondern aus Widerwillen und Bosheit? Was ist der brennende Scheiterhaufen gegen die Bienenstiche, die an allen Enden mit dem Gifte des Hasses uns verwunden? Wann, o Gott, wird endlich der Tag kommen, der uns als freie Männer begrüßt; wo ist der Erlöser, der uns aus den Banden, in die das Vorurtheil uns geschlagen, erlöst?"

Das Fenster öffnete sich und das freundliche Gesicht eines ältlichen Mannes schaute heraus, dessen Auge voller Milde und Liebe den unglücklichen Juden anblickte.

„Freund", sprach der Mann mit etwas heiserer Stimme, „die Zeit und der Erlöser sind vielleicht nicht so ferne, als Ihr glaubt, aber weder ein Kaiser noch ein König wird Euch befreien, die todten Bücher werden zu dem lebenden Volke sprechen, wenn dies in eigner Kraft erwacht und werden die glimmende Fackel der Humanität zu einer hellen Leuchte anfachen, daß sie weit in das Jahrhundert hineinscheint. Der Stab Jehuda's wird dann wieder grünen und Blüthen treiben. Kommt herein! Wenn Ihr ein Freund solcher Bücher seid, will ich Euch noch viele zeigen, ich habe gar schöne Ausgaben des Talmud, des Maimonides, des Albo und Eurer Gelehrten; ich verstehe auch etwas davon."

Jossel folgte der Einladung und trat in das Zimmer des Büchermannes. Es war der Magister Stümpel, ein Mann, der bei übergroßer Gelehrsamkeit seine Unabhängigkeit über Alles schätzte, da er nie ein Amt angenommen hatte, sondern von dem Ertrage seines Handels mit alten und neuen Büchern still und eingezogen lebte. Sein Gewerbe eröffnete ihm eine reiche Quelle des Genusses, denn er konnte ungestört in den erworbenen literarischen Schätzen wühlen, hier lesen, dort blättern, hier Neues erfahren, dort alte Erinnerungen auffrischen; zugleich gehörte er zu den nicht wenigen Männern jener Zeit, die in philanthropischer Gesinnung jeden Fortschritt in der Humanität mit Freude begrüßten und die in einer Philosophie der Geschichte der Menschheit in der Idee ihrer Entwickelung reiche Nahrung für den vorurtheilsfreien und aufgeklärten Geist und für das allem Edlen entgegenschlagende Herz fanden. So sehr er sie aber auch liebte, so ging er doch meistens den Menschen aus dem Wege, weil er eben durch die Berührung mit denselben eine Störung seiner Gefühle für die Menschheit fürchtete. Er war unverheirathet

geblieben und nur die strenge Einsamkeit sagte seinem Gemüthe zu. Vor Allem aber interessirte ihn die Jugend, und wenn er, wie es selten geschah, sich in den Straßen Leipzigs blicken ließ, Sommer und Winter mit einem Mantelkragen angethan, den eine silberne Schnalle am Halse festhielt, so blieb er immer bei den aus der Schule kommenden Gruppen stehen, unterhielt sich mit ihnen freundlich und belehrte sie in ihren Spielen oder er unterhielt sich in seinem Laden mit den Jünglingen, welche Bücher zu kaufen oder zu verkaufen suchten und gab Manchem ein kostbares Werk zum Lesen nach Hause, wenn er auch oft darum betrogen wurde.

Jetzt war er bald in ein gelehrtes Gespräch mit Jossel verwickelt und freute sich dessen treffender Bemerkungen und weitläuftigen Wissens in hebräischer Literatur. Es konnte nicht fehlen, daß ihm Jossel seine Geschichte und die Begegnung auf der Polizeistube schilderte.

Stümpel war empört.

Er schien eine Weile nachzudenken, dann sagte er freudig: „Den Herren auf der Polizeistube wollen wir wohl ein Schnippchen schlagen, da soll bald geholfen sein. Ihr laßt Euch immatriculiren, Freund, und werdet akademischer Bürger. Die Universität ist liberaler als die Thomasschule, sie setzt Eurer Aufnahme keine Schwierigkeit entgegen, möget Ihr Jude oder Türke sein. Schon morgen gehe ich mit Euch zum Magnificus, der ohnehin mein Freund ist. Den Knaben nehme ich in die Lehre; der soll hier sitzen und in den Büchern blättern und außerdem von mir Lectionen erhalten."

Vergnügt eilte Jossel nach Hause und erzählte Salomon die Begegnisse der letzten Stunden.

29.

Jossel wird Student und — stirbt.

Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Ade! . . . . . .
Gustav Schwab.

Wirklich war die Universität freisinniger, als Schule und Polizei. Am andern Tage stand Jossel unter Begleitung des Magisters vor dem Magnificus, der ihm als der Inbegriff alles Erhabenen, als ein wahrer Herrgott menschlicher Wissenschaft erschien, und aus dessen Händen er die Matrikel als Studiosus der Philosophie und freien Künste erhielt, die ihm auf Grund seines guten Passes ausgefertigt wurde! Als Jossel am dritten Tage abermals in die Polizeistube beordert wurde und nach der von einem furchtbaren Ausbruche des Zornes begleiteten Frage, warum er sich noch nicht fortbegeben habe, dem Polizeimeister seine Matrikel vorlegte, verwandelte sich sofort das Gesicht desselben und mit einer leichten Verbeugung sagte der Gestrenge: „Dann, Herr Studiosus Jossel, ist die Sache ausgeglichen und ich kann gegen Ihren Aufenthalt, nichts einwenden. Sie stehen unter dem Schutze der akademischen Gesetze."

So war denn also Jossel Student und mit erhobenem Haupte wanderte er durch die Straßen Leipzigs. Magister Stümpel hielt sein Wort. Er blieb nicht allein der Freund des alten Studenten, sondern er nahm sich auch Salomons mit väterlicher Liebe an; er führte den leicht auffassenden Knaben, dessen Geistesgaben durch Jossels Unterricht und Umgang schon früh geweckt und gebildet worden waren, leicht über die Formlehren der Sprachstudien hinweg und ein in das klassische Alterthum, dessen Studium dem Geiste die kräftigste Nahrung und dem Charakter Stärke verleiht, er behandelte ihn zugleich mit der größten Liebe und suchte

seinem Herzen ein ruhiges Gefühl der Liebe und Achtung zur ganzen Menschheit, ihrer Entwickelung und ihren verschiedenen Richtungen einzuflößen, aber er begünstigte auch in ihm den Hang zur Einsamkeit und die Gewohnheit, die Welt mehr aus der Ferne zu beobachten, um sich nicht von ihr fortreißen zu lassen.

Das Letztere that er, weil er selbst diese Richtung genommen hatte und weil er sie für den jüdischen Jüngling, dem der größte Theil des geselligen Lebens doch verschlossen war, am zuträglichsten hielt. „Ihr müßt gewaffnet sein zum Tage der Erlösung der Menschheit," sagte er, „aber noch nicht mit streiten, in der stillen Kammer müsset Ihr erstarken zum Kampfe!" Wir wollen jetzt nicht untersuchen, ob er darin Recht gehabt.

So vergingen mehrere Jahre, Stümpel sorgte auch zum Theil für die leibliche Nothdurft seiner Freunde, er führte dem Studenten Jossel Gymnasiasten und Studirende zu, die von diesem für geringen Entgelt praktischen Unterricht in der heiligen Sprache erhielten. Da war Jossel glücklich, seine ausgebreitete Bekanntschaft mit dem jüdischen Alterthume vor jungen, gebildeten Leuten zu entwickeln und erkennen zu lassen, glücklich auch, den Unterhalt für sich und Salomon selbst zu gewinnen. Aber auch Lohser Narr und Mutter Fanny schrieben einige Male und sendeten ihre Unterstützungen ein.

Doch eine Sorge nagte an Jossel's Herzen, er fühlte das Schwinden seiner Kräfte seit einiger Zeit mehr denn je. Es war am Abend eines schönen Sommertages, beide waren bei Stümpel gewesen, und dieser hatte mit Jossel ein lebhaftes Gespräch über die Unsterblichkeitslehre der jüdischen Weisen geführt, sie hatten Folianten aufgeschlagen, Talmudstellen aufgesucht und sich endlich mit inniger Herzlichkeit getrennt — Jossel hatte noch einen Spaziergang mit Salomon um die Stadt gemacht und am Anblick der untergehenden Sonne Auge und Herz gelabt, seit Jahren hatte er sich nicht so wohl gefühlt, als nach Hause angekommen ihn schon auf der Treppe ein plötzliches Unwohlsein ergriff und ein Blutstrom sich aus seiner Brust ergoß. Man brachte ihn zu Bett, man holte den Arzt, der sein nahes Ende prophezeite. Dennoch erholte er sich wieder, konnte aber sein Lager nicht verlassen. Jetzt zeigte sich Stümpels Edelmuth im vollsten Glanze, täglich machte er den Gang zu Jossel's Wohnung einige Male, erquickte ihn leiblich durch seine Gaben und geistig durch seine

Reden. Der Jüngling verließ wenig das Bett seines Lehrers. Am Versöhnungstage hatte Jossel noch den Pflichten, welche ihm seine Religion auferlegt, nachgelebt, er hatte sich an den herrlichen Gesängen Gabirol's erbaut, als er Salomon an sein Bett rufen ließ und mit gebrochener Stimme lispelte: „Mein Sohn, der Tag wendet sich, die Nacht bricht an, aber die untergehende Sonne hat Versöhnung gebracht und ich höre das siebenmalige „der Herr ist Gott!" aus allen Himmeln tönen. Meine Nacht ist gekommen, die mir Ruhe verheißt nach dem heißen Kampfe des Tages. Wenn die Sonne wieder aufgeht, findest Du mich starr hier im Bette, aber ich hoffe, daß meine Seele sich eines höhern Lichtes erfreuen wird."

Salomon faßte die Hand Jossels, beugte sich über ihn und weinte gar sehr. Jetzt trat Stümpel ein, er nahte sich dem Lager und als er Jossel's Gesicht sah, erschrak er sehr. „Erschrecket nicht, Freund," sprach der Sterbende, „was kann der Tod Abschreckendes für den Weisen haben; aber sorget mir für das Leben — sorget mir für den Jüngling und ich will Euch das beste Quartier bestellen in den Wohnungen des Vaters."

Der Magister hatte einen Brief in der Hand. „Dieser Brief," sagte er, „ist soeben angekommen und an Euch, lieber Jossel, gerichtet, soll ich ihn Euch vorlesen?"

Jossel nickte bejahend. Der Magister entsiegelte den Brief und las:

„Mein guter Bachur Jossel. Daß Ihr so krank seid, schmerzt „mich sehr, aber nun, Ihr seid ja ein ganzer Mann; ich habe deshalb „mit dem Doctor Herz gesprochen und der meint: Ihr müßt Abschied „nehmen von dieser Welt, nun, solche Herren irren sich zwar öfters, „aber wenn es einmal sein müßte, so wird ein alter Soldat unsers „Fritz, der übrigens jetzt auch ein alter Fritz ist, nicht viel Federlesens „machen und bald sein Bündel für jene Welt geschnürt haben. Mir „altem Narren ist auch das Haar sehr grau geworden und die Füße „sehr lahm, daß ich nicht mehr viel marschiren kann in den Straßen „Berlin's und die Wege mir sauer werden und die Erkundigungen „beschwerlich; ich möchte gern mit Euch die Reise machen — das „weiß Gott —, aber ich habe noch Manches zu besorgen. Der Salo„mon kann einmal zu mir kommen, ehe er zur hohen Schule geht, es „ist gut, daß er zuvor einen Narren, wie mich, sieht. Fast ahnt es

„mir, als wäre mein Brief die letzte Narrheit, die Ihr auf dieser Erde „hört; desto heller wird das Hallelujah der Engel klingen, wenn Ihr „sie singen hört bei'm Aufgang der Morgenröthe, wie sie die Last des „himmlischen Reiches empfangen von der Majestät Gottes und unter „dem Dreimalheilig die göttlichen Aufträge ertheilen einer dem andern „— so wie wir beten jeden Morgen. Jossel, das ist keine Narrheit, „es ist die Poesie der Ewigkeit. Wenn's anders ist, wird's auch gut „sein. Lebt wohl, mein bester Freund, Euer Lohser."

Als sie den Bachur ansahen, sprach sich in seinen Zügen ein Lächeln über diesen Brief aus, aber er konnte nicht mehr sprechen und legte nur noch seine Hände auf das Haupt des Jünglings. So verschied er sanft.

Der Magister sah lange und ernst bald auf die Leiche, bald auf den trauernden Jüngling. Dann drückte er diesen an sein Herz. „Du sollst fortan ganz mein sein," rief er feierlich aus, „mein lieber Sohn sein, aber den Namen meines Jugendfreundes Franz Neuendorf führen, dessen Liebe die schönste Blüthe meiner Jugend war."

30.

Franz Neuendorf an Karl von Rosau.

Cairo, den . . .

Länder und Meere liegen zwischen uns, mein Karl, eine neue Welt umgiebt mich, wenn sie auch alt, sehr alt ist, aber dennoch schweift mein Geist zu Dir hinüber; ich sehe Dich in Deinem Arbeitsstübchen sitzen, vergraben in staubige Acten, die das Wohl und Weh' vieler Menschen enthalten. Du stehst zuweilen auf und siehst mit den treuen, blauen Augen hinaus in die Straßen des lieben B. Wie ist es da so still am ruhigen Abend! Doch, nicht wahr, das erleuchtete Fenster gegenüber ist der Ruhepunkt, auf dem Dein Blick haften bleibt; dort schwebt Deine Emma und irre ich nicht, so schaut ihr lockiges Haupt auf eine Arbeit, mit der sie ihrem Karl eine Weihnachtsfreude bereiten will. Ja, der Winter ist bei Euch eingekehrt und hier umgiebt mich ein ewiger Sommer. Während Du das Feuer an Deinem Kamine schürst, habe ich meine Fenster dicht verhängt, um mich vor der Sonne zu schützen, die ihre glühenden Strahlen in das kleine Zimmer wirft, welches ich seit vierzehn Tagen bewohne. Von hier sehe ich hinunter in ein reges Gewühl auf den Straßen, in dichte Menschenhaufen, in ein mir fremdes Leben. In buntesten Trachten ziehen die Menschen vorüber und ein Gemisch mir unverständlicher Sprachen trifft mein Ohr. Aber weder hier noch auf den Trümmern des alten Heliopolis, die ich gestern besuchte, noch unter den Pyramiden, in die mich ein treuer Führer in diesen Tagen geleiten will, werde ich die Ruhe finden, die ich suche. Zwar werden die Sinne von dem vielen Fremdartigen, was mich umgiebt, immerfort bethätigt, die Seele geräth in Staunen vor der Größe der hier untergegangenen Welt, der Geist ver-

senkt sich in die Geschichte des Alterthums, die hier in Monumenten spricht und die Vergänglichkeit menschlicher Arbeit predigt — aber das Gemüth findet hier seine Heimath nicht, ach, es fehlt mir doch mein Vaterland mit seinen Bergen und Thälern, mit seinen Eichen und Kastanien, mit seinen wechselnden Jahreszeiten, mit seinen Strömen und Gießbächen, mit seiner Gesittung und seinen Gegensätzen. —

Ich habe es versucht, mein Karl, größtentheils auf Deinen Rath und Dein Zureden, meine Nationalität einmal vergessen zu wollen, sie vor den Augen der Welt abzulegen, ich wollte nur Deutscher sein, ich trat mit einem Herzen voll Liebe, mit Muth und Thatkraft unter Euch — und nur zu bald ward ich gewahr, daß ich das Unmögliche erstrebte. Ich konnte Eure Vorurtheile nicht zerstören, ja ihren Nachtheilen nicht entgehen, ich konnte mein Bewußtsein, das mir durch Geburt und Erziehung inne wohnende, nicht immer zurückdrängen. Ach, mein Herz hat schwer büßen müssen. Jetzt noch einmal zurück in das Land meiner Väter, ich will Jerusalem sehen, ich will Zion betreten, vielleicht kommt von Palästina's Bergen mir die Hülfe, wie einst seinem königlichen Sänger. Dort will ich meine Vergangenheit begraben im Thale Josaphat und auferstehen auf dem Oelberg zu einem andern Leben, ich will es versuchen, das ganz wieder zu werden, was ich nie aufgehört zu sein, ich will wieder Jude werden. Aber mein Herz bleibt Dir, mein Karl, wenn ich mich auch von Allem losreiße, von meinem Vaterland und von meiner Liebe; meine Seele ist an Deine geknüpft und auch die deutsche Wissenschaft kann ich nicht lassen, sie ist das Element, worin ich leben muß. Lebe wohl, bald mehr.

Sakkara, den . . .

Ich stand auf der großen Pyramide, deren Besteigen nicht schwer ist. Ich sah weit in Mizraim hinein, vorn lag Cairo mit seinen vielen Dörfern, sammt ihren Hainen von schlanken Palmen, hinten die weite, unwegsame lybische Wüste, an deren Grenzen sich eine Reihe kleiner Pyramiden weit hinstreckt und dann in ungemessener Ferne nach Norden und Süden der gewaltige Strom, der sich seinen Weg durch den langen Streif grüner Felder bahnt, welche er durch sein Wasser den gierigen Eingriffen der Wüste auf beiden Seiten entrissen hat. Es war ein erhebender Anblick, doch nur wenige Augenblicke fühlte ich mich glücklich, denn als die

Sonne purpurroth unterging, als ringsum eine Todtenstille herrschte, da war mir bald, als wäre ich allein noch übrig in dieser erstorbenen Welt, die Pyramiden blickten mich stumm an, überall sah ich nur die senkrechten Gruben, die zu den Todtengräbern führten. Ich studirte die Namen, die auf der Plattform, auf welcher ich stand, eingegraben sind. Es sind Namen von Reisenden, die in verschiedenen Zeitaltern, von verschiedenen und fernen Ländern hierher gekommen sind und hier als auf einem gemeinsamen Mittelpunkte der Weltgeschichte gestanden haben. Ich suchte und fand eine Ecke mit deutschen Namen. Da glaubte ich Heimathsklänge zu hören — ich gedachte jenes Maiabends, an dem wir Beide vor fünf Jahren den Rammelsberg bestiegen, südwärts in's Böhmerland, nordwärts nach Sachsen schauten, den hohen dichten Fichtenwald über und unter uns, wie wir mit scharfen Augen den schönen deutschen Fluß in seinen tausend Windungen verfolgten, wie er, ein segensreiches, üppiges Leben spendend, nach der Ebene strömte, die Städte und Stätten deutscher Bildung bespülte, an deren jede uns eine theure Erinnerung der Vergangenheit und Gegenwart knüpfte. Und wie damals jener Schwarm von Störchen über unser Haupt nach den Dörfern zog — sie waren auch aus dem Aegypterland zurückgekehrt — wie in dem Laubholz neben uns sich Tausende singender Vögel hören ließen — wie ich spähte und spähte, um den Kamm des Fichtelgebirges, wo meine Wiege gestanden, zu entdecken, wie Du mir Dein ganzes Herz öffnetest und Deine bescheidenen Pläne für die Zukunft, die mir noch zu hochstrebend waren, denn was hatte ich zu erwarten? Karl, ich fühle, ich bin zu früh hierher gekommen, die Stätten des Alterthums, namentlich der Orient, wollen von Männern bereis't sein, welche nicht nach den Maiblumen und Maiblüthen der Heimath schmachten, sie fordern Resignation. Ich dachte sie erworben zu haben, es ist nicht so. Vielleicht wird's anders in Palästina. Dorthin wandere mein Fuß durch die Wüste. Lebe wohl!

Katharinenkloster auf Sinai, den . . .

Dämmerung ward's in der Wüste, die Sonne sank glühend, weit, weit von uns, in's Meer, rings um uns eine Todtenstille, nur von dem Zuruf des uns begleitenden Arabers an sein Kameel unterbrochen. Es ist das erhebendste Stillleben, welches man auf der Welt feiern kann.

Wenn wir dann unser Lager an einer Oase, nahe einem, den ganzen Tag ersehnten Quell ausbreiteten, wenn ich dann aufsah zu den glänzenden Sternen am Firmamente, da sehnte sich die Brust nach dem Anblick befreundeter Menschen, da dachte ich an Dich, mein Karl, da tauchten die Bilder der Kindheit wieder in der Seele auf. . . . Allmählich erhebt sich die Wüste gen Sinai hin, aber von der Höhe geht's wieder in Thäler hinab, die sich immer mehr erweitern. Es zeigten sich von fern die schwarzen, wilden, öden Gipfel des Sinai, senkrecht und steil erhebt sich der Horeb im Hintergrunde. Und als wir weiter emporstiegen, da war zwar noch immer Wüste, aber es zeigten sich schon Gesträuch und Kräuterbüschel im Thale, auf beiden Seiten von hohen Granitgebirgen mit wilden, zersplitterten Spitzen eingeschlossen. Da plötzlich stand das Kloster vor uns mit riesigen Schatten. Es ist ein alterthümliches, hohes Gebäude, von mächtigen Mauern und Thürmchen umgeben. Wir wurden an einem Seile in's hohe, über der Erde stehende Portal aufgezogen, der Prior, ein ehrwürdiger Greis, empfing uns und wies mir ein einfaches Zimmerchen zur Wohnung an, als ich ihm den Wunsch mittheilte, einige Zeit hier zu verweilen. Hier sitze ich am frühen Morgen und schreibe. Die Aussicht geht in den Klostergarten, in welchem Mandelbäume, Aprikosen und Feigen blühen, weiter hinauf erstreckt sich das Thal, welches plötzlich von einem hohen Berge geschlossen wird, über den ein Paß zu den Küsten des östlichen Meerbusens führt.

Sinai, den . . .

Da bin ich also auf dem geheiligten Boden, auf welchem eine unvergleichliche Geschichte, die Geschichte meiner Nation, ihren Anfang nahm. Griechische Mönche haben von diesem Platz Besitz genommen, sie haben ihr Kloster, ihre Kirche an der Stätte errichtet, wo Mose den brennenden Dornbusch gesehen haben soll, sie haben diese Stätte mit einer silbernen Platte bezeichnet, sie berühren sie auch nur mit nackten Füßen, sie lassen ihr Kyrie tagtäglich ertönen und beten ihre Messen in den Kapellen — aber von dem frischen, treibenden Leben entfernt, ist Alles nur Gewohnheit geworden, die Umgebung hat für sie nur die Farbe der Alltäglichkeit gewonnen. Die Nachkommen Derer, welche hier zuerst auftraten und das geistige Leben von Jahrtausenden gründeten, haben wenig Interesse für diese Stätten, sie überlassen sie gern verkommenen Mönchen

und neugierigen Reisenden, weit hinweg hat sie das mächtige Völkerschicksal geschleudert, aber, was sie hebt und treibt, ist das lebendige Wort, welches hier zuerst als ewiges Sittengesetz, als göttliche Verkündigung ertönte und welches sie tragen durch die Jahrhunderte inmitten des Lebens der Völker, auf dem offenen Markte der werdenden Geschichte.

Sinai, den . . .

Auch mich treibt's hinaus wieder nach Westen. Hier ist nur eine Schädelstätte vergangener Geschlechter, selbst die Neuzeit wird hier nichts aufbauen können. Da solltest Du das Beinhaus der Mönche sehen! Sie lassen ihre Todten Jahre lang auf einem eisernen Rost liegen und verfaulen und stellen dann die Knochen Arm an Arm, Bein an Bein auf, aber ja die Priester und Laien geschieden und die Knochen des Erzbischofs noch ganz besonders. Ihr Leben geht in stetem Gezänk mit den Arabern hin, die sie sich zu Leibeignen machen wollen und ohne die sie keine Woche existiren könnten. Selbst ihre Bibliothek, aus Handschriften, Inkunabeln und einigen neueren Schriften bestehend, bleibt unbenutzt und selten, meistens nur für Fremde, werden ihre Fensterladen geöffnet. Und dennoch ist das Kloster für den Reisenden von großem Werthe, denn, wenn seine Bewohner auch die Umgegend fast weniger kennen als die Araber, so bieten doch die Räume eine sichere Ruhestätte für den Wanderer dar, das kärgliche Mahl erquickt, die Gastfreundschaft erfreut ihn, die Resignation ihres Lebens, die Einförmigkeit und Freudenlosigkeit ihres Daseins erregt sein Nachdenken. Ich bringe die wenigen Tage, welche ich hier verleben will, theils mit Ausflügen in's Gebirge zu, theils mit Lesen in der Bibel, die mir hier oft als Wegweiser dient. Dann ergreife ich wieder ein deutsches Buch und es schafft mir einen eignen Genuß auf meinem kleinen Zimmer, oder im Garten, oder von den Gipfeln des Sinai in die Wüste schauend, Heimathsklänge zu vernehmen. Dann greife ich wohl auch zur Flöte, es sammeln sich die Kinder der Araber um mich, auf ihren hageren, sonneverbrannten Gesichtern prägt sich das Erstaunen und die Freude an der Harmonie der Töne aus, sie klatschen in die Hände, sie rufen ihre Mütter und Geschwister. Zu meinen Füßen rauscht der Gießbach, die Quelle Mose's, ein leiser Wind rauscht durch die Palmen und Datteln, der Mond geht über der Wüste auf, vom Kloster ertönt das Eleison! Lebe wohl!

31.

Jerusalem, den . . .

Hier hast Du den ersten Brief aus der heiligen Stadt. Es war an einem schönen Frühlingsmorgen, als ich von Hebron aus durch das traubenreiche Thal Eskol auf schmalem Fußsteige wandernd, hier einzog. Vor mir lag Zion, der Oelberg, die Thäler Hinnom und Josaphat, indeß oben, die alten Hügel krönend, die Stadt ausgebreitet lag, welche für alle Nationen und Religionen das höchste Interesse in Anspruch nimmt, die Stadt, welche von meiner frühsten Kindheit an meine Phantasie beschäftigt hatte, das Ziel eines langen Strebens, einer beschwerlichen Wanderschaft. Endlich standen „meine Füße in deinen Thoren, o Jerusalem. Es müsse Friede sein innerhalb deiner Mauern und Glück in deinen Wohnungen!" — — Ach auch ich suche den Frieden in dir, die Versöhnung mit meiner Jugend. Ich zog ein in das Hebron- oder Jaffathor, über den kleinen offenen Platz und dann den steilen, engen Weg hinunter längs dem oberen Ende des alten Tyropoeon oder Käsemacherthales, bis ich zu der ersten Straße kam unterhalb des Teiches des Hiskias. Ich fragte nach dem Juden Karmoli, an welchen ich einen Empfehlungsbrief von Cairo abzugeben hatte. Ein alter Araber führte mich eine steile Straße nach Osten hinan und bald standen wir vor einem ziemlich geräumigen Hause, vor dem ein Greis, der Vater Karmoli's, auf einer schmalen Bank unter einer Cypresse saß. Er erhob sich und beugte sich vor mir tief zur Erde. Als ich ihn aber in hebräischer Sprache anredete, da leuchtete sein Antlitz, denn er hatte mich für einen Franken gehalten, mit einer Art Grazie streckte er seine Hand aus und ergriff die meine unter dem Zuruf: „Friede sei mit Dir!" Man hatte mir im Abendlande traurige Schilderungen von der Unreinlichkeit der Straßen, von den Unbequemlichkeiten der Wohnungen, von der Aerm-

lichkeit ihrer Bewohner gemacht. Ich muß gestehen, daß der erste Eindruck, welchen die Stadt auf mich machte, angenehm enttäuschend war, denn ich fand, daß Jerusalem noch manchen Vorzug vor anderen orientalischen Städten hatte. Das Haus meines Wirthes bot wenigstens, wenn auch keinen Luxus, doch eine erfreuliche Behäbigkeit dar. Ich wohne in einem geräumigen Zimmer, auf dessen marmornem Fußboden alte Teppiche ausgebreitet sind, an den Wänden sind Divane aufgestellt, an bequemem Hausgeräth ist kein Mangel, die Decke ist eine Kuppel, welche über dem Dache liegt, eine Bauart, welche durch ganz Judäa verbreitet scheint. Diese Kuppeln über dem Dache scheinen die flachen Dächer zu unterstützen und zu zieren und erweitern und wölben zugleich die unter ihnen liegenden Zimmer. — Der Greis hatte mich zu seinem Sohne geführt, welcher innerhalb des kleinen Hofraums häuslich beschäftigt war. Der Mann nahm mich beim ersten Anblick ein. Er ist Eingeborner Palästina's und stammt von jenen Flüchtlingen ab, welche der Fanatismus Spaniens aus ihrem Vaterlande vertrieb und wieder dahin jagte, woher ihre Väter nach Spanien gekommen waren, und von wo sie den Glanz der Schulen des Orients nach der pyrenäischen Halbinsel verpflanzt hatten. In dem edlen männlichen Gesichte Karmoli's spricht sich eine nicht gewöhnliche Energie gepaart mit Milde und Liebe aus. Sein Auge wendet sich anfangs voll Schärfe und Feuer auf den Fremdling, dann ruht es in stillem Glanze auf ihm und scheint die Worte auflesen zu wollen, die dem Munde des Ankömmlings entfallen. Diesem verschiedenen Blicke der Augen folgen die übrigen Züge des Gesichtes, die erst in Runzeln gezogene Stirn wird glatt im Laufe des Gespräches, die ernste Physiognomie nimmt ein lächelndes Air an, verwandelt sich aus prüfender Strenge in wohlgefällige Milde. Dazu kommt die stolze Haltung seines schön geformten Körpers, die Sauberkeit seiner der arabischen Sitte entsprechenden Gewänder, die Klarheit seines Ausdrucks, das Wohltönende seiner Stimme, die ganze, eigenthümliche Bewegung im Hauswesen — und ich fühlte daß ich hier mit einem Manne zu thun haben würde, der mir mehr werden konnte, als ich gehofft, dessen Freundschaft für meine Zukunft von Wichtigkeit zu werden versprach. Nachdem er den Brief, den ihm sein Vater überreicht hatte, gelesen, reichte er mir mit den Worten der gewöhnlichen Begrüßung die Hand und schaute eine Weile prüfend

in mein Antlitz. Dann rief er aus, indem er bald hebräisch, bald arabisch sprach: „Mein Freund in Cairo empfiehlt Euch warm und innig meiner Gastfreundschaft. Ihr seid mir ein heiliger Gast von heute an. Was Euch hieher geführt kann ich nicht aus dem Briefe entlesen und verstehe es nicht. Ihr wollt wie der Freund bemerkt, dem Ihr Briefe aus Europa gebracht, hier nicht forschen und lernen, habt keine Sünden zu bereuen und doch wollt Ihr Euch in dem heiligen, um der Sünden unserer Väter mit Fluch beladenen Lande erquicken, das doch dem Fremdling wenig mehr Erquickendes, als die mit Wehmuth vereinigte Erinnerung schafft — aber das sei mir gleich, wer Ihr auch seid und was Ihr auch wollt, gesegnet sei Euer Eingang, das Haus und was darinnen ist, steht zu Euren Diensten und ich selbst und meine Hausgenossen werden Euch den Frieden bieten, soweit wir es vermögen. Jetzt aber nehmt Besitz vom Fremdenzimmer unter der Kuppel meines Daches, laßt die müden Glieder ruhen, erfrischt Euch mit dem edlen Most aus Eskols Trauben, mit der Feige meines Gartens. Ihr seid zur rechten Zeit gekommen, Passah ist vor der Thür und begehrt auch Einlaß wie Ihr, auch dies ist kein Fremdling in meinem Hause. Kommt herunter, wenn Ihr ausgeruht habt, Passah ist da, das Mahl steht bereit.

Jersalem, den . . .

Passah ist da . . . Es ist da für Synagoge und Kirche, ich habe der Feier aller Bekenner beigewohnt. Laß Dir erzählen, mein Karl. Ich ruhte einige Stunden auf meinem Zimmer aus und kleidete mich um. Aus dem etwas kleinen Fenster habe ich die Aussicht von einer Seite auf den Weg nach Bethlehem durch die Schluchten des Thales Hinnom, von der anderen Seite auf eine Ebene, in welcher ein armenisches Kloster und eine Moschee liegt. Das Haus Karmoli's befindet sich auf der nordöstlichen Seite des Zion. Er hat, wie ich schon in Cairo hörte, kein großes aber genügendes Vermögen von seinen Eltern überkommen, strebt nicht nach Vergrößerung desselben, sondern lebt den arabischen und hebräischen Studien und bekleidet in der sogenannten sefardischen (spanisch-jüdischen) Gemeinde mehrere Ehrenämter. Ich trat in das festlich geschmückte untere Gemach ein. Ueber einem Tisch von Sykomorholz in der Mitte des Zimmers war ein damascirtes Linnengewebe, weiß wie

Schnee, ausgebreitet, auf dem die weißen Passahkuchen und das übrige Zubehör des Festmahls aufgestellt war. Den Tisch umgaben Divans mit geblümtem Zeuge bekleidet, von den Wänden des Zimmers, an welchen verschossene und verbleichte Teppiche herabhingen, sandten mehrere Ampeln ihr Licht in den Raum, den ein süßer Ambraduft erfüllte. Ueberall, wo ich hinsah, erkannte ich das Bestreben, das Alte zu conserviren, das Gegebene zu verschönern, das Verfallene zu stützen, das Dunkle zu erhellen, ohne daß dem unruhigen Geiste, nur immer Neues und Glänzendes in das Haus zu bringen und bald an dem Gegebenen seine Freude zu verlieren, nachgegeben würde, wie dies jetzt in Europa an der Tagesordnung ist. Siehe mein Karl, so fand ich classischen Geist und classischen Lebensstyl in dem Hause des palästinensischen Juden, der nie etwas von den Koryphäen der classischen Literatur gehört hat. Der alte Mann stand in festlichem Gewande, wie ein Priester der alten Zeit am Tische und betete, aber wer malt mein Erstaunen, als Karmoli in's Zimmer trat und an der Hand ein weibliches Wesen führte, dessen Schönheit und Grazie Alles übertrifft, was ich je gesehen habe. Es war die Tochter des Hauses, Estrella, welche vor wenigen Tagen ihr achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte, das einzige Weib im Hause, denn ihre Mutter ist vor zwei Jahren an der Pest, welche durch's ganze Land wüthete, gestorben. Ein alter Diener, auch Jude, und ein zwölfjähriger, arabischer Bursche leisten die gewöhnlichen häuslichen Dienste und stehen Estrella in der Verwaltung des Hauswesens bei. „Sie ist," sagte Karmoli mir, „das Ebenbild ihrer Mutter, nicht allein an Gestalt und Körperbildung, auch im Gehorsam gegen mich und den Vater, in der Liebe zum Hauswesen und im Eifer für unsere göttliche Religion ahmt sie meiner dahingeschiedenen Miranda noch. Erlaubt daß sie Euch heute den Weinbecher des Passah reiche." Ich war nun schon heimisch bei Karmoli in Jerusalem. Ich war mehr, mein Karl, ich war überglücklich. Jahre sind vergangen, das Fest war mir fremd geworden, nur mit Lächeln gedachte ich zuweilen noch im Getriebe einer andern Umgebung der Ceremonien des Festmahls und des zum Theil mystischen Inhalts der Gesänge und Gebete. Zwar klangen ihre Weisen noch lieblich herüber aus der Kindheit, zwar entzückte mich noch die Erinnerung an das Vaterhaus, welches zu dieser Zeit und zu diesem Feste seinen wenn auch ärmlichen aber doch gefallenen Glanz

entwickelte — aber das Fest hatte für den Mann seine Bedeutung verloren. Was geht mich noch der Jubel über die Befreiung vom ägyptischen Joche an, da indeß nicht Israel allein, sondern, wenn auch Israel am schwersten, alle übrigen Nationen unter dem Drucke ihrer Pharaonen seufzen und ihre Freiheit und Freiheiten seitdem tausendmal verloren haben, was sollte mir diese Sehnsucht nach Palästina, dieses Seufzen nach Zion, dieser heiße Wunsch nach Erbauung eines neuen Tempels? — für den größten Theil der europäischen Juden schien mir diese Passahfeier eine Thorheit, diese Gesänge eine Lüge zu sein. Was war der Grund, daß mir heute anders zu Muthe war, daß ich anders fühlte, daß die Klänge aus der Kindheit wie Friedensklänge in mein Herz zogen? War es die Gegenwart des schönen, mir gegenüber auf dem Divan ruhenden Gottesgeschöpfes, der schönen Estrella, deren dunkles Haar in langen seidenen Locken über Schultern und Brust fiel, deren seelenvolles Auge mit frommer Liebe auf Vater und Großvater ruhte, mit der stets stillen Frage nach ihrem Begehr, deren sanfter, bescheidener Blick sich auch recht oft auf mich wandte, wenn ich vom Frankenland, von unsern Sitten und Gewohnheiten sprach und von meinem Aufenthalt auf Sinai und Horeb. War es die Gegenwart dieses seltenen Mädchens, einer Tochter meines Volkes, wie ich sie noch nie gesehen, da mir überhaupt der Verkehr mit den Töchtern meines Stammes bis jetzt versagt war, deren Gesicht und Gestalt ich Dir nicht mit malerischer Anatomie schildern will — wirkte Estrella so beseligend auf mich? Zwar verherrlichte sie mir das Fest, zwar überraschte und erheiterte mich diese Häuslichkeit im Allgemeinen, besonders nach beschwerlicher Reise, aber diese Umstände waren es nicht allein, die mir diese Festfeier so einwirkend auf mein Inneres, so fruchtbringend für meine Lebensansichten, so beruhigend für mein Gemüth machten. Es war, mein Karl, die hohe Wahrheit, die sich hier aussprach. In Karmoli fand ich den Mann, der da wirklich fühlte, was er feierte, was er sang und klagte, er ist hier auf judäischem Boden geboren und erzogen, er sieht vom Morgen bis zum Abend die Stätten, auf welchen die Geschichte seines Volkes ablief, er sieht diese Trümmer, die vom nie aufhörenden Unglück seines Volkes zeugen, Barbaren hausen im heiligen Lande seiner Väter und unterdrücken diejenigen am meisten, deren Ahnen hier den Grund zu aller Civilisation, zu aller Gotteserkenntniß

legten, jeder Schritt Landes mahnt an eine ferne glückliche Vergangenheit, aber auch an tausend Greuel. Da muß in einem religiösen und sanften Gemüth wie das meines Wirthes die Trauer ihre Schatten verbreiten, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ihr Licht ausstrahlen lassen, da müssen Wehmuth, Sehnsucht, Freude die Saiten wechselnd berühren, die Töne aber zum vollen harmonischen Accord der Wahrheit anschwellen, Wahrheit zwischen Denken und Fühlen, zwischen Wollen und Handeln. Diese Wahrheit im Manne, diese Ueberzeugungstreue, die nicht erst etwas Fremdes hineinzulegen braucht in das religiöse Element, um es nicht ganz untergehen zu lassen, die nicht erst deutelt, sucht, zurechtlegt, in demselben Augenblicke über dieselbe Sache in Begeisterung und in's Spötteln geräth — diese Uebereinstimmung des Lebens mit Ort, Zeit, Geistesrichtung, Wissen, Wollen, Begehren u. s. w. erfüllte mich mit hoher Achtung und Liebe, machten mir das Fest zu einem Freudenfeste.

Am anderen Tage besuchte ich die Kirche zum heiligen Grabe. Es war dies Jahr ein besonders großes Fest in Jerusalem, da das Osterfest der römischen und das der morgenländischen Kirchen diesmal zusammentraf. Die Stadt ist schon in der Osterwoche voller Pilger: Griechen und Armenier, Lateiner und Kopten eilen nach Jerusalem. Man zieht nach dem Jordan, man feiert das Possenspiel des griechischen Feuers. Am Sonntage selbst müssen die verschiedenen christlichen Sekten, welche die Kirche des heiligen Grabes besitzen, sich vereinigen, in welcher Reihenfolge sie in derselben die Verrichtung der religiösen Ceremonien vornehmen wollen. Die Griechen hielten ihr Hochamt am Grabe vor Tagesanbruch, die Lateiner folgten um neun Uhr. Auffallend war es, daß nur wenige Menschen in der Kirche waren außer denen, welche nicht unmittelbar beim Gottesdienste beschäftigt sind. Das Schiff der Kirche faßte sie allein, die Galerien waren leer. Die Ceremonie bestand hauptsächlich in einer Procession der Lateiner, insbesondere der Mönche, die um das Grab herumzog, eine Weile anhielt, um einen Theil des Evangeliums zu lesen und dann wieder mit Gesang und Gebet weiter schritt. In die Augen fiel der Glanz der Kleider, steif von goldenen und silbernen Stickereien, Geschenken frommer Katholiken aus allen Theilen Europa's, aber nicht weniger fielen die gemeinen und unbedeutenden Gesichter auf, die aus den köstlichen Gewändern heraussahen, sie schienen in der That mehr gemeinem

Gesindel anzugehören als Dienern der Kirche. Es ist auch Grund zu glauben, daß es oft unwissende und ununterrichtete Leute sind, meist aus Spanien, der Auswurf der Geistlichkeit und Mönche, die hierher in eine Art von Exil geschickt werden, oder auch freiwillig kommen, um die Theilnahme und die übel angebrachten Liebesgaben der Katholiken von ganz Europa zu empfangen. Das ganze Schauspiel ist schmerzlich, fast empörend; dies wäre vielleicht weniger der Fall, hätte sich nur der geringste Grad von Gläubigkeit an die Echtheit der Gegenstände rings umher kund gethan, aber selbst die Mönche behaupten nicht, daß das gegenwärtige Grab mehr als eine Nachahmung des ursprünglichen sei, mit Stolz und Verachtung sieht der hochmüthige Muhamedaner auf die lügenhaften Mummereien hin.

Aber auch die protestantische Kirche, die ebenfalls anfängt, ihre Missionarien nach Palästina zu senden, wird hier wenig Wurzel fassen, dem Orient sagt der starre Dogmatismus des Lutherthums nicht zu und wie ein klügelnder und exegesirender Rationalismus hier, im Lande der Wunder, gedeihen will, ist nicht abzusehen.

Auch unter den Juden findet sich hier eine Menge unwissenden und ungebildeten Gesindels, namentlich sind es die Einwanderer aus Polen und Deutschland, welche theils aus Aberglauben hierher kommen, um am Tage der Auferstehung im Thale Josaphat gegenwärtig zu sein, theils von den reichlichen Spenden ihrer europäischen Glaubensgenossen ein ruhiges und arbeitsloses, zuweilen den Studien gewidmetes Leben zu führen. Daher leben die verschiedenen Gemeinden, die sich nach ihrer europäischen Heimath benennen, auch in Hader, nicht um die Ruinen des Tempels oder die Gräber der Könige und Patriarchen, sondern um den Antheil der Gaben, welche aus Westen hierher gebracht werden. So ist hier das ganze öffentliche Leben — wenn man noch dabei die traurige türkische Herrschaft mit ihrer Satrapenwirthschaft berücksichtigt — ein stagnirender Sumpf, welchem Europa noch jährlich verwesende Ingredienzen zufließen läßt und wo selbst das frisch hinzukommende Wässer bald in die Fäulniß hineingährt.

Als ich nach Hause kam, saß Karmoli mit seiner Familie in dem kleinen Hofe unter einer Terebinthe, Estrella war im Festgewande, ein weißer Turban zierte die schöne Stirn, ein weißes, weites griechisches

Gewand umhüllte die zarten Formen. Karmoli las mit ihr den Festabschnitt in einer spanischen Bibel, bald in dieser, bald in arabischer Sprache ließ er sich über den Inhalt aus und beantwortete die oft naiven Fragen der Jungfrau mit heiterem Ernst. Mit mir schien er nicht zufrieden, er konnte es nicht begreifen, was ich in der Kirche des heiligen Grabes zu schaffen hätte. Als ich ihm andeutete, wie unsere Erziehung in Europa dahin strebe, uns für Alles, was die Menschheit angeht, empfänglich zu machen und wie nur aus der genauen Kenntniß des Fremden die Werthschätzung des Eigenen erwachse, schüttelte er bedächtig das Haupt. „Ich sehe dies nicht ein," meinte er. „Aus dem Eigenen muß die Gesittung als fruchtbringende Pflanze erwachsen. Wenn Ihr überall hinsehen wollt, verlernt Ihr, Euch im eigenen Hause zurecht zu finden. Wenn Ihr alle Wälder und Thäler nach Blumen durchlauft, so werdet Ihr zwar manches wildwachsende Gewächs finden und auflesen, aber wie steht es dann mit dem eigenen Garten. Seine Beete verfallen, sein Rasen verdorrt, seine Blumen verwelken. Ihr zerstreut Euren Geist, Ihr überhäuft Euer Gemüth, Ihr zersplittert Eure Zeit, Ihr verliert das Interesse an dem Heimischen, das dem rechtschaffenen Manne genügen und die Welt seines Wirkens und Strebens sein muß." Er stand auf und sprach für sich hin: „Mein Volk muß in seiner Kammer bleiben, bis der Herr es erlöset." — Ich hütete mich wohl, mich mit einem solchen Manne vor seinem ehrwürdigen Vater und der herrlichen Tochter in einen Disput einzulassen. Er merkte wohl, daß ich im Stande sei, ihm Manches entgegenzusetzen und daß ich mit Bedacht bescheiden bleiben wollte. Da reichte er mir die Hand: „Ihr bleibt noch lange mein lieber Gast und da wollen wir uns verständigen. Aber bleibt mir so lange aus den Kirchen, es könnte Euch und mir Gefahr bringen."

32.

Jerusalem, den . . .

Ich durchwandere mit Karmoli die Stadt und ihre Umgebung. Ich will Dich nicht, mein Karl, mit Beschreibungen von Gegenständen und Localitäten plagen, die findest Du in den vielen Reisebeschreibungen und Büchern, die über dieses Land und diese Stadt geschrieben sind, besser als ich sie Dir geben kann. Du willst ja ohnehin nur von mir wissen. Ach der Eindruck, den diese ganze Gegend macht, ist im Allgemeinen ein trauriger. Ueberall finden sich zwar noch Spuren vergangener Cultur des Bodens und eines Fleißes und einer Ausdauer seiner ältesten Bewohner, die nur mit dem Fleiße und der Ausdauer der Aegypter verglichen werden kann, aber diese verschwendeten ihre Kräfte an steinerne Denkmäler, an riesige Bauten für Todte, die Einwohner Palästina's strengten sich an, die immer zunehmende Bevölkerung im Lande dadurch zu ernähren, daß sie den Boden kultivirten, unfruchtbare Strecken bearbeiteten, jeden Fuß Landes benutzten und auf die nackten Felsen und Abhänge terrassenförmig Erde anhäuften und hierdurch eine größere Bodenfläche gewannen. Von dieser mühsamen Auftragung fruchtbringender Erde auf nacktes Gestein finden sich noch überall Spuren und die Terrassen sind auf den Abhängen Hebron's und bei Bethlehem noch zu erkennen. So lebte einst ein fleißiges, ackerbauendes Geschlecht auf diesem Boden und wer von den Fortschritten, welche bereits in früher Zeit die Landwirthschaft hier gemacht hatte, einen deutlichen Begriff gewinnen will, der braucht nur diejenigen talmudischen Abschnitte zu studiren, welche Ackerbau, Wiesenkultur u. dergl. berühren, und er wird über die Menge von Maschinen, welcher Erwähnung geschieht, über die Mannichfaltigkeit der Arbeiten erstaunen. Aber leider hat auch diese Bodenkultur an sich ihre traurigen Folgen. Der Mensch beutet aus Eigennutz überall die Natur

aus und nach Jahrhunderten steht der Boden ausgesogen da, die Wüste folgt überall der Menschenkultur nach und in ihrem Zuge von Osten nach Westen hat sie dürre Steppen hinter sich gelassen und ist überall die Spur ihrer verschwenderischen Wirthschaft zu erblicken. So verderbt der Mensch überall die Oekonomie der Natur gerade dadurch, wodurch er wähnt, die seinige zu verbessern, und namentlich ist es die Ausrottung der Wälder, auf die er sich so viel einbildet, welche das Land bald zur Einöde macht. Wo sind die schönen Waldungen Palästina's geblieben; von dem schönen Haine Mamre ist fast keine Spur zu finden, und was davon übrig ist, wird bald der Industrie der Glashütten Hebron's anheimgefallen sein. Nehmen wir nun noch die Verwüstungen, welche hier die verschiedensten Völkerschaften seit Jahrtausenden angerichtet haben, wie Aegypter und Syrer, Griechen und Römer, Germanen, Franken und Araber den Boden mit Blut gedüngt, aus dem nur Dornen und Disteln entsprossen, keine Anpflanzung geschont, jede Ansiedlung vertrieben haben — so ist es kein Wunder, daß der Fluch Jehovah's an diesem Lande verwirklicht wurde, und daß der Reisende aufjauchzt, wenn er hier und da ein üppiges Kornfeld, einen lohnenden Weinbau erblickt. Aber auch was die Alterthümer betrifft, so befindet man sich in einem Chaos, aus dem nur schwer herauszufinden ist. Man zeigt Dir Ruinen und Grabstätten, man benennt sie mit Namen, man bringt sie mit geschichtlichen Begebenheiten in Verbindung, aber leicht siehst Du die Irrthümer ein, die bald absichtlicher, bald absichtsloser Betrug, Aberglauben und Einbildung veranlaßt haben. Man schreibt Baudenkmäler, Gräber und dergleichen den frühesten Perioden zu und oft der erste Anblick, oft genauere und umsichtige Forschung belehren, daß sie einer viel späteren Zeit angehören müssen. So werden die sogenannten Gräber der Könige von den Juden für die Grabstätten der altjüdischen Fürsten anerkannt, von Anderen der Herodischen Familie zugeschrieben, und dennoch scheint die Bauart byzantinisch zu sein und einer noch späteren Zeit anzugehören. Wie ist dies auch bei einer solchen Geschichte anders möglich, selbst abgesehen vom Fanatismus, der seiner Sekte gern Alles vindiciren möchte und abgesehen von der Sucht, für jede biblische, besonders evangelische Begebenheit einen Ort zu finden und zu bestimmen. Für den Alterthumsforscher und für Den, welcher die alten, historisch berühmten Plätze auffinden will, giebt's nach

meinem Dafürhalten nur einen Weg, aus dem Wirrwarr der Angaben herauszukommen und zu einem einigermaßen ersprießlichen Resultat zu gelangen: das ist Jerusalem und Palästina mit der Bibel in der Hand zu durchwandern, von denjenigen Punkten zuerst auszugehen, deren historische und geographische Bedeutung unumstößlich fest steht und Schritt vor Schritt nach der alten Urkunde und mit ihr in Uebereinstimmung das Weitere aufzusuchen. Was sich hieraus im Laufe der Zeit durch freilich mühsame aber redliche Forschung nicht ergiebt, bleibt ohnehin außer aller antiquarischen Bedeutung und mögen sich dann Moslemin, Christen und Juden über David's Grab, über Absalom's Denkmal streiten; wer die Geschichte dieses Landes kennt, weiß, daß alle jene minutiöse Bestimmungen einzelner Plätze und werthloser Denkmale nothwendig Falsa sein müssen. — Karmoli zeigte mir den Umfang Zions, Siloah, Kedron und führte mich zuletzt nach dem sogenannten Klageorte der Juden. Ein krummes Gäßchen führt dahin, das an der Mauer in einen kleinen Platz endet. Nicht weit davon steht eine große Moschee. Auf diesem Platz mußten sich die Juden das Recht erkaufen, sich der Stelle zu nähern, wo der Tempel stand, um über seinen Ruinen zu beten und den Verfall des Vaterlandes zu beweinen. Am Freitag ist dort größere Versammlung. Es ist der äußerste Punkt, auf dem sie sich dem alten Tempel zu nähern wagen und es schützt sie die Enge der Gasse und die todten Mauern umher vor jeder Beobachtung. In ganz alter Zeit war ihnen der Aufenthalt in Jerusalem nur einen Tag im Jahre, am Tage der Tempelzerstörung, erlaubt. „Ja," sagte Karmoli mit einem Lächeln, „wir haben viel erlitten und dennoch durch Beharrlichkeit und im religiösen Muthe über Vieles gesiegt. Trotz aller Verfolgung sind wir doch die Mehrzahl geworden, ein großer Theil des Handels ist in unsern Händen und wir sind in unserm Lande heimischer als alle Anderen. Nicht ewig wird der Herr zürnen, wie der Prophet sagt und die Stunde der Erlösung wird schlagen." Wer wollte ihm diese süße Hoffnung rauben?

33.

Jerusalem, den . . .

Estrella leitete mich zum Oelberg. Die Töchter der Juden müssen hier sehr vorsichtig sein und dürfen keine weiten Ausflüge wagen. Sie sind vor den Verfolgungen der Moslemin, vor dem Bekehrungseifer der Mönche, der freilich oft nur die Maske sträflicherer Absichten ist, nicht sicher. Aber, da ich als Franke gelte und unter dem Schutze europäischer Agenten stehe, kann sie es dreist wagen, mit mir auszugehen und sie schien fast stolz auf diesen Vorzug ihres Begleiters und glücklich in dem Gedanken, einmal frei die Umgebung der Stadt betreten zu können. Der Weg windet sich zwischen einzeln stehenden Oliven hinauf, auf dem Gipfel steht die Himmelfahrtskirche und eine Moschee, um beide herum ein Paar elende Hütten. Wir schauten nach der Stadt hinunter. Dächer und Kuppeln lagen in grauer Masse da. Schöner war die Aussicht nach Osten, wenigstens weiter. Jenseit der nackten, traurigen Gegend zwischen Jerusalem und Jericho, erblickten wir das Jordanthal und einen Theil des rothen Meeres. Ein schmaler grüner Streif bezeichnete den Lauf des Jordan, die Aussicht wird geschlossen durch die Bergkette von Norden nach Süden, die sich ohne hervorragenden Gipfel als langer, ebener Rücken darstellt; nur in beträchtlicher Entfernung im Norden von Jericho erblickt man einen höheren Berggipfel, der den höchsten Punkt des Gebirges Gilead bildet. Es war ein warmer, sonniger Tag, die Atmosphäre war klar und die Gewässer des todten Meeres lagen hell und in den Sonnenstrahlen funkelnd.

„Wo führt der Weg nach Deinem Vaterlande," fragte Estrella sich umhersehend, „nach dem Jordan kann er nicht gehen, denn Ihr kommt vom Untergange der Sonne her."

Diese Frage erweckte meine Wehmuth, meine Sehnsucht nach Dir, wenn auch die Gegenwart des lieblichen Mädchens eine stille Freude über mein ganzes Wesen verbreitet hatte.

„Wenn Du, Estrella, den Weg über Bethlehem und Hebron nach der Wüste einschlägst, nach derselben Wüste, welche unsere Väter durchwanderten, so kommst Du von da nach Mizraim und von da führen uns Schiffe nach meinem Vaterlande.“ Ich bezeichnete ihr noch den anderen Weg, den Jonah gewählt, um nach Tarschisch zu gelangen.

Mit Begeisterung fing ich jetzt an, ihr von Deutschland zu sprechen, wie man dort nicht den ganzen Sommer auf das Ende der Dürre, die das Grün der Olive wandelt und den Erdboden austrocknet, harret, sondern Regen und Sonnenschein wechselt, jede Jahreszeit ihre Freuden bringt, wie dort nicht verschiedene Völkerschaften wie hier in Streit und Hader leben, sondern eine Nation — einerlei Sitte und einerlei Lebensweise folgt, wie das sanfte Band der Geistesbildung zur frohen Geselligkeit und zum freundlichen Verkehr Viele und Alle vereinet.

„Aber die Söhne Israel's werden dort doch auch gehaßt wie hier.“

„Freilich trennt auch dort noch der Glaube den Menschen vom Menschen, aber es ist nicht jener wilde tückische Haß, den hier Griechen und Lateiner auf den Sohn Israel's geworfen haben, nicht jene stete Verfolgung und Bedrückung. Dort schützen weise und große Fürsten den Unterthanen jedes Glaubens und mit jedem Jahre sinkt die Scheidewand, die den Menschen von seinem Bruder trennt. Sieh', liebe Estrella, mein treuster Freund, an den ich alle unsere Worte melde und dem ich mein ganzes Herz offenbare, ist dort ein christlicher Jüngling von hohem Geschlechte.“

„Könnte ich wohl dort frei umhergehen, die Thäler aufsuchen, die Berge besteigen, die Bazars ohne Gefahr betreten?“

„Du könntest es. Meine Landsleute würden Deine Schönheit bewundern, sich Deiner Lieblichkeit freuen, aber eine tiefe Achtung vor Deiner Sittlichkeit würde sie still an Dir vorübergehen heißen und bei schwerer Verantwortung würde es Niemand wagen, Dir zu nahe zu treten.“

„Ja,“ rief sie aus, „da muß es schöner sein, wenn Natur und Menschen sanfter und lieblicher sind.“

Sie schien in stilles Nachdenken versunken. Wir setzten uns unter einen der alten Oelbäume. Jeder gab sich den Eindrücken des Augenblickes hin. Alles umher war still und einsam, nur eine Ziegenheerde weidete nicht weit davon. Kein Laut des Lebens drang durch die Mauern der Stadt, es war wie die Stille und Oede der Wüste. Als wir den Berg auf einer andern Seite hinunterstiegen, führte uns der Weg vor dem jüdischen Gottesacker vorbei. Nicht weit vom Grabe des Zacharias blieb Estrella vor einem Grabhügel stehen. Es war die Gruft ihrer Mutter. Thränen entfielen den schönen Augen. Sie bückte sich, pflückte einige Blumen und vereinigte sie zu einem Sträußchen unter stillem Gebet. „Ich will sie dem Vater mitbringen, er sieht dies gern, es ist ihm dies ein Zeichen, daß ich fromm gewesen und des Herrn gedacht."

Jerusalem, den . . .

Mein Verhältniß zu Karmoli wird immer inniger und vertrauter. Dank sei es meinem verehrten Lehrer im Grabe, daß ich der hebräischen und aramäischen Sprache so mächtig wurde, daß mir der Ausdruck selbst abstracter Begriffe leicht wird, leichter als über Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, wo uns das Arabische aushilft, welches — die eigentliche Landessprache — Karmoli leicht und fließend spricht und das mir auch von Leipzig her nicht fremd blieb. Auf dem Grabe Rahel's in Bethlehem erzählte ich ihm gestern die Geschichte meiner Jugend. Obgleich ihm mancher Umstand fremd blieb und für ihn schwer zu deuten war, so faßte er doch das Ganze und erkannte meine Lage.

„Du suchst, mein Freund," sagte er, „eine Gelegenheit zur Thätigkeit für die Welt. Wo willst Du sie als Jude finden, denn auch bei Euch ist, wie ich sehe, trotz Eurer wissenschaftlichen Fortschritte und Eurer Annäherung an die christliche Welt noch keine Bahn geöffnet außer Handel und dem Lehrstand unter uns selbst. Laß daher, mein Freund, den Ehrgeiz, in der großen Welt zu glänzen, dahinfahren, denn es ist doch nur der Ehrgeiz das Grundmotiv, das Dich stachelt."

Von dem Gegentheil konnte ich Karmoli nicht überzeugen. Nach meiner Meinung ist die Welt um ihn her zu beschränkt und die Kenntniß des menschlichen Herzens und europäischer Verhältnisse zu mangelhaft, als daß er, lediglich von den Eingaben des gesunden Menschenverstandes

geleitet, den Seelenzustand eines mit der Welt und ihren verkrüppelten Verhältnissen in Widerspruch gerathenen Jünglings zu beurtheilen vermochte. Dennoch staunte ich den einfachen Mann an, als er fortfuhr: „Jede dauernde Unbehaglichkeit in unserem Gemüthszustande kommt mir wie eine Krankheit vor — in die er doch oft genug zum Verderben der Seele übergeht — also wie eine Krankheit, oder wenigstens beginnende Krankheit, welche man los zu werden suchen muß. Hier kann der Mensch meist sein eigener Arzt sein, das Mittel ist einfach, wenn auch oft bitter: Man suche die Vortheile auf, welche wir innerlich und äußerlich besitzen, das Gute, was uns Gott der Herr gegeben und gelassen und baue auf dieser Grundlage in rüstiger Thätigkeit weiter ein bescheidenes, der Lage und den Kräften angemessenes Gebäude eigener Wohlfahrt auf. Haben wir uns erst selbst geistig gerettet, haben wir unsere äußere und innere Wohlfahrt geborgen, so werden auch bald Andere Schatten und Obdach in unserer Hütte suchen und — theils die Noth, theils die Liebe wird uns zwingen — wir werden sie ihnen auch zu ihrem und unserm Heil gewähren. Also, mein lieber Freund, suche die Krankheit Deines Herzens auf und hilf Dir mit den Mitteln, welche die Vorsehung Dir gelassen."

Das, mein Karl, war auch gesunder Menschenverstand, aber er führte schon eine Stufe höher in eine allgemeinere, objective Auffassung des Menschenthums, er baute schon auf.

Wir schlenderten langsam den Weg nach Jerusalem, gingen um die Mauer, um zum Damaskusthor zu gelangen, weil ich diesen Stadttheil noch nicht gesehen hatte. Ich war in Nachdenken versunken, aber mein Karmoli ließ mich nicht grübeln.

„Habe ich es recht verstanden," fing er wieder ohne Umschweife an, „so warst Du im Begriff, Dein Eignes aufzugeben, Deine Geburt, Deine Religion zu verleugnen, um mit dem Strome besser schwimmen zu können, um dem Ehrgeiz besser und ungehindert Nahrung zu verschaffen. Das ist Dir nicht gelungen, weil — Du zu gut geartet bist. Du wurzelst zu fest in dem, was Dir angeboren und von frühester Kindheit anerzogen ist, und wenn Du Dich auch viel umgethan hast in Wissenschaften und auch schöne Blüthen Deines Lebens durch den erwärmenden Lichtstrahl, den Dir christliche Freundschaft und christliche Bildung zuführten, zum Aufbruch kamen, das Mark des Stammes und der Wurzel,

die die Krone nähren und den Saft aus der Erde hinaufführen, bleibt der Glaube und die Nation, in der Du geboren."

Ich machte ihn darauf aufmerksam, wie ich dies wohl für mich erkannt und nie vergessen hätte, aber wie der Zwiespalt, in den ich durch meine Geburt täglich und stündlich mit den gegebenen Verhältnissen des Lebens gerathen, meinen Geist niederbeuge und meine Unlust errege; die äußeren kleinlichen Verhältnisse bieten nicht allein den ewigen Kampf mit der Welt, sie greifen auch in's innere Heiligthum des Herzens, sie scheiden, was sich vereinigen möchte, sie trennen, was sich liebt.

„Du sagst gegebene Verhältnisse, wer hat sie gegeben?" . .

„Der Mensch hat sie geschaffen und gegeben, Menschensatzungen haben sie verwickelt."

„Ach, der Mensch! was ist der Mensch, der Staubgeborne in der Weltordnung anders als das Sonnenstäubchen, dessen die Gottheit zur Darstellung des Ganzen bedarf. Der Mensch glaubt, viel zu machen und zu geben, aber er ist doch nur Unterthan des Ewig-Einzigen. Er spricht und es geschieht, er gebeut und es steht da. Höher wird sich keine Weltweisheit erheben, im Gegentheil sie klebt am Boden, wenn sie nicht nach der Gottheit strebt. Der Herr hat die Verhältnisse geschaffen in unerforschlichem Rathschluß, das erkennt der tapfere Mann, er murrt nicht darob, er führt nicht einen immer aufreibenden Kampf dagegen, er schafft ruhig und strebt nach höherem Ziele, er strebt sich und die Verhältnisse zu erkennen, sich und sein Eignes zu wahren und zu fördern und an dem Widerstand seine Kraft zu erproben und zu stählen."

Wir waren vor unserm Hause angelangt. Estrella flog an den Hals des Vaters und zeigte ihm mit großer Freude ein blühendes Cactusgewächs, eine Pflanze, die erst vor Kurzem aus Indien nach Palästina verpflanzt sein soll. Karmoli führte mich auf den Hof unter die Terebinthe.

„Nun einen praktischen Rath, mein Freund. Wie wäre es, Du bliebst eine längere Zeit bei uns, wir nehmen Deine alten hebräischen und talmudischen Studien wieder vor, hier auf geheiligtem Boden. Du kannst außerdem Deinem Hang zur Arzneikunde, die Du, wie Du mir erzählt, einige Jahre in Leipzig betrieben, ungestört folgen, denn in der Gemeinde und auch von den Uebrigen werden Viele Deinen Rath gern

entgegennehmen. Es wäre daher thöricht, unter den ersten Eindrücken wieder abzureisen. Was hätte Dir dann das heilige Land genützt!"

Das war mir aus der Seele gesprochen. Ich bleibe hier, Du erhältst vielleicht erst nach Monaten wieder eine Nachricht von mir, mein Karl. Lebe wohl, denke oft an mich.

34.

Jerusalem, den . . .

Ich bin sehr glücklich, mein Karl, die drei Monate, welche ich hier verweile, sind gut angewendet worden. Mit Hülfe des arabischen Dieners meines Wirthes habe ich Ausflüge in die Umgegend gemacht, ich habe den Tabor bestiegen, die Jordansaue und das todte Meer besucht. Für den Reisenden, der anmuthige Gegenden sucht und sich an der Größe der Natur erheben will, ist freilich hier nichts zu finden. Alles gewinnt nur Interesse, wenn es vom Standpunkt des Geschichtsforschers besucht und untersucht wird, wenn ein nationales und religiöses Motiv vorherrschend ist. Die Kenntniß der arabischen Sprache ist dabei von unendlichem Nutzen, denn bei den Arabern sind viele Ortsnamen noch dieselben und am Jordan weisen Dich die Scheiks und ihre Untergebenen am besten zurecht. Du sollst über meine Ausflüge und Forschungen ein besonderes Heft erhalten. Auch die Geschichte der Stadt Jerusalem habe ich begonnen und finde eine erquickliche Nahrung des Geistes in dieser literarischen Beschäftigung, die nicht blos empfängt, sondern auch verarbeitet und producirt. Ich befolge in diesen historischen Studien über die Stadt den entgegengesetzten Weg, ich gehe von der Jetztzeit nach dem Alterthum zurück, um an Ort und Stelle das Topographische zu entwirren. Ich habe Zutritt zu einem armenischen Kloster gefunden, in welchem viele Handschriften bedeutende und bis jetzt unbenutzte Quellen bieten. Auch meine sprachlichen Studien fördern sich hier sehr. Karmoli hatte Recht. Bibel und Talmud lesen sich hier anders, als in Europa. Die Ortschaften liegen um uns her, in die Verhältnisse läßt sich leichter hineindenken und hineinfinden, denn der Orient ist sich in seinem Denken und Han-

deln seit Jahrtausenden in vielen Stücken treu geblieben, die Studien werden von einem anderen Geiste gehoben, als wenn man beständig das sich ewig metamorphosirende Treiben in Europa um sich spürt. Karmoli unterstützt mich mit seiner tiefen Kenntniß der Quellen, mit den Vorzügen, die ihm die lebendige Vertrautheit mit den orientalischen Sprachen, ihren Wendungen, Eigenthümlichkeiten und Verwandtschaften gewährt. Wir sitzen oft stundenlang vor der Thür oder im Thale Josaphat, am Bache Kedron, er erfaßt einen Gegenstand, benennt ihn mir in den bekanntesten orientalischen Sprachen, sucht dann in der Bibel oder im Talmud Abstammungen und Verwandtschaften, bringt dann die Benennung abstracter Begriffe damit in Verbindung, vertieft sich in antiquarische und locale Verhältnisse und ich kehre mit dem Schatz neu erworbener, mannichfaltiger Kenntniß in's Haus und in mein stilles Gemach zurück.

Dabei habe ich noch eine große Freude und einen hehren Genuß. Estrella lernt bei mir das Deutsche. Als ich Karmoli ihren Wunsch mittheilte und um seine Erlaubniß bat, schüttelte er anfangs den Kopf. „Was soll ihr dies nützen, sie wird nie zu Euch kommen, um Nutzen aus der Kenntniß Eurer Sprache zu ziehen, solches Wissen erregt nur in der weiblichen Brust die Sehnsucht nach Außen, da doch das Haus ihre Welt bleiben muß und die Zufriedenheit mit dem beschränkten Kreis ihr Glück ausmachen soll.“ Meinen Einwendungen gab er wenig Gehör und nur als ich ihm versprach, diesen Unterricht nicht zu weit auszudehnen, gab er nach, da er ohnehin einer Sprache nicht unhold sein kann, in der Mendelssohn geschrieben hat, den er sehr verehrt, seitdem ich ihm einige hebräische Schriften desselben verschafft habe. Es gewährt mir nun täglich das reinste Vergnügen, Estrella in deutschen Klängen üben zu lassen und ich gehe auch hier meinen eignen Weg. Ich ließ sie zuerst Worte sprechen und lernen, die in Weichheit und Vocalisation den orientalischen nahe stehen, und da dieses vortrefflich ging, so schritt ich zu den consonantenreicheren Wörtern. Ja, da sie mit einer reizenden Stimme von der Natur begabt ist, so sang ich ihr leichte deutsche Lieder mit einfacher Melodie vor, deren Inhalt ich ihr in arabischer Sprache mittheilte oder selbst in arabische Reime brachte; es war erstaunlich, wie leicht sie Worte und Inhalt auffaßte und mit welcher Lieblichkeit sie nach kurzer Zeit die Weisen vortrug,

oft von der Zither oder Flöte begleitet. So lernt mein Zögling früher Deutsch singen als sprechen. Ach, mein Karl, ich fürchte sie singt sich und den ganzen Orient mir in's deutsche Herz hinein!

Jerusalem, den . . .

Die ersten Regenschauer noch mit Sonnenlicht wechselnd, kommen über das Land und erquicken nach langer Dürre die dürstende Erde. Ihr Eintreffen begrüßen die Landleute mit Jubel, denn nicht eher sind sie im Stande, den Pflug in den ausgedörrten Boden zu senken und die Aussaat zu schaffen. Der ganze Sommer war warm, wenn auch nicht anhaltend drückend. Die hohe Lage der Stadt verschafft ihr immer eine reine Luft und einen blauen Himmel. Die Abendkühle ist erfrischend und des Nachts fällt ein reichlicher Thau. Aber der gänzliche Mangel an Regen während der Sommerzeit zerstört bald das frische Grün der Felder und giebt der ganzen Landschaft das Ansehen der Dürre und Unfruchtbarkeit, nur das Laub der zerstreut liegenden Fruchtbäume bleibt grün, manchmal auch Weingärten und Hirsefelder. Das dunkle Grün der breiten Feigenblätter und der Hirse ist dem Auge wahrhaft erquickend in der allgemeinen Trockenheit, während das Laub des Olivenbaums nur eine matte graue Färbung zeigt.

Auch mein Karmoli war erfreut über den pünktlichen Eintritt der Regenzeit. In der Nähe des Dorfes Bethania, in einem Wady, hatte er vor einigen Jahren ein Stück Landes erkauft und dessen Cultur durch einen Araber, dem er in einem kleinen, von alten, großen, gehauenen Steinen erbauten Hause Wohnung angewiesen hat, besorgen lassen. Er wollte gern Eigenthümer sein auf dem geheiligten Boden und hat es, so viel Schwierigkeiten es kostete, durchgesetzt, wollte auch den verkommenen Glaubensgenossen den Weg einer nützlichen Thätigkeit zeigen, die freilich schwerlich Beispiel nehmen werden, da sie es vorziehen, die Zeit im Gebet und einem dolce far niente zuzubringen und von den europäischen Spenden zu leben oder vielmehr an ihnen zu darben.

Auf dem Wege nach Bethania begegnete uns eines Nachmittags ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, der mit einem stechenden Blick an uns schnell vorüber ging, dann aber, wie ich bemerkte, stehen blieb und

uns nachsah. Seine Physiognomie war mir auf den ersten Blick auffallend, ein schwarzer Bart bedeckte beinah in wildem Wuchse das ganze Gesicht, welches von mehreren Narben bedeckt war, auch sein Haupthaar war schwarz und unordentlich gekräuselt, die Statur untersetzt und kräftig, die Kleidung europäisch, ein langer Rock mit breiten übersponnenen Knöpfen reichte fast bis an die Füße, den Kopf bedeckte ein runder Hut mit breiter Krämpe.

„Kennst Du den Mann, Karmoli," fragte ich meinen Freund, „er sieht uns ja lange und fast mit bedeutungsvoller Miene nach."

„Ich kenne ihn sehr gut," erwiederte Karmoli ruhig, aber mit unterdrückter Stimme, „der ist wohl mein einziger aber sehr erbitterter Feind. Ich fürchte seine Tücke fast, wenn ich nicht des Psalmspruchs gedächte: Ist der Ewige zu meiner Hülfe, was kann der Mensch mir thun?"

„Aber ich bitte, Freund, wer könnte Dich hassen, wer ist der Mensch?"

„Es ist ein holländischer Jude Namens Höhnel, der seinem greisen Vater hieher folgte. Der alte Mann kam vor wenigen Jahren, um so wie viele hier sein Lebensende abzuwarten und an geweihter Stelle begraben zu werden. Es war ein stiller, harmloser stets in sich versunkener Greis, der wenig Gelehrsamkeit aber viel Frömmigkeit besaß, der oft bei uns einkehrte, obgleich ich eigentlich diese Holländer nicht leiden kann. Sie sind meistens zanksüchtig und machen viel Ansprüche, da ein großer Theil der Spenden aus Amsterdam hieher kommt. Nun, der alte Höhnel machte eine Ausnahme und deshalb war ich ihm in Allem behülflich und stand ihm mit Rath und That bei, als er sich hier einrichtete und sich dabei nicht gut zu helfen wußte. Da wird er eines Tages von meinem Hause weggerufen und schnell nach seiner Wohnung am Mistthor beschieden. Der Bote sagt ihm, daß ein junger Mann angekommen sei, der vorgebe, sein Sohn zu sein. Höhnel erschrickt sichtlich, rafft sich aber schnell auf und geht seufzend ab. Das fiel mir auf und meine Vermuthung, daß ihm dieser Gast nicht angenehm sei, bestätigte sich bald. Man munkelte, daß dieser Mensch in Europa Verbrechen begangen habe und er wurde sogar einst vor den Mutesellim gefordert, sollte, wie es hieß, nach Aleppo gebracht und ausgeliefert werden, allein unbegreiflicher

Weise blieb er auf freiem Fuß und verkehrte sogar einige Mal mit dem Mutesellim. Sein Lebenswandel wurde hier auch nicht der beste, er ging oft mit anrüchigen Personen um und behandelte den alten Vater auf schlechte, unnatürliche Weise. Der alte Mann sank auch bald in's Grab und man erlebte, daß der Sohn nicht einmal beim Begräbniß zugegen war, sondern sofort nach dem Tode die wenigen Habseligkeiten veräußerte und davon ging. Leider kehrte er bald wieder nach Jerusalem zurück. Er treibt sich viel bei den Franziskanern im lateinischen Kloster umher, scheint oft den Vermittler zwischen ihnen und dem türkischen Gouverneur der Stadt zu machen, auch sonst für das Kloster Geschäfte zu treiben."

„Wie wurde er aber Dein Feind?"

„In der ersten Zeit nach seiner Ankunft brachte ihn sein Vater mit und bat mich, möglichst auf ihn einzuwirken. Ich kannte natürlich noch die Gerüchte nicht, die sich über ihn verbreitet hatten, auch können diese öfters fälschlich sein und einen Unschuldigen treffen. Der Heuchler stellte sich, als folge er meinen Andeutungen, er fingirte ein großes Interesse für die Wohlfahrt der Gemeinde, dennoch erfuhr ich, daß er mit einigen liederlichen Abyssiniern vielen Umgang hätte und mein Vertrauen war erschüttert. Als er aber gar ein Auge auf meine Estrella warf, die schon bei seinem Eintritt einen tiefen Abscheu vor ihm hatte, als er es versuchte, das Herz des Mädchens durch allerhand Geschenke zu gewinnen, die sie stolz zurückwies, als er dreister und unausstehlicher wurde, da erklärte Estrella, daß sie den Menschen nicht weiter im Hause dulden würde und ich ersuchte ihn, nicht wieder zu kommen. Seitdem hat er einen tödtlichen Haß auf mich geworfen, er verhöhnt mich und mein Haus, wo er kann, er hat es sogar versucht, mir bei den Behörden zu schaden, allein dies konnte ihm gottlob nicht gelingen, denn sie kennen meinen Wandel und bei aller Willkür der eingesetzten Herrscher unterscheiden sie doch gern den rechtschaffenen Mann vom Bösewicht, vor Allem, die eingeborne, lange Zeit im Lande bekannte Familie von dem Einwanderer, der seine Ankunft im heiligen Lande auf eine Weise kund gab, wie es Höhnel that. Ich bin aber doch auf meiner Hut vor dem Menschen und muß auch Dich, mein Freund, bitten, wenn Du mit ihm zusammen kommen solltest, eingedenk seines Verhältnisses zu meinem Hause und auf Deiner Hut zu sein."

Karmoli fand in seiner Besitzung Alles in bester Ordnung, die Ernte war schon im Juni beendet und das Getreide auf dem Felde selbst ausgedroschen. Jetzt nach dem Eintreffen des Frühregens beeilt man sich mit der Aussaat. Dauert die Regenzeit den Winter durch, so ist man einer ersprießlichen Ernte gewiß.

35.

Jerusalem, den . . .

Ja, mein Karl sie hat sich mir in's Herz hineingesungen! Mein Herz fühlt eine innige Liebe zu dem wunderbaren Mädchen. Ich fühle, Karl, es ist dies meine erste Liebe, es ist kein verzehrendes Feuer, keine vorübergehende Wallung, keine von tausend Rücksichten und Bedenken getrübte Neigung, es ist eine heilige und keusche Flamme, die mein ganzes Wesen durchwärmt, mich in meinem Streben und Denken nicht hindert, sondern bethätigt und anfeuert. Noch weiß sie es nicht, wie unendlich lieb sie mir ist, aber sie muß es ahnen. Ach, ich werde es ihr in der Muttersprache sagen können, denn die Fortschritte, die sie im Deutschen macht, sind erstaunlich. Fast glaube ich und es beseligt mich zu glauben, daß der Fleiß, den sie in ihren deutschen Studien zeigt, dies Bestreben, Alles gleich deutsch zu denken und das stete Fragen an mich nach deutschem Ausdruck aus Liebe für mich geschieht, daß diese wenigstens den größten Antheil daran hat. Selbst im Lesen ist sie schon bedeutend vorgeschritten und es macht ihr unendliche Freude, die Lieder und Verse, welche sie bereits im Gedächtniß hat, jetzt auch im Buche wortweise zu entziffern.

Unterhalb des Thales Hinnom liegt eine kleine längliche Ebene mit einem Olivenhain und den Spuren ehemaliger Gärten bedeckt, welche sich von den heutigen Gärten von Siloah das Thal hinab erstrecken. Es ist die schönste und fruchtbarste Stelle von Jerusalem, nach der wir oft hinwandern. Hier ist ein tiefer Brunnen mit dem schönsten frischen Wasser, welches mit der Hand durch Eimer in die Höhe gezogen wird und als heilsam gepriesen ist. Es ist der Brunnen, den die Franken Brunnen „Nehemia“ nennen, weil es derselbe sein soll, in welchem der Sage nach

das geheiligte Feuer während des jüdischen Exils verborgen war, bis es durch diesen Führer der Exilirten wieder aufgefunden wurde. Es ist aber der Brunnen „Rogel“ der heiligen Schrift, hier lief die Grenze zwischen den Stämmen Juda und Benjamin, hier gab Adonia das Fest seinen Freunden, als er sich zum Könige ausrufen ließ, hier war nach Josephus der Königsgarten. Ich ließ neulich an dieser Stelle Estrella die Beschreibung des Brunnens und seiner Umgebung, so wie seine alterthümliche Bedeutung, in einer deutschen Reisebeschreibung lesen. Wie jauchzte sie auf, zum Verständniß zu gelangen und wie bewunderte sie die Männer, die fern vom heiligen Lande so vielfaches Interesse für dasselbe hätten. Aber als ich ihr darauf die Beschreibung einer Schweizerlandschaft vorlas, von der hohen Jungfrau, von den wunderbaren Matten und Seen, von den Gießbächen und dem Rheinfall, als ich ihr von den Ländern und Gauen erzählte, die dieser Strom in seinem langen Laufe bespült, von den Königsgärten in unsern Hauptstädten, von den belebten Landstraßen und Schiffen auf unsern Flüssen und von allen Herrlichkeiten des deutschen Landes — da kamen Thränen in's schöne Auge, eine unendliche Sehnsucht schien sich ihres ganzen Wesens zu bemeistern, sie reichte mir die Hand und sprach: „Ach, dort möchte ich mit Dir und dem Vater sein, diese Schönheiten der Natur und des Menschenlebens bewundern und dann wieder zurückkehren, um am Quell hier der schönen Zeit Erinnerung zu leben. Aber Du bleibst ja hier und erzählst mir oft von Deinem Vaterlande. Hast Du noch Vater und Mutter?“

„Sie sind schon längst dahin und haben mich, da ich noch Kind war, verlassen, um zum Allvater zu-ziehen.“

Mit wehmüthiger, liebevoller Theilnahme blickte sie mich an.

„Und wo steht ihr Grab?“

Da schilderte ich ihr das Dorf meiner Heimath und das ganze schöne Frankenland mit seinen Bergen und Thälern, seinen Quellen und Flüssen, da sprach ich von der Kindheit beim Herrli und von Jossel und meinen Geschwistern. So viel Neues überwältigte sie. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den schönen Händen lange Zeit und als sie wieder aufsah, beleuchtete die Abendsonne das himmlische Antlitz.

Jerusalem, den . . .

Riesele sanft, Du süße Quelle Siloah's, die da fließt beim Orakel Gottes*), an Dir ist mir verkündet worden mein Glück. Ich sehe zu euch hinüber, ihr Trümmer des Tempels Jehovah's, ihr schaut düster auf mich hernieder, ihr hohen Mauern, die ihr das Heiligthum meiner Väter eingeschlossen habt. Barbaren haben es zerstört, gefallen ist der Glanz Juda's, aber ich will nicht weinen. Nicht konnten sie das Heiligthum eines treuen Herzens zertrümmern. Liegt ruhig oder laßt euch zu neuen Kirchen und Moscheen mühsam zusammenfügen, wir wollen den Tempel in unserem Innern aufbauen, daß der Bau werde die Freude Gottes, der Abglanz seiner unendlichen Liebe.

Ich bin glücklich, mein Karl, sehr glücklich. Das Herz Estrella's gehört mir, ganz mir, dieselbe Liebe, derselbe Gedanke, dieselbe Verehrung beseelt uns Beide. Ich schaue auf zu meiner holden Braut und eine nie gekannte Seligkeit durchströmt mein Gemüth. So sollte mir auf Zion das Glück, das höchste Selbstgefühl, die Ruhe, das bewußte Streben nach bestimmtem Ziele werden, der Weg führte durch die Wüste nach Zion.

Es war der Tag vor dem jüdischen Neujahr. Du kennst die hohe Andacht, mit welcher dies Fest begangen wird, schon die Tage vorher stimmen die Gemüther zu einem heiligen, frommen Ernst. Der Tag war ungemein schön. Ein rauschender Regen war in den Frühstunden gefallen und die großen Tropfen strömten zur Erde aus einzelnen Wolkenzügen, so daß in den Pausen die Sonne freundlich herniederschien, ihr gegenüber ein ernster Donner rollte. So wechselten alle Naturerscheinungen ab, während im Ganzen doch überall der Sonnenstrahl die Oberhand behielt.

Das Laub der Palmen und Feigen wurde wieder grün und glänzend, die Luft war rein und balsamisch. Am Nachmittage durchströmte eine frische Kühle die ganze Atmosphäre, und da der Vater noch Vorbereitungen zum Feste zu treffen hatte, so stiegen wir, Estrella und ich, den Zion hinab durch das Tyropoeon, an dessen Mündung Siloah zwischen

---

*) Siloah's Bach, der da floß dicht beim Orakel Gottes.
Milton.

den Gärten des Thales Hinnom liegt. Wir setzten uns auf eine Rasenbank, die aus einer Art Thymus und andern würzigen Blumen von den Besuchern dieses Platzes errichtet worden war. Estrella brachte, wie sie es so gern thut in der Meinung, mich glücklich zu machen, das Gespräch auf meine ferne Heimath. Sie fragte, ob auch dort die hohen Feste mit gleicher Inbrunst, wie hier, begangen wurden. Ich beschrieb ihr, so gut ich konnte, unser Familienleben.

„Ach," sagte sie in einem schmerzlichen Tone, „Du sehnst Dich wohl sehr zurück?"

„Jetzt noch nicht, Estrella, es gefällt mir bei Euch. Dein Vater ist mein Freund, dessen Einsicht ich viel, sehr viel verdanke, Du verschönerst mir das Leben auf die zarteste Weise."

„Ach ich, was könnte ich für Dich thun! Du bist vielmehr mein Wohlthäter, dem ich viel zu verdanken habe. Du hast Leben in's einsame Haus gebracht, Du bist die Freude des Ahn's und des Vaters, Du hast Dich meines Geistes angenommen und die Schätze Deines Vaterlandes mir eröffnet, Du hast mit so vieler Geduld mich Eure süße Sprache gelehrt, ach ich fühle es recht gut, wie Dein Umgang mich veredelt hat."

So wenig ich dies Lob verdiente, es entzückte mich.

„Wenn Du nun zurückkehrst," fuhr sie fort, „so wird es wieder still werden im Hause, die Plätze, wo wir saßen, werden mir leer und öde erscheinen; ich werde freilich oft in deutscher Sprache mit Dir sprechen und Deinen Namen rufen, aber Du wirst nicht antworten."

Diese Worte, mit einem wehmüthigen Lächeln gesprochen, rissen mich hin. Ich ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Estrella, wenn ich fortgehe, wird mein Schmerz noch größer sein, als der Deine. Ich gehe dann wieder in eine liebeleere Welt, Du bleibst hier beim geliebten, tugendhaften Vater. Du wirst Dich meiner noch zuweilen erinnern, bis das Gedächtniß an den Freund immer schwächer, die Erinnerung immer blasser wird, bis er ganz vergessen wird, aber ich, ich werde immer und ewig Deiner gedenken. Dein liebes Antlitz wird mich auf allen Wegen anschauen, Deine Stimme werde ich hören, bis ich das Auge schließe, und der Tod das Herz erkaltet, das Herz, das Dich, meine Estrella, unendlich liebt, liebt wie die Tugend, liebt wie den Engel mei-

nes Lebens, der mich errettet aus Zerwürfniß und Zweifel, aus Seelenangst und Seelenleid."

Mit dem liebevollsten Blicke sah sie mich an. Ich zog sie zu mir und drückte ihr den ersten heiligen Kuß der Liebe auf den Mund.

„Estrella," frug ich, „würdest Du mir folgen als mein Weib, wenn Dich der Vater mir antraute oder soll ich hier bleiben bei Euch und Euch nicht verlassen?"

Sie sah hernieder. Ein innerer, großer Kampf hob der Jungfrau Brust. Sie schaute in die reine Quelle, sie sah nach dem Tempelberg, als wollte sie Rath von daher, dann sank sie wieder an meine Brust.

„Du darfst nicht hier bleiben, denn hier blüht Dir kein Glück, ich folge Dir über's Meer, denn ich kann nicht mehr ohne Dich leben. Der Vater, ich kenne ihn, er wird unser Glück nicht stören wollen. Ach, er geht freilich nicht mit, sein Fuß verläßt Jerusalem nicht und den Staub des heiligen Bodens."

Von fern rollte der Donner, aber die untergehende Sonne hatte in's Gewölk den Regenbogen, das Zeichen der nie wankenden Treue gezaubert. Die Sonne sank, mit ihr erlosch das farbige Meteor. Es war Zeit, nach Jerusalem zu eilen.

Da traten wir ein in das festlich erleuchtete Gemach, in welchem eine Menge Topfgewächse ihren Duft verbreiteten. Auf dem Tische standen süße Früchte, Trauben von Hebron, Feigen des Hinnomthales unter Granatäpfeln.

Estrella nahte sich dem Vater und Großvater in ehrfurchtsvoller Stellung, Beide legten ihre Hände segnend auf das Haupt des geliebten Kindes. Da knieete sie in überwältigendem Gefühle nieder.

„Vater," rief sie schluchzend, „ich habe heute Abend am Vorabend des heiligen Festes des Andenkens mich diesem Jüngling verlobt. Ich will mit ihm ziehen, wie einst Rebekka dem Eliesar folgte, wenn Du es willst. Ich will verlassen Dein Haus, sobald er nach dem fernen Westlande geht, und ihm anhangen in Liebe und Treue. So Du es aber verweigerst — denn Du bist mein Herr und Vater — so laß mich ziehen in's Haus von Bethania, daß ich eine Zeit als verwittwete Braut in Trauer zubringe und mein Herz besiege in Gehorsam gegen Gott und

Dich. Dann will ich zurückkehren und Deine Tochter sein auf ewige Zeiten, wenn ich mein Glück zu Bethania begraben."

Stumm kniete ich neben ihr nieder und bedeckte Karmoli's Hand mit Küssen. Er sah überrascht auf uns. Er hob uns auf und drückte uns an seine Brust.

„Eure Liebe sei mir die schönste Neujahrsfreude. Der Herr schreibe Euch ein in das Buch des Lebens! Aber sagt mir, wie ist das so schnell gekommen?"

Wie es gekommen, wie hätten wir davon dem Vater Rechenschaft geben können. Das wußten wir selbst nicht. Das erste Ansehen ist der erste, erwärmende Strahl der Liebe, die da zieht von Herz zu Herz, bis er zur Flamme wird, die das Leben entweder verzehrt oder auf eine Ewigkeit erhellt und erglüht.

Ach, wie warst Du so schön, Neujahr in Jerusalem! Wie ich nach langen Jahren wieder einzog in die Versammlung der Gemeinde zur Andacht und Gottesverehrung geleitet vom Ahn und Vater, zwischen ihnen einhergehend mit dem Anbruch eines schönen Tages. Und wie die Lichter von der Kuppel und den Kron- und Altarleuchtern blitzten und wie der Ton der Drommete erschallte und wie Alle niederfielen zur Anbetung des Ewig-Einigen, hier in Jerusalem, wo sein Name seit Jahrtausenden genannt und gepredigt wurde, an der Stelle, wo David's Burg gestanden und diese Lieder der Anbetung, diese Ausdrücke jeglichen Seelenschmerzes und jeglicher Seelenfreude zuerst ertönten, seit Jahrtausenden eine Quelle des Trostes und des Heiles, des Ausdrucks der Freude und des Leides für die Beladenen der Menschheit — wie die Sonne aufging über den Oelberg und die blendenden Strahlen durch die gewölbten Fenster hereinfielen in den Tempelraum — da stand jener Augenblick wieder vor meiner Seele, als mein Vater mich zuerst in ein Gotteshaus geführt hatte, es war mir, als wäre er auferstanden und blickte mich mit Karmoli's edlen Zügen an, als wären es lauter abgeschiedene Seelen und Engel, die da sängen und Heilig! riefen; aber das Verständniß des Lebens war mir aufgegangen, hinter mir lag, was den Knaben, was den Jüngling in Streit mit sich selbst und der Welt brachte — denn im lieblichsten Sonnenlichte lag die Natur vor mir, im Strahlenkranze des Sieges die ringende Menschheit, über ihnen schwebte Gott der allmächtige

Herr des Weltall's und der unversiegende Quell aller Liebe, Gott, Jehovah, wie er lebt in meinem Volke, das der Träger seines Namens, sein Verkünder, der immer lebende Beweis seiner Gnade geworden und geblieben. — Dies Verständniß des Lebens war mir aufgegangen, denn in mir selbst fühlte ich die erste, wahrhafte Liebe zum Weibe, zur Gefährtin des Lebens und es lagen vor mir glückliche Jahre des ruhigen Beisammenlebens, des Aufbau's, der Bildung, der ewig keimenden Hoffnung. Das Verständniß war mir aufgegangen, denn von kleinem Kreise aus wollte ich wirken und schaffen in Wissenschaft und Aufklärung für mein eigenes, getretenes, verfolgtes, verachtetes Volk und unter Gottes Schutz das Licht immer weiter breiten in größerem Kreise, von Zion aus sollte die Lehre wieder aufgehen, die Lehre des Ewigen und von Jerusalem das Wort, das Wort der höheren Geistesbildung und das Wort sollte wieder werden in neuer veredelter Gestalt, in deutschem, tiefem Geiste die Leuchte des Lebens und der Anhaltpunkt des Glücks und der Quell der Achtung unter den Völkern der Erde.

Ach, als wir heimkehrten mit gehobenem Herzen und freudevollem Gesichte und uns Estrella an der Schwelle empfing und einführte in's trauliche Gemach und die Väter nochmals segnend ihre Hände auf unsre Häupter legten, wie strahlte sie von Anmuth und Schönheit meine liebliche Braut, wie entzückend war sie, als sie mir auf einem silbernen Teller einen Kranz frischer Blumen zum Neujahrsangebinde reichte und dabei scherzend und doch demüthig vor ihrem künftigen Herrn und Gebieter sich auf ein Knie nieder ließ, wie flossen die Stunden dahin im traulichen Zwiegespräch oder im Disput zwischen den Männern, wie labte der Wein beim Mahle, gewachsen und gekeltert an der Patriarchen Gruft, kredenzt von lieblicher Hand, wie erfrischten die Aprikosen von Gaza, die Apfelsinen von Jaffa. Die Pläne für die Zukunft wurden entworfen — zwei Jahre wollen wir noch in Jerusalem bleiben, ich der orientalischen Sprachen mich ganz mächtig machen, dann zurückkehren nach Europa, um in einer großen Gemeinde und zugleich Universitätsstadt Deutschlands zu lehren und zu wirken. Aber wenn die Regenzeit vorüber, wenn der Winter Palästina's vorbei ist, wenn Ostern zurückgekommen in's Land — dann schon soll Estrella mein Weib werden, mir verbunden auf ewige Zeit in Liebe und Treue!

36.

Studienzeit.

Frühling, Frühling ist gekommen,
Hol', Natur, Dein Hochzeitskleid.
Ueberall nur Freud' und Wonnen,
Schöne, schöne Osterzeit!
(Altes Lied.)

Schmettre laut, meine liebe Lerche, den Lobgesang, den Dir der Dichter und der einfache Landmann in den Mund legt: Dir, Dir, Jehovah, will ich singen, Dir will ich meine Lieder bringen! Sei willkommen, alter Freund, o mein Storch, sieh', da steht Dein Nest noch. Freundeshand hat Dir's geschützt, ich habe Dir Flaumen hineingelegt, daß es weich wird für Deine künftige Brut. Kommst Du aus Aegypterland, mein Freund, warst auch im heiligen Lande? Was machen meine Gräber, Vogel? Ach, sie sind zerstäubt, zertreten im Thale Josaphat, ach sie haben die Cypressen abgehauen, kein Stein bezeichnet sie, aber ich sehe sie noch, Freund, da unten an der Ecke, wo die rothen Granaten vom Gestein herabwinken, wo die Epheuranke kriecht, bis sie zu Absalom's Grab hinkommt und es umschlingt, da hinten, wo die drei Lilien blühten, die ich mir gepflücket und mitgenommen, siehst Du, diese drei trocknen Lilien, sie haben einst geblüht im heiligen Lande, auf heiligem Grabe, ich habe sie bewahrt in heiliger Liebe. Nun, Freund, ich bin alt geworden, ich sitze hier in der Giebelstube allein, ganz allein, Du schaust nur von Deinem Neste in's Fensterchen und freust Dich des alten Knaben, der unter den Menschenkindern Dich schon so oft nach den Gräbern im Thale Josaphat gefragt und sich selbst Antwort gegeben. Es ist ein so sonniger Tag heute. Ich bin ganz allein im Hause, sie sind Alle ihren Geschäften

nachgegangen und haben auch die Kinder mitgenommen, ich will Revue über meine Kleinodien halten. Ach, da die Briefe! Wie lange habe ich euch nicht angesehen. Karl von Rosau! Dahin, schon lange! Dies war der letzte Brief, den ich schrieb. Freund, süßer Freund, ich sah Dich nur einmal wieder. Ach, es war im Schlachtengewühl, im Kanonendonner, es war bei Kaiserslautern, wo ich Dich zum ersten Male wieder und zum letzten Male sah, denn bald fielst Du vor meinem Angesicht in der feindlichen Schlachtreihe. Bald sehen wir uns wieder! Aber im rosigen Morgenlichte steht die Zeit vor meiner Seele, wo unsere Herzen sich zuerst fanden und den ewigen, nie gebrochnen Freundschaftsbund schlossen.

Der Magister hatte sich meiner mit großer Liebe seit Jossels Tode angenommen. Er hielt sein Wort im weitesten Sinne. Ich war sein täglicher Gast und er weihte mich in die Formen und den Geist der classischen Sprachen ein, sorgte dafür, daß ich meine hebräischen Studien nicht versäumte, und daß ich auch an Speise und Trank und den nothwendigsten Lebensbedürfnissen nicht Noth zu leiden hatte, obgleich ich freilich sehr sparsam sein mußte. So wuchs ich heran und freute mich selbst des Fortschrittes an Körper- und Geisteskraft, an Wissen und Können, das Bewußtsein des Fortschrittes feuerte mich zu erhöhtem Streben an. Und als ich erst eingeschrieben wurde in die Liste der akademischen Bürger, als die weite Area des wissenschaftlichen Lebens mir offen stand, da schwebte es wie tausend Irrlichter um mich, da wünschte ich bald dies, bald jenes, bald Alles zu ergreifen, und nur der Einsicht des Magisters hatte ich es zu verdanken, daß ich mich nicht verlor. Er genehmigte zwar meine Absicht, die Arzneikunde zu studiren und leistete ihr den möglichsten Vorschub, dabei machte er mich wiederholt und immer wieder darauf aufmerksam, nichts, was ich in der Jugend gelernt hätte, aufzugeben und auf erlangtem Grund und Boden und nicht in der Luft zu bauen. Die Arzneikunde, meinte er, sei noch lange nicht die Wissenschaft, die auf umfassende Naturwissenschaft und umfangreiche Erfahrung gestützt, ihren eignen Weg gehen könnte, das bleibe, von Baco vorgezeichnet, noch einer späteren Zeit überlassen, jetzt sei sie nur noch eine Kunde, wie ihr Name sagt, die in dem individuellen Geiste und Herzen des Jüngers, in seiner übrigen wissenschaftlichen Ausbildung und Erfahrung, in seinem

Gemüthe und seiner Lebensanschauung erst eine Gestalt gewinnt, die dann freilich auch individuell sein und bleiben muß. Deshalb könnte sie der Philosophie nicht entbehren und schon der alte Hippokrates hätte gesagt: „daß der philosophische Arzt einem Gotte gleich sei", indem er damit gemeint, daß nur derjenige Arzt, dessen Geist durch weise und kräftige Lebensanschauung gebildet, dessen Gemüth durch Lebensweisheit gehoben ist, ein wahrhafter Arzt sei. Wie könnte aber Jemand Lebensweisheit erlangen, ohne eingeweiht zu sein in's classische Alterthum, ohne die Werke der alten Griechen und Römer zu kennen, ohne ferner Alles zu wissen, was vom Morgenlande von Alters her über's Leben gedacht und gesprochen worden! So wollte er seinen Arzt zum Polyhistor machen und bedachte nicht, daß er ihn gerade dadurch von dem einzigen Wege, den eben die alten Griechen gingen, von dem der ruhigen Beobachtung und umsichtigen Erfahrung abführte.

Ich befand mich aber sehr glücklich, denn wenn auch mir die schönsten Freuden der Jugend, wie sie nur aus dem Umgange mit Gleichgesinnten hervorgehen, versagt waren, wenn auch der Umgang mit der freien Natur, wie ich ihn seit der Kindheit pflegte, aufhörte und sich nur auf Leichen beschränkte, die mir im anatomischen Saale zu Gebote standen, so entschädigte mich die Ehrfurcht, die ich vor dem Wissen und dem Charakter des Magisters hatte, so erfreuten mich die Stunden, die ich bei ihm verlebte und die nie ohne Nutzen für mich verliefen, sei es, daß wir sie mit dem Buche in der Hand oder im Gespräche verbrachten, so erquickte mich die Erinnerung an meinen Jossel, der mir so viel gewesen und dessen Grab ich mit den frischesten Blüthen und den aufrichtigsten Thränen oft begrüßte. An diesem Grabe entstand aber eine heiße Sehnsucht nach der Heimath, ich wollte gern die geliebten Geschwister wiedersehen, sehen, was aus ihnen geworden, was aus des Vaters Hütte, was aus den lieben Plätzen allen, die der Spielplatz meiner Kindheit gewesen waren. Ich sah euch nicht wieder, ihr geliebten Stätten, nur von fern war mir einst ein Einblick in's Rodachthal gestattet. Es ist lange her, ich war damals Kriegsgefangener.

37.

Ein irrsinniger Spinozist.

Geht! — Ihr lacht mich aus.
Goethe.

Als ich eines Tages in's Zimmer des Magisters trat, fand ich dort eine bedeutende Veränderung und Umstellung aller Gegenstände. — Sein Bett, welches bis jetzt in einem kleinen Alkoven gestanden, war in die Mitte der Stube gestellt, die Bücher dagegen in die Kammern geräumt. Er selbst saß in seinem Lehnstuhle und lachte vor sich hin. Bereits seit längerer Zeit hatte ich einige Veränderungen in seinem Wesen bemerkt. Der Mann, der sonst gar nichts auf äußeren Putz gab, das Nothwendigste im Anzug sogar oft vergaß und versäumte, stand stundenlang beim Anziehen und striegelte Alles auf's sorgfältigste zurecht. Besonders schien er auf glänzende Kleidungsstücke einen Werth zu legen und er legte sich daher einen hellgrauen seidnen Frack zu, trug mit Gold und Silber bordirte Westen, die er oft vom Trödler für schweres Geld erkaufte. Ich konnte mir diese Veränderung in dem Leben meines Freundes nicht erklären und redete mir ein, daß er irgend etwas mit mir beabsichtigte, mich vielleicht bei einem Großen oder Gelehrten einführen wollte. Sonderbar, daß mit dieser Neigung, durch farbige Stoffe der Kleider zu glänzen, seine sonstigen Wege nicht übereinstimmten, denn er hatte sich gerade jetzt auf die Philosophie Spinoza's geworfen und diese mit einem glühenden Eifer studirt und mit Anstrengung durchdacht. Dies verbunden mit körperlichem Verfall war der Grund seines Leidens.

Bei meinem Eintritt rief er mir entgegen:

„Bist Du da, mein junger Freund? Sieh', auch Du hast zwei

Seiten. Du bist ein Benedictus und ein Maledictus, Du bist der Benedictus Salomon und der Maledictus Franz, sowie überhaupt der große Meister selbst ein Benedictus Judäus, ein Maledictus Philosophus, sein Kopf benedeit, sein Herz maledeit, von diesem da wo es der inneren Welt rechts in der Venenkammer zugekehrt ist, mehr benedeit, wo es der äußeren Welt durch die Arterien zuläuft, mehr maledeit, für den Geist benedeit, für die Liebe maledeit, für die Natur benedeit, für und vor Gott maledeit!“

Mit Schaudern sah ich ein, daß mein geliebter und verehrter Wohlthäter und Freund geisteskrank geworden. Ein tiefer Schrecken ergriff mich, eine wahre Rathlosigkeit beugte mich nieder.

Ich versuchte, ihn auf andere Gedanken zu bringen, er gab mir auch auf einige Fragen sehr vernünftige Antworten, besonders wenn ich Gegenstände der Sprachforschung berührte oder von classischen Werken sprach, aber mitten im Gespräche brach er ab, frug mich nach meinem Namen, ob er Benedict oder Maledict sei und es drehte sich seine ganze Gedankenwelt um diese beiden Angeln, an die er sämmtliche spinozistischen Lehrbegriffe anzubinden versuchte.

Der Magister stand ganz allein. Seine alte Haushälterin konnte sich in die Veränderung gar nicht finden und schob sie auf Wunderlichkeiten, wie sie solche alte Herren öfters hätten. Aerzte, welche ich herbeiholte, zuckten die Achseln und meinten: die Diagnose wäre sehr klar, der Mann sei verrückt, die Ursache: er sei übergeschnappt vom Studiren, die Prognose sei sehr mißlich, die Therapie wohl unnütz, doch müßte man auf die Organe des Kopfes und des Unterleibes, die beide litten, einwirken, vor Allem wäre ein Versetzen in eine andere Umgebung, eine Entfernung von den gewohnten Beschäftigungen zu empfehlen, — die Landluft wäre das beste. Ach Gott, mein Magister hatte gar keine andere Umgebung als die alte Haushälterin und mich, keinen anderen Umgang, als mit denen, welche ihm Bücher verkauften und von ihm solche kauften. — Letztere blieben von selbst weg und wir andern beiden konnten ihn doch nicht zu seiner Heilung verlassen. Die gewohnte Beschäftigung hörte leider von selbst auf und es konnte keine andere gefunden werden; ein Landgut, wohin ich ihn bringen könnte, hatte weder ich noch er. Da fiel es mir schwer auf's Herz, daß ich gar kein Eigenthum hätte und die

Frage drängte sich mir auf, was wohl aus der väterlichen Hütte geworden sei? — Ich schrieb nach Hause, ich frug beim Ortsschulzen an, es dauerte lang, bis ich eine Antwort erhielt. Sie war nicht tröstlich. Er wußte nicht, was aus meinem Bruder, was aus meiner Schwester geworden sei und ob sie noch lebten, das Haus sei längst in anderen Händen und bald nach dem Tode meines Vaters verkauft worden. — Ich verließ meinen Magister nicht, bald waren freilich seine und meine Geldmittel erschöpft, bald der Vorrath von Büchern verkauft, bald das unnöthige Hausgeräth auf den Trödelmarkt gebracht — aber ich verließ ihn nicht Tag und Nacht. Ach, es war eine sehr betrübte Zeit! Zu stehen vor einem geliebten Menschen, dessen Geisteskraft mich selbst gehoben hatte, dessen Scharfsinn ich so oft bewundert, dessen Gemüth mich entzückt hatte — und nun die Seele in immer tiefere Nacht versinken zu sehen, wie eine Säule des Geistes nach der anderen bricht, wie ein Ring in der Kette, die Seele und Welt verbindet, nach dem andern sich auflöst — wie die Funken immer mehr schwinden, die noch hier und da das Dunkel dieses untergegangenen geistigen Lebens erleuchteten, bis völlige Nacht des Blöd- und Stumpfsinns eintritt und der edelste Sohn der Schöpfung gesunken ist unter das Thier, weit unter das freie Wild des Waldes, weit unter das edle Roß und die übrigen treuen Thiergefährten des Menschen, die er gebildet und zu seiner Göttlichkeit hinaufgezogen!

Sein Zustand ward immer schlimmer. Tag und Nacht mußte ich abwehrend bei ihm sitzen, da kein Anderer im Stande war, ihn zu beruhigen und die wirren Gedanken abzuwenden. So vergingen schreckliche neun Monate, meine Studien wurden vernachlässigt und aufgegeben. Die Mittel, welche mir zu ihrer Durchführung durch Vermittlung eines Fremden, den ich bald nennen werde, aus Berlin vorgestreckt worden, hatte ich zur Erhaltung meines mittellosen Kranken verwendet, denn wenn auch Einzelne seiner früheren wenigen Bekannten von Zeit zu Zeit ein Almosen reichten — es war bald für ihn verbraucht. Ich wäre untergegangen, wenn ich nicht einen Freund gefunden hätte, der, wenn er auch selbst sehr mittellos war und unglücklich schien, wenn er auch nicht in's Geschick meines Lebens eingreifen konnte, dennoch der freundliche Stern wurde, der mir ein sanftes, erquickendes Licht in jener Nacht meines Lebens zustrahlte.

38.

Scheidel.

Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt!
und mir kommt nichts beschwerlicher vor,
als nicht Mensch sein zu dürfen.
Goethe. (Götz von Berlichingen.)

So tauch' hervor, liebe Gestalt, stelle Dich noch einmal vor mich hin mit dem prophetischen Blick, mit dem Du mir in immer fließender Rede das Ende aller Dinge verkündetest, nur kurze Zeit will ich Deine Ruhe stören, mein Obadja Scheidel.

Es war an einem strengen Wintertage, ich hatte eben das Zimmer geheizt, den Kaffee bereitet, den Magister angekleidet und auf den Lehnstuhl gesetzt, denn auch seine alte Haushälterin hatte ihn verlassen. Er murmelte viel in sich hinein, was nicht zu verstehen war, aber der Blick, den er auf mich richtete, war doch noch freundlich und wohlwollend — als an die Thüre geklopft wurde und bald darauf eine eigenthümliche Physiognomie in die Stube hereinguckte. Es war eine jener ausgeprägten Physiognomien, wie sie sich oft bei polnischen Juden finden, in denen sich ein gewisser Ernst mit höhnischer Verachtung der Welt um sich her verbunden und Ausdruck in den Zügen genommen hat. Er trat bald ein. Es war ein alter Jüngling, dessen schwarze und ungeordnete Locken, über Stirn und Schläfen hängend, schon von grauen Frühboten des Alters durchzogen waren. Ein langer, blauer, verschossener Rock bedeckte die Gestalt, deren Knochen unverhältnißmäßig härter und umfangreicher als die Muskeln waren.

„Was ist hier los?" fragte er neugierig. „Ist der Herr Magister krank? Mein Gott, ich habe mich seit Monaten auf meiner Wanderschaft

auf den guten Herrn gefreut und ihm schöne Sachen aufgehoben und nun ist er krank. Was fehlt Ihnen denn, Herr Magister?"

Der fremde Mann stellte sich vor den Kranken hin. Dieser sah zu ihm lange hinauf. Der Fremde frug ungeduldig:

„Kennen Sie mich denn nicht mehr, Herr Magister?"

Dieser lächelte und sprach dann leise vor sich hin: Obadja!

Da jauchzte der Mann auf: „Nun, Gottlob! Ich bin heftig erschrocken. Als ich Sie so ansah, wie ich eingetreten, dachte ich fast, Sie hätten, Gott bewahre uns, den Verstand verloren, so sahen Sie aus, aber Sie nennen mich ja bei meinem Namen und erkennen mich . . ."

Ich winkte ihm, zu schweigen, denn der Magister war bald wieder in die Nacht seines Seelenlebens zurückgesunken, in welche nur hie und da eine seltene Erscheinung einen Lichtstrahl warf, ohne es auch nur zur Dämmerung, viel weniger zum hellen Tage bringen zu können. Der Fremde verstand mich bald.

„Also doch so!" murmelte er für sich und zog wie in Verzweiflung an einer seiner Locken. „Also schlimmer als todt; ich wäre lieber zu seinem Grabe, als zu solchem Leben gekommen."

Noch einmal versuchte er es, mit dem Unglücklichen anzuknüpfen.

„Ja, Herr Magister, ich bin Obadja Scheidel, der jüdische Buchhändler aus Polen, der Kulturvermittler, wie Sie mich immer nannten, weil ich den Orient mit dem Occident verbinde und umgekehrt dessen Schätze nach Morgen trage, hier in meinem Tragekorb. Ich bin Obadja, der so oft mit Ihnen handelte, und nie erzürnten wir uns und waren nie uneins, denn Sie sagten: wir Beide kennen den inneren Werth unsrer Waare. Besinnen Sie sich doch einmal nur, bester Magister!"

Vergebens war auch diese Anrede.

„Benedictus Obadja, Maledictus Scheidel!" brummte der Magister und Alles war vorbei.

Scheidel warf jetzt einen Blick auf mich und maß mich von Oben bis Unten.

„He, wer sind Sie, junger Mann, Gott, das Gesicht scheint mir so bekannt. Wissen Sie, junger Mann, was Debarim (V. B. M.) 6, 4 steht?" fragte er forschend.

Ich mußte lächeln und antwortete:

„Wohl weiß ich es und was Ihr damit fragen wolltet, sei Euch mit Ja! beantwortet."

Somit hatte ich mich ihm als Glaubensbruder zu erkennen gegeben, den er sogleich in mir vermuthet hatte.

Er erzählte mir nun, wie oft er mit dem Magister in Verbindung gestanden hätte. Er war einer jener jüdischen Buchhändler der damaligen Zeit, welche in Polen alte Werke einkauften und nach Deutschland, besonders nach der Leipziger Messe brachten, wo sie sie an ihre Glaubensgenossen oder an Antiquare verkauften oder vertauschten und dagegen neu in Deutschland erschienene Werke in hebräischer Sprache, besonders die von Mendelssohn oder in dessen Namen erschienenen, nach Polen spedirten, um das neue Licht dorthin zu verbreiten, wo man ihm freilich spärlich und nur verstohlen Eingang gestattete. Ich mußte ihm erzählen, wie es mit dem Magister gekommen wäre; er errieth bald das Verhältniß, in welchem ich zu dem Kranken stand und die drückende Lage, in der wir uns Beide befanden.

Er lud mich ein, ihn morgen früh zu besuchen, da er nur kurze Zeit in Leipzig bliebe, um dann auf lange nicht wiederzukommen. Er wohnte in einer Vorstadt in einem in einem Garten gelegenen Hause, zwei Treppen hoch. Scheidel hatte sich dieses Sommerlogis im härtesten Winter ausgesucht, weil es billig war. Ich machte mich früh auf den Weg, um den Mann aufzusuchen. Nichts wirkt erfrischender auf den Körper und Geist, als die Frühluft eines schönen Wintermorgens, wenn das sanfte Licht des Mondes die edelsten Gefühle erweckt, wenn der kühle Ostwind die Thatkraft im Menschen hebt, zumal in der Jugend, die ja auch oft ein Morgen ist, vom rauhen Eiswinde angehaucht, aber nicht erstarrt. Daher fühlte ich eine gewisse Heiterkeit in mir, die ich lange entbehrt hatte. Ich trat in die Thür, die mir bezeichnet wurde. Der Mann kramte unter einer Menge von Büchern, alle in jener Sprache geschrieben, die dem polnischen Juden noch heute seine zweite Muttersprache ist, obgleich er ihre sanften Klänge durch rauhe, nordische Töne entfremdet hat. Bei dem Geschäfte des Sortirens seiner Schätze — denn er suchte Alles heraus, was er wohl im Laufe des Tages an den Mann zu bringen dachte — vergaß er auch seinen Gott nicht, denn er brummte dabei sein Morgengebet und sah bald voll Andacht zum Himmel, bald mit krauser

Stirn auf ein Buch, in welchem einige Blätter fehlten, oder mit heiterer Stirn auf ein anderes, welches bei ihm bestellt war und dessen Verkauf reichen Gewinn versprach. Zuweilen schien aber das Lächeln selbst wehmüthig zu sein, wenn er ein Werk betrachtete, welches er selbst wohl gern zur eignen Erbauung oder zum eignen Studium behalten hätte, wenn nicht — dies setzte er mir später auseinander — die harte Nothwendigkeit den Verkauf erheischte.

Auf meinen Eintritt und Gruß achtete er nicht weiter, als daß er mich, ohne sich stören zu lassen oder nur ein Wort zu sprechen, auf einen alten Lehnstuhl am Ofen hinwies, dessen zerrissenes Strohpolster wenig Gemächlichkeit versprach. Ich folgte seinem Wink. Scheidel schien jetzt mit Auspacken und Beten fertig zu sein; ein Theil der Bücher lag geordnet in dem Tragekorb, der durch Hängeriemen vom Nacken des Antiquars getragen zu werden pflegte. Dieser wickelte jetzt seine Gebetschnüre zusammen, küßte sie und verbarg sie in ein seidenes Beutelchen, und nach einem Blick zum Fenster hinaus, wie weit wohl der Morgen schon wäre, stellte er sich kerzengerade vor mich hin und redete mich an.

„Die Geschichte mit dem Magister ist doch sehr betrübt. Der brave Mann! Wahrlich, der weise Salomon hat Recht: viel Wissen macht viel Schmerzen. Ueberstudirt, übergeschnappt. Und nun frage ich, was soll daraus werden? Ich sehe, bei Euch ist große Noth. Die Wände sind ja alle leer. Nun ja, meine Großmutter sagte: Wer erst anfängt zu langen von den Wänden, mit dem geht's bald zu Enden. Aber sagt mir, wie kommt Ihr zu dem Manne und wie steht Ihr zu ihm?"

Ich erzählte ihm in der Kürze den ganzen Hergang. Er sann nach und sprach:

„Da haben wir dem Mann ja viel zu verdanken, denn er hat einen Menschen aus Euch gemacht."

Sein Blick wurde ganz verklärt. Er schaute mich begeistert an.

„Nun, Du bist ein Sohn Israels, Du hast Entbehrung gelernt. Das ist die Hauptsache. Dein Weg geht durch Dornengestrüpp. Doch Du weißt, daß unsre Weisen sagen: „„Hast Du auch nur trocknes Brot zum Salze, ist das Wasser Dir auch zugemessen, schläfst Du auch auf hartem Boden und führst ein Leben voller Kummer, so sei des Herrn Lehre doch Dein Streben."" Ja, die Welt wird Dir ein Freudenmahl

eröffnen, doch darfst Du nicht als Jude an ihren reichbesetzten Tisch. Das schadet aber Alles nichts, gehe Deinen geraden Weg, mein Jüngling!"

Jetzt holte er einen alten Rock hervor, fing an mit einem Messer das Unterfutter abzutrennen, bald fiel ein harter in Lumpen gewickelter Körper zu Boden. Scheidel nahm ihn auf, wickelte die Lappen ab und eine schwere goldene Tabatière glänzte mir entgegen. Er öffnete sie und nahm einige Goldstücke heraus, die er wieder in den Rock einnähte, eine Anzahl anderer ließ er in der Dose.

„Etwas muß ich behalten, lieber Studio, ich kann krank werden, ich kann sterben, dazu braucht man Geld. Ach, ich ahne so, es ist meine letzte Reise. Zum einundzwanzigsten Male habe ich mein heimisches Dorf verlassen, wo ich den Winter innerhalb der rauhen, ungesprügelten Wände meiner Kammer verbringe, in meinen schönen Büchern lesend. Ach, wenn ich doch da und nicht unterwegs sterbe! Jedesmal ist, wenn ich fortgehe, mein Herz von trauriger Ahnung erfüllt, denn fast noch nie habe ich die Wanderung ohne Mißgeschick zurückgelegt. Bald war der Ertrag meines Handels so gering, daß ich das Brot zur Speise und den Rock zum Kleide nicht erübrigte, bald traf mich Krankheit, daß ich mich kümmerlich von Herberge zu Herberge schleppte, bald mußte ich wochenlang im Gefängniß schmachten, weil man mich des verbotenen Handels für verdächtig hielt; ein anderes Mal wurde mir mein Geld gestohlen, als mir gerade ein reichlicher Gewinnst einen gemächlichen Winter am heimischen Heerde versprach. Und nun die Plackereien, die ich auf Polizeistuben und Bürgermeistereien zu erleiden habe, das Gespött heilloser Knechte in Gastzimmern und Dorfschenken, die Neckereien der Gassenbuben auf Straßen und Märkten! Ja, mein Sohn, groß wie das Meer ist die Wunde, klagt Jeremias, die Wunde, die dem wandernden Israel geschlagen. Nun, wie Gott will, hier sind die Ersparnisse, die ich mühsam zusammengebracht und bewahrt habe. Diese Dose wollen wir sofort dem Goldschmied an Auerbachs Hof zum Verkauf bringen, er ist ein ehrlicher Mann und wird ihren Werth zu schätzen wissen. Der Ertrag und diese Goldstücke gehören dem Magister. Zu dessen Pflege und Erhaltung wend' sie an; ich will nicht, daß der brave Mann in einer ihrer sogenannten Irrenanstalten zu Tode gemartert wird. Aber, was

mit Dir beginnen, mein Sohn? Du gehst unter diesen Umständen zu Grunde, aber halte Dich aufrecht, harre nur noch einige Zeit bei ihm aus, denn lange dauert's nicht mehr mit ihm, das habe ich gestern gleich gesehen. Es folgt der morsche Körper bald dem abgestorbenen Geiste. Ich gehe von hier nach Berlin, dort will ich sehen, was ich für Dich wirken kann. Viel wird's nicht!"

Eine solche Fülle von Edelmuth in dem unscheinbaren Manne erregte meine höchste Bewunderung. Ich schlug es aus, für meinen Freund und mich Almosen aus solcher Hand zu nehmen und die letzten im Schweiße des Angesichts erworbenen Spargroschen! Scheidel sah mich fast erzürnt an.

„Ihr seid ein Narr, Studio! Glaubt Ihr, ich werde mich durch Euch in meinem Berufe stören lassen. Ich bin heute der bevollmächtigte Minister Seiner Majestät des allerhöchsten Gottes des Himmels und der Erden und Vermittler seines Reiches unter den Armen der Erde. Ach, nur eine kurze Zeit! Ihr wolltet mich nicht anerkennen, Studio? Ich befehle Euch jetzt, mit mir zum Goldschmied zu gehen, und haben wir das Geld, so wollen wir das Weitere berathen."

Sein Antlitz strahlte von heiliger Freude des Menschenthums. Wir gingen von dannen.

39.

Eine Lebensgeschichte.

In stiller, wehmuthreicher Abendstunde
Umklingen mich die längst verschollnen Lieder,
Und Thränen fließen von der Wange nieder
Und Blut entquillt der alten Herzenswunde.
Heine.

Die kurze Zeit, welche Scheidel noch bei uns blieb, wollte ich aber auch auf alle mögliche Weise benutzen, diesem merkwürdigen Manne näher zu treten und ihn kennen zu lernen. Er fand sich fast regelmäßig Morgens und Abends bei uns ein, versuchte noch öfters in dem Magister Erinnerungen aufzuwecken, aber vergebens. Für das erstandene Geld wurden die nothwendigsten Bedürfnisse angeschafft. Es hatte bereits schon an Allem gefehlt, an Holz, Wäsche, Kleidung, Nahrungsmitteln. Scheidel's Ersparnisse reichten hin, Alles zur Genüge herbeizuschaffen und für mich und den Magister eine Sorgenlosigkeit bis zum Sommer vorzubereiten. „Dann," meinte Scheidel, „wird sich's weiter finden. Unser Herrgott wird schon helfen. Ich bin vielleicht zu dieser Zeit wieder hier und bringe gute Botschaft."

In den Nachmittagsstunden bei schönem Wetter machten wir zusammen Spaziergänge vor die Thore und die nächsten Umgebungen der Stadt. So heiter wie ihn der Anblick der Natur stimmte, so finster und kraus wurde das Gesicht, wenn er irgend einem Gegenstande des Luxus und der Ueppigkeit zu nahe trat. Da machte er jedesmal bittere Glossen. Wiederholt meinte er, wenn wir vom Magister sprachen: „Es ist doch Gottes Fügung gewesen, daß ich dies Mal so früh schon meine Wanderung antrat. Sonst gehe ich erst Ende Schebat (Februar) vom Hause

fort; diesmal war's, als triebe mich etwas vorwärts und ich trat schon am Anfange des Monats die Reise an.

Ich benutzte die Gelegenheit, ihn um die Mittheilung seiner Lebensschicksale besonders seiner Jugendbildung zu bitten. Er willigte ein.

Das Dörfchen, in welchem ich noch jetzt wohne, in einer früher polnischen, jetzt westpreußischen Landschaft liegend, ist auch mein Geburtsort. Das Haus ist zwar einmal abgebrannt, aber meine Wiege stand wohl an demselben Orte, wo jetzt mein Bett und will es Gott, so soll auch der Kasten einmal da stehen, in welchem man mich hinausträgt zum Beth-Olam, zur ewigen Ruhestätte, wo meine Eltern ruhen in Frieden.

Mein Vater verstand die Kunst in Metall zu graviren und war ebenfalls beständig auf Reisen im Reiche, um von der Arbeit seiner fleißigen Hände zu leben, und einige Gulden zu erübrigen, die er dann nach Hause meiner Mutter schickte. Und dennoch war oft große Noth bei uns, denn damals war der Verkehr zwischen Deutschland und Polen noch nicht so lebhaft und es währte lange, ehe ein Brief in der Heimath anlangte, die Posten blieben oft Monate lang aus. Aber ich war damals noch Kind und so berührte mich dieses häusliche Drangsal wenig, und ich konnte die Thränen der Mutter mir nicht erklären, wenn sie mir das trockne Brod mit Salz an hohen Festtagen reichte, da jeder Tag dem Kinde ein Festtag war, wenn ich nur draußen mich herumtummeln konnte. Aber es war an einem Tage, o, er ist mir noch gegenwärtig, dieser Tag war ein Purimfest, die ganze kleine Gemeinde war voller Frohsinn, auf jedem Gesichte thronte Heiterkeit, der Winter war in seiner größten Strenge vorüber, der Frühling war nahe, es war ein heller, freundlicher Freitagsmorgen, alle Kinder freuten sich der Festgaben, ich allein hatte nichts erhalten, mein zerrissenes Gewand stach jämmerlich ab von der Kleidung der begüterten Nachbarskinder, denn der Vater hatte lange nicht geschrieben, die Mutter war erkrankt vor Gram und Sorge — da ging die Thür auf und herein führte man meinen Vater, erblindet an beiden Augen. Da stand er, der edle Mann, an der Thürschwelle, hinter ihm mehrere Nachbarn mit blassen, erschrockenen Gesichtern, — die Thränen perlten ihm über die Wangen, er wendete das Haupt bald hierhin, bald dorthin, als glaubte er, daß von der lieben, gewohnten Umgebung und dem theuren Weibe und Kinde vielleicht ein Strahl des Lichts den ver-

dunkelten Augenstern treffen würde, eher noch, als von der liebeleeren Fremde, dann schüttelte er den Kopf in Verzweiflung und schien doch gleich wieder Fassung gewinnen zu wollen.

„Mirjam, Mirjam!“ rief er meiner Mutter zu, die mit einem Schrei des Entsetzens aus dem Bette in seine Arme, aus diesen ohnmächtig zu Boden stürzte. In demselben Augenblick wurde ich eilfjähriger Knabe mündig — die Welt öffnete sich mir, meinem Vater war das Licht erloschen, mir gingen die Augen auf, es war, als wenn ich aus einer blühenden Landschaft, wie ich deren nachgehends im mittäglichen Frankreich gesehen habe, in eine Wüstenei unsers Vaterlands getreten wäre mit einem Schritte, es war mir, als hätte eine mächtige Hand mich aus dem Eden der Kindheit in die weite, weite Welt gestoßen, als wären die Tage meines Lebens, die bis jetzt Festtage gewesen, zu Fasttagen der Trauer und Betrübniß geworden. Da stürzte ich zu meines Vaters Füßen und umfaßte seine Knie und weinte bitterlich und im ganzen Hause war ein Schrei des Entsetzens und der Wehklagen. Was soll ich nun erzählen von der Zeit, die nachher kam! Wie mein Vater saß Tag nach Tag in dem harten Lehnstuhle, wie meine Mutter in treuer Sorgfalt um ihn war und für ihn arbeitete und doch nicht mehr den Bedarf zu erschwingen vermochte, wie die Sorge mit hohlem Auge vor unserm Bette stand, wenn wir uns erhuben, an unserm Lager weilte, wenn wir uns niederlegten, wie das Leben ein Gespinnst wurde von Qual und Angst, das uns umgab und jede freie Bewegung hemmte, wie die Freude selten nur in unsere Kammer schaute, und wenn sie es that, nur mit einem vom Schleier verhüllten Gesichte. Hu, wenn es Winter ward und der Sturm brauste durch die zerbrochenen Fensterscheiben, die zur Noth mit Lumpen ausgestopft wurden, und der Regen ergoß sich in Strömen und drang durch das beschädigte Dach durch die Zimmerdecke auf das kahle Haupt meines Vaters und wie tausende von Geistern pfiff es durch den zerborstenen Ofen, und das Licht der Lampe drohte jeden Augenblick zu erlöschen aus Mangel an Oel, und wie der Vater dann den Nachtsegen zu seufzen anfing von „dem Engel, der ihn erlöset von allem Uebel“ und von „der Freundlichkeit des Herrn, die über uns waltet,“ und ich zitterte vor Frost auf dem Stroh und meine Mutter klopfte auf die Brust und stammelte das Sündenbekenntniß. Ach, wenn der Frühling kam, und die Sonne stieg immer

höher, die Tage wurden länger, draußen ward es milder und Gott schickte sein Wort, daß der Schnee schmolz, und Alles war gut in der Natur, aber Passah nahte sich und es gab kein Mehl zum Osterbrod, meine Mutter ging händeringend umher, Alles konnte sie ertragen, nur das nicht, der Vater saß den Kopf auf die Hände gestützt, und die Hände aufs Knie .... Hier stand der erzählende Scheidel still und schaute um sich, als spräche er zu einem großen Kreise, sein Gesicht wurde noch ernster, seine Sprache noch feierlicher, er rief laut: die ihr da besitzet in Fülle und immer mehr begehret, als ihr schon habet, und immer mehr bekommet als ihr begehret, — die ihr glaubet, es ließe sich Alles ertragen, weil ihr so leicht zu tragen habet, die ihr das Elend vergesset, weil euch das Elend vergessen, die ihr erhabene Lehren im Munde führet, weil euer Sinn leer ist an Erhabenheit, die ihr euch noch großherzig dünkt, wenn ihr das verächtliche Almosen hinwerfet, weil ihr zu engherzig seid das Gemüth des haschenden Nehmers zu erfassen, steiget herab eine Nacht in solche Hütte und in dieser Tiefe könnet ihr gelangen zur Höhe der Menschheit und könnet fühlen lernen beim Genießen, und handeln lernen beim bloßen Thun! Jetzt aber eilte Scheidel weiter und schien seine Schritte verdoppeln zu wollen. Er fuhr fort:

Ich wurde indeß älter und lernte nichts außer unsere Gebete lesen und nothdürftig verstehen, denn ich hatte keinen Lehrer, meines Vaters Geist wurde immer stumpfer und zuweilen schien es, als verließe ihn auch das innere Licht, das ihm bis dahin mit so inniger Kraft geleuchtet. Endlich wurden mir Geschäfte. Ich ging täglich auf's Schloß und reinigte das Schuhwerk der Herrschaft, lief auch als Bote zu benachbarten Edelgütern und Vorwerken, oder ich mußte mit der Jagdklapper dem Herrn des Dorfes zur Wildhetze folgen. Da watete ich Tagelang durch den Schnee und trieb die Hasen vor mich her und wehe mir, wenn ich das Wild auf falsche Wege jagte oder sonst einen Fehler beging, dann wurde ich unbarmherzig vom Edelherrn geschlagen, daß mein Rücken wund wurde von den Hieben. Wenn er dann ausgelassen seinen Grimm, so wurde er erweicht von meinem duldenden Gehorsam, und gab mir Geldstücke, die ich voller Freude meinen Eltern brachte und siehe, bald suchte ich mit Bedacht kleine Fehler zu machen, um geprügelt zu werden und dafür Geld zu erhalten. Mein Körper ward abgehärtet von den Mißhandlungen,

aber ich wurde stark im Ertragen und weinte nicht, und sagte meinen Eltern nichts. Im Schlosse selbst wurde ich von den Dienern geneckt, ich ward der Knecht der Knechte; wenn ich hungrig von der Treibjagd zurückkam und das erlegte Wild zusammenschleppte, so zeigten sie mir die Gerichte, die ich als Jude nicht genießen durfte, nicht genießen wollte, und suchten mich durch Spott und Ueberredung zu verführen, ich aber blieb standhaft beim Gesetze, kaute mein trockenes Brot und sah gleichgültig in die Prunksäle. Wenn dann der Freitag kam und ich hatte meine Mutter mit Oel und Weißbrot versorgt und den Segen meines Vaters empfangen und eilte in das Gotteshaus, wo die hellen Lichter brannten und der Cantor so feierlich den Sabbath als Herzensbraut begrüßte, — die Herrlichkeit Gottes scheint sich dann über Israel zu lagern — da hatte ich meinen Lohn und fühlte nicht die Wunden meines zerschlagenen Leibes, nicht die Mattigkeit in meinen Gliedern . . . Siehe, da war es an einem Neujahrsmorgen, ich war in's Gotteshaus getreten, sie standen im weißen Todtengewande die Männer Israel's, es ertönte der gebrochene Ton des Widderhorns wie Weheruf, wir hatten uns niedergeworfen anzubeten, aber vor meinem Ohre hallten noch die verlesenen Worte des Propheten: „laß ab deine Stimme von Klagen und dein Auge von Thränen, denn es ist ein Lohn für deine Tugend, und deine Zukunft ist hoffnungsvoll!" — es war mir, als wenn im Augenblicke sich eine schwere Last von meinem Herzen löste, es war mir als hauchte mich ein geistiger Mund an, der immer diese Worte sprach, als spräche er es immer anders, bald ernst ermahnend, bald lieblich tröstend und beruhigend, bald selbst weinend und trauernd. Wie wir wieder aufstanden und ich sah mich um, die Wölkchen aus den brennenden Kerzen erhoben sich immer höher gegen die Ecke des Tempels, sie zogen unwiderstehlich meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, sie schienen mir Gesichte zu bilden in Nebel gehüllt, ernst wie das Gesicht des tröstenden Propheten; ich setzte mich in den Winkel, eine Thräne entperlte meinen Augen, in der sich die Lichter der Kerzen brachen, so daß mir der ganze Tempel erleuchtet schien von unzähligen Lichtern, das Gebetbuch entfiel meinen Händen, nicht achtete ich selbst auf die Dichtung jenes Märtyrers unseres Glaubens, der sich mit seinen abgehauenen Gliedmaßen in den Tempel hatte tragen lassen und da dem höchsten König seine letzte Huldigung gebracht — der Gottes-

dienst ging zu Ende und erst dann, als Alle hinausgezogen waren, eilte auch ich träumerisch nach Hause. Da kam mir die Mutter entgegen und führte mich an's Strohlager meines Vaters, über seinem Gesichte lag ein schwarzes Tuch, über seinem Körper ein weißes Laken, er war plötzlich aber sanft verschieden.

Ach es war sein Geist, der mir im Tempel die prophetischen Worte bald klagend, bald tröstend zugerufen, denn in dem Augenblicke, wo ich so fühlte, war er eingegangen in die Wohnung des Friedens.

Es war am Tage Gedalja, da brachten sie den Leichnam des Vaters hinaus auf den Beth-Olam, und als ihn die Männer in die Gruft senkten, einer aber mir mit dem Messer das Kleid zerschnitt, und während ich niedersank an der Bahre, die Erdschollen niederpolterten auf den Kasten, — da ergriff mich Verzweiflung. Ich kratzte mit den Nägeln in die Erde, und wollte mir auch eine Grube graben, ich wollte liegen neben dem Vater, denn was sollte mir noch das Leben? Ich sah mit wehmüthigem Lächeln die Männerschaar an, die mich zu trösten versuchte; was sie mir sagten, verstand ich nicht, was ich fühlte, konnten sie nicht begreifen; ich bat sie, sie möchten mich gewähren lassen, sie sollten nur gehen. Da lag ich bis gegen Abend hingestreckt zwischen den frischen Grabhügeln. In dieser Abgeschlossenheit von der Welt, in dem Gefühle des Verlassenseins wurde mir wohler. Die Sonne sank immer tiefer am Himmel und schien im zauberischen Glanze durch das Weiden- und Erlengebüsch, welches den Todtenacker umgiebt, sie ging feurig unter, ein Stern schien nach dem andern und schaute mild auf den trauernden Knaben herab, es war mir, als umgebe eine helle Sternenkrone meines Vaters bleiches Gesicht, als sähe sein Auge wieder in schöner Klarheit. Meine heißen Wangen kühlte ein frischer Herbstwind, meine Brust hob sich von schwellenden Gefühlen, die ich vorher nicht gekannt hatte, als feierte ich Verlobung mit der ganzen Natur um mich her, als wäre die Wölbung über mir der Trauhimmel und die Gräber die Stufen zum Allerheiligsten. Da hörte ich eine Stimme rufen, es war die Stimme meiner Mutter. „Obadja, wo bist Du," rief sie, „Obadja, mein Herzenssohn, laß die Todten ruhen,

willst Du auch sterben, willst Du die Wittwe des Vaters zur trostlosen Mutter machen.“ Ich erhob mich, sie strich mir die Locken aus meinem Angesicht und legte mein Haupt an das mütterliche Herz. Ich war getröstet und folgte ihr nach Hause. Siehe, mein Sohn, wenn alle Sterne des Lebens untergehen und es bleibt uns der Stern dieser Liebe, so können wir getrost in die Nacht schauen, denn er geleitet uns über Abgründe.

Aber auch er sollte mir bald verschwinden! Wenige Monde darauf, in der Woche des Weihefestes, ging ich für den Edelmann als Bote nach einem benachbarten Dorfe, und kehrte am späten Abend zurück. Mit rüstigem Schritte eilte ich über den gefrornen Schnee und achtete des scharfen Nordwindes nicht, der mir schneidend entgegen wehte, denn ich war seelenvergnügt, man hatte mich reichlich auf dem Gute beschenkt. Da stiegen von Ferne Rauchwolken auf, erst einzeln und schwach, dann immer stärker, es röthete sich der Horizont, Flammen schlugen himmelwärts von meinem Heimathdorfe, ich beflügelte meine Schritte, eine unnennbare Angst packte mir die Brust zusammen, jetzt ertönte aus den benachbarten Dörfern die Sturmglocke, das Feuer wurde immer heller, als wäre es dicht vor mir, schon hörte ich das tobende Geräusch von Menschenstimmen, ich eilte in's Dorf — da brannte eine ganze Reihe Häuser, aber nicht die, in welcher unser Häuschen lag. Schon schöpfte ich Athem, ich eilte in's Haus, ich rief meine Mutter, Niemand antwortete. Ich stürzte hinaus auf die Straße, da zeigte man mir ein in vollen Flammen stehendes Haus, dessen Giebel eben einfiel, dort war meine Mutter einer Freundin, die Wöchnerin war, bei der ausbrechenden Feuersbrunst zur Hülfe geeilt, schon war diese gerettet, aber ein fallender Balken warf meine Mutter nieder, darauf krachten die Sparren herab, darauf das Strohdach und sie war unter den rauchenden Trümmern begraben. Am andern Tage zog man die verbrannte Leiche hervor.

Ein Mann verlor in dieser Nacht den Verstand, denn ihm verbrannte sein einziges Kind, und wenn er noch ein brennendes Haus sieht, so will er mit Gewalt sich in die Flammen stürzen und nur die vereinten Kräfte mehrerer Menschen können ihn zurückhalten. Ich aber war ein Knabe von fünfzehn Jahren und ich wandte meine Augen aufwärts zu dem furchtbaren Gott und frug, warum dieses? Doch der Sturm, der über das Schneefeld tobte, gab mir keine Antwort. Ich stand unter den Men-

schen wie ein Fremdling und fragte sie alle, was soll ich unter euch? Aber die fremden Gestalten gingen kalt an mir vorüber und antworteten mir auch nicht. Tage vergingen und wurden zu Wochen und ich lagerte neben den Hunden des Edelmannes, denn sie hatten Wohlgefallen am unglücklichen Knaben, ich konnte keine Thräne finden und wunderte mich, daß es so eiskalt in meinem Herzen war. Ich war jetzt frei, nichts band mich mehr an die Erde, aber es war eine schreckliche Freiheit. —

Jetzt trug ich nicht mehr geduldig das Joch des Edelmannes auf seiner Jagdhetze, nicht mehr den Hohn der Knechte mit Gelassenheit; ich fühlte mich besser als sie; um mein Leben zu fristen, schien mir der Preis zu theuer. Und ich hatte viel gehört vom fernen Westen, daß da eine hellere Sonne über Israel schiene, daß man da seine Last erleichtere und seine Männer schon aufgerichteter einhergingen. Dorthin zog es mich und ich schloß mich einer Gesellschaft unserer Glaubensgenossen an, die den Weg nach Deutschland antraten. Ich bin der Mann, der das Elend gesehen! Da ein alter Mann, an dessen Mark schon der Tod zehrte, und er schleppte seine Schritte nach dem Abendlande, als wenn dort Leben zu finden wäre; da einer in den besten Jahren, aber siech und elend, und er schlich nur fort, um in die Krankenanstalt einer großen Gemeinde aufgenommen zu werden und dort auf Betten sterben zu können; da eine Frau mit dem hungrigen Kinde im Korbe auf dem Rücken, sie wollte ihrem Manne nach, der seit Jahren nichts von sich hören ließ und der im Elend der Fremde Frau und Kind vergessen hatte; da ein anderer mit Frau und Kind, das Feuer hatte seine Habe verzehrt, die Heimatlosigkeit seinen Erwerb zerstört, er wollte nun betteln von Ort zu Ort, von Thür zu Thür und dem Auge der Polizei den kärglichen Almosengroschen verbergen; da ein anderer, ihm drohte als verdiente oder unverdiente Strafe Gefängniß auf Lebenszeit, und er enteilte dem Richter; ein Jüngling, verwahrlost an Sinn und Denkungsart, den Kopf voller kleinlicher Intriguen, die sich um Erbärmlichkeiten drehten, eine sichere Beute des Lasters, ein aufgehobener Fraß des Verderbens; und einer der nach Deutschland ging, um seine spärliche Gelehrsamkeit dort wuchern zu lassen, um Kinderlehrer, oder Cantor, oder was Gott sonst will, zu werden — endlich eine Schaar von Handelsleuten, die Erwerbs- und Betriebs-Kapital nur im Kopfe und in der Gunst des Geschickes zu finden hofften.

Mit solchen Leuten verließ ich mein Vaterland, ich stand allen an Erfahrung und Lebensklugheit sehr nach, die meisten hatten bei weitem auch mehr gelernt, und dennoch fühlte ich, daß ich ein anderer Mensch sei, ich spürte in mir eine Reife, die nicht vom Kopfe, aber vom Herzen und Gemüthe ausging, hier fühlte ich eine Kraft, die mich über sie hob und sie weit unter mir erblicken ließ.

Selbst die Unglücksfälle, die mich betroffen, sie waren im Vergleich mit den ihrigen, vielleicht nicht die größten, aber es schien, als wenn sie eine andere Wirkung auf jene Leute gehabt hätten, als auf mich; das Unglück hatte in ihnen das Bessere selbst immer mehr und mehr und nach und nach abgerieben, mich warf es jedesmal zu Boden, aber ich erwachte aus der Betäubung gestärkt, und ich behielt nur eine Gleichgültigkeit und Kälte gegen das, was Andern wünschenswerth schien. Das ganze äußere Leben schien mir nicht so viel Werth zu haben, als man gewöhnlich darin setzt. Was die Leute Bedürfniß nannten, schien mir eine lächerliche, nichtsnützige Erfindung, ich war ja von der Tafel des Edelmannes nach dem Hundestall gegangen, um in Ruhe vor den Knechten mein trockenes Brod zu verzehren.

Mein wahres Sein bestand in einer Zurückgezogenheit in mich selbst, in einer grübelnden Schwärmerei, die mich gewaltsam von der Erde hob und mich meiner Umgebung entrückte. Je kräftiger ich in mir das Walten meiner Gefühle spürte, desto mehr glaubte ich zu leben; ja später noch war ich oft gerade um so glücklicher, je trauriger sich Alles um mich gestaltete. Wenn mir Alles versagt wurde, da wurde ich am freiesten, in dem Momente, wo mich die Menschen am gräßlichsten vernachlässigten, wo ein leichtes Opfer ihrerseits mich aus peinlicher Lage hätte ziehen können, wo ihr versagender Blick meine äußere Existenz zu vernichten drohte, wo sie mir den Glauben an ihren Werth mit frecher Hand raubten, gerade dann hob mich ein innerer Stolz, selbst während ich im Staube kroch. Es ist dies kein erbärmlicher Bettelstolz, es ist ein köstlicher Bettelstolz, es ist eine Erhabenheit des niedergedrückten Menschen. Wie ich damals noch Knabe war, lag dies Alles unbewußt in mir, aber es war schon da, im Laufe des Lebens ist es zum Bewußtsein geworden und dies Bewußtsein hat mich lange getragen; da jetzt das Alter kommt, ist es freilich Resignation, aber dessen bin ich mir auch bewußt, eine edlere Resignation,

als daß man sie verzweifelnden Stumpfsinn nennen könnte. Sieh ich wünsche jetzt sogar nicht, daß mir damals ein freundlicher Genius erschienen wäre, der aus dem Edelsteine in mir Funken geschlagen, die vielleicht zur hellen Leuchte hätten werden können, ich wünsche dies gar nicht. Denn wahrlich, er hätte mich vielleicht zu einem nützlichern, wirksamern Menschen geschaffen, aber er hätte mich nicht so mit dem Leben versöhnt, mich nicht so von der Fessel gelöst, wie ich es jetzt bin. Nur einmal, nur einmal im Lebenslaufe traf ein äußerer Sonnenschein die Eisrinde, die mich von einer fröhlichern Welt trennte, das innere Verlangen begegnete einer wahren holden Erscheinung der Erde, da schien sich beides in seliger Liebe vereinigen zu wollen, ich fühlte in meinem Herzen harmonisches Glockenspiel und hätte Alles umarmt, weil mich Alles bezauberte. — Ach, es war nur ein kurzer Traum:

Ein Dorf hinter einem kleinen Birkenwalde führte eine der wichtigsten Erinnerungen für mich herbei. Wir lagerten zur Nachtherberge in der großen Gaststube, an einem Tische saßen Bauern, die sich beim Kartenspiel und Branntwein immer stärker erhitzten und mit gewaltigen Fäusten auf die alten eichenen Tische schlugen; in einem Winkel bereitete man das Strohlager für die jüdischen Ankömmlinge. Diese gingen ab und zu nach der Küche und bereiteten ihr Essen beim lauten Schelten der Wirthin, der diese Selbsthülfe zuwider war. Die Kinder schrieen vor Hunger und Ermüdung und vergeblich suchten die Mütter sie durch Summen und Brummen in den Schlaf einzulullen, der wandernde Cantor ging indeß mit großen Schritten in der Stube umher und jodelte alle möglichen Melodien der Synagoge, indem er dabei die gräßlichsten Gesichter schnitt und sich die Backen mit der Hand hielt; in einem andern Winkel kauerte der Kranke und stöhnte und seufzte, der Speculant zog ebenfalls der Länge des Zimmers nach an der Seite des Cantors, doch ihm jedesmal entgegen, und sann, sich den Bart streichelnd, gedankenvoll über die Kommnisse der nächsten Messe nach; dazu das Gewimmel der sich zur Nacht mehrenden Gäste von Handwerksburschen, Bettlern, Musikern, Vagabonden.

Meine Aufmerksamkeit fesselte ein junger Mann, der von einer andern Straße hierher gekommen war, jüdischer Pole, aber seine Tracht war schon mit deutscher gemischt. Er war erhabenen Wuchses, in seinem

Auge lag ein Feuer beständiger Begeisterung, die Gesichtszüge waren edel und nicht so markirt, wie dies bei der andern Umgebung der Fall war, auf der hohen Stirn thronte ein Adel der Gesinnung, die Reinlichkeit in der Kleidung, die Festigkeit in seiner Haltung verriethen beim ersten Anblick, daß es eine edlere Pflanzung war, nur auf dürren Boden versetzt. Er sprach nicht und kümmerte sich um nichts, sondern saß an einem Tische im äußersten Winkel des Zimmers und las mit großer Aufmerksamkeit, die sich durch nichts stören ließ, in einem Buche. Nur zuweilen schaute er durch das ihm gegenüberstehende Fenster hinaus in die Abenddämmerung, denn ein schöner Frühlingstag ging eben zu Ende. Sein Blick weilte dann gedankenvoll und fragend in den Wolken und der untergehenden Sonne, oder er stützte das Haupt in tiefe Betrachtung versunken, auf die Hand und bedeckte mit der andern die Schrift des Buches. Es überkam mich eine Ahnung, als sei dies ein Wesen höherer Art, eine Ahnung, als sei dieses Wesen bestimmt, in mein Schicksal einzugreifen, ich fühlte mich hingezogen zu dem Manne, deswegen setzte ich mich nicht weit von ihm auf eine Bank und schaute unverwandten Blickes auf ihn. Ein Gensd'arm trat jetzt in die Stube und dieser gewaffnete Mann mußte durch sein bloßes Auftreten eine zauberische Gewalt auf Alle haben, denn Alles veränderte sich mit einem Male. Das Keifen der Wirthin hörte auf, die Bauern wurden ganz kleinlaut, der Cantor schwieg, der Speculant kroch hinter den Ofen, Alles lispelte und lächelte wehmüthig, allein der Mann mit dem Buche saß, ohne sich stören zu lassen, und achtete so wenig wie früher auf seine Umgebung. Ein lautes Gespräch erhob sich zwischen dem Gends'armen und einem Vagabonden. Dieser wurde weggeführt, ein panischer Schrecken malte sich auf allen Gesichtern, der Cantor sah aus, als schickte er sich eben zu einem Klageliede für den neunten Ab an, der studirende Mann aber trat ruhig ans Fenster und öffnete es und schaute nach den Sternen. Ich, der von frühester Jugend an einen Schrecken vor allen Tumulten, vor allen Soldaten und Gewaffneten hatte, fühlte auch diesmal nicht das mindeste Unbehagen, denn ich sah nur immer auf Jenen, und in seiner Ruhe fühlte ich mich geborgen. Jetzt ward's Nacht und Alles still, die Schläfer lagerten ausgestreckt auf den Strohbündeln, der Cantor und Speculant schnarchten um die Wette, an der Brust der Mutter war der kleine Schreihals — der mächtigste Gebieter

im ganzen Hause — sanft eingeschlummert, nur eine Lampe blieb brennend auf dem Tische und mein Unbekannter hatte sich wieder hingesetzt, nach seinem Felleisen gegriffen, wieder ein anderes Buch geholt und von Neuem zu lesen begonnen. Und ich, wie angezaubert sah ich ihm zu, fühlte weder Hunger noch Durst, die kalte Nachtluft wehte durch das offene Fenster und spielte mit meinen Locken, bis sich der Schlaf auf meine Augenlider senkte. Da umgaukelten mich liebliche Träume — denn, Dank sei dem gütigen Vater da droben, die Nacht war immer meine Freundin und die Hälfte meines Lebens habe ich als glücklichstes Wesen verbracht, — es war mir, als wäre ich in einem Garten, viel größer und schöner als der Garten beim Edelhofe. Terrassenförmig erhoben sich grüne Matten, auf denen Bäume wie Cedern standen, eine unermeßliche Anzahl üppiger Gewächse hauchte balsamische Düfte aus, rings herum standen Bosquets von Rosen, die geschlängelten Wege waren mit gelbem Sande zierlich geebnet, aus einem prächtigen Hause ertönte Saitenspiel und Gesang einer weiblichen Stimme, die mein ganzes Wesen durchdrang, ich selbst war ganz verändert, ein leichtes Gewand umhüllte meine Glieder, es lösten sich erhebende Gefühle von meinem Herzen und der Mann mit dem Buche ging ernst neben mir her und sprach mit mir in erhabenen Worten, die ich wohl verstand. Aber immer wieder zog es mich nach dem kleinen Landhause hin, wo die Stimme herkam, doch siehe, vor dem Hause stand auf ein Mal mein Vater als blinder Bettler und winkte mir ab, ich wollte auf ihn zueilen, aber der Mann mit dem Buche hielt mich zurück und so erwachte ich.

Der Morgen brach an, die Sonne ging auf in herrlicher Pracht, die Blüthen des Lindenbaumes vor der Thür des Wirthshauses spendeten ihren Duft durch das Fenster, seine Zweige und Blätter warfen wellenförmige Schatten in das Zimmer, noch schlief Alles fest, der Unbekannte aber stand vor mir und legte mein Haupt zurecht auf einem Kissen. Mit milden Blicken sah er mich freundlich an und mahnte mich in zutraulicher Rede weiter zu schlafen, da ich schon einige Stunden hier unbemerkt gesessen hätte, den Kopf an die Wand gelehnt.

Bald indeß erweckte mich von Neuem das Geräusch der aufstehenden Gäste, ach! es war ein greller Abstand zwischen Traum und Wachen. Vor der Thür zankten Frachtfuhrleute, die sich in die Räder gefahren

hatten, aus der Küche erscholl das Keifen der Wirthin mit den Weibern, die den Kindern den Frühtrank bereiteten, und es drang qualmend ein fast erstickender Rauch in die Stube. Hier waren Mägde beschäftigt, das Lagerstroh wegzuräumen und den Schmutz vom Boden zu kehren. In einem Winkel stand der reisende Sänger und hatte Gebetriemen mit faust-großen Hüten am Kopfe und schrie aus allen Leibeskräften seinen Morgensegen. Der Speculant rannte wüthend von Thür zu Thür, denn man hatte ihm eine seiner erbärmlichen Effecten gestohlen und der Wirth suchte bald durch Zureden, bald durch donnerndes Fluchen und Toben ihn zu besänftigen. Bettler versuchten ihre Leierkasten, eine Menge von Landleuten legten ihre Körbe ab, um auf dem Wege zum Markte des nahe liegenden Städtchens auszuruhen und forderten ungestüm Getränk. Ich sah mich befremdet um. Heil mir! mein Auge fiel auf meinen Unbekannten, der wieder am Fenster stand und das Haupt auf die Hand gestützt nach der Ebene blickte. Als er mich gewahr wurde, trat er vor mich hin und schaute mich lange an, ich blickte ihm frei in's Angesicht und meine Augen wurden feucht. Da fragte er mich woher ich käme und wohin ich wollte? und als ich anfing zu sprechen, nahm er mich bei der Hand und führte mich unter die Linde, wo ich ihm meine Geschichte erzählte.

Es war das erste Mal, daß ich zu einem Menschen in zusammenhängender Rede sprach; ich weiß nicht, wo ich die Worte fand, aber es war mir, als stiegen Gefühle, die lange in mir geschlafen, verkörpert aus meinem Innern, das beflügelte Wort übte selbst auf mich eine ungeahnte Kraft, die mich in Erstaunen setzte und mir räthselhaft schien. Mein Unbekannter saß neben mir auf der Bank, schaute mich bald mit forschendem, durchdringendem Blick an, bald sah er auf die Erde und zeichnete mit seinem Stocke Figuren in den Sand. Als ich aufgehört zu erzählen, fühlte ich mich erleichtert, die Erlebnisse meiner Jugend waren gleichsam Jahrelang zurückgerückt. Obgleich erst wenige Monde verflossen waren, seit ich das Schrecklichste erlebt hatte, so schienen mir doch alle Bilder der Vergangenheit wie vom leichten Nebel verhüllt, und war es die Nähe eines befreundeten Menschen, oder der Eindruck, den der heitere Himmel, die grünende Aue, das schattige Dach aus den Zweigen des Baumes auf mich machten, mein Geist hob sich auf Schwingen und schwebte über der Wehmuth der erlittenen Uebel. Der Mann stand auf. So lange ich auch

erzählt hatte, kein Laut des Mitleids war über seine Lippen gegangen, nur zuweilen wurde seine Physiognomie ernster, er zog die Augenbrauen auf und legte die Stirn in Falten und sah mich mit dem durchdringenden Feuer seiner schönen Augen an; dann preßte er wieder sanft die Lippen zusammen und sah zerstreut in die Ferne oder stützte den Arm auf seine Knie, als sänne er nach. Als er aufgestanden, ging er mit großen Schritten hin und her, blieb vor mir stehen und fragte mich: „Willst du mit mir gehen, Obadja Scheidel, und mein Begleiter sein? Ich will Dir . . .“ Hier aber hielt er plötzlich inne und sprach nicht weiter, legte seine Hand auf meinen Kopf und fragte noch einmal: „Willst Du, Obadja?“ Ich sah den Mann erstaunt an, ich fragte nicht, wer er wäre, ich fragte nicht, was er mit mir wollte, ich schaute ihm in's schöne Auge, umfaßte seine Knie und lallte schluchzend meinen Dank.

„Ich gehe mit Euch, mein Herr, und sei es an's Ende der Welt!“ Da legte er nochmals wie segnend seine beiden Hände auf mein Haupt und sah nach oben gen Himmel. Eine lange Pause war, während mir die Thränen über die Wangen liefen, er aber drückte immer inniger und sanfter meine Locken, er sprach kein Wort, aber es glühte wohl gewaltig in seinem Herzen. Noch einmal kehrten wir zur Gaststube zurück, er erquickte mich mit warmer Milch und weißem Brode, kaufte für mich schönes Linnen von der Wirthin, bezahlte die Zeche und wir gingen weg. Herrlich und glänzend noch heute seit so vielen Jahren stehst du vor mir, du freundlicher Morgen, da mir aufging die Sonne der Menschenliebe und des Menschenwohlwollens, da seh' ich dich noch du seltner Mann, mit dem Adel auf der hohen Stirn und den großen liebevollen Augen, aus welchen deine schöne Seele hervorsah, wie die Seele des Gerechten schaut aus dem klaren Jenseits in die dunkle, trübevolle Welt. Und ich beweine dich sehr, mein trauter Führer, ach daß du untergingst und deinem Israel erstarbest. O du täuschende und getäuschte Erdenwelt mit den Träumen und Seufzern, mit deinem Streben, die Lumpen deines geistigen Bettlergewandes zusammenzusuchen und die Flicken abzuborgen den Phantasmen, die du Glück und Glückseligkeit nennst. Immer hämmerst und pochst du in dem Grubenwerke hohler Hirngespinnste und der Steiger deines Aberwitzes treibt dich an zur endlosen mühevollen Arbeit und beim Herauslesen des echten Erzes, das dir Genuß gewähren soll,

verlangst du nach keinem Sonnenblick, der dich erquicken könnte, bis plötzlich die Bergglocke aufhört zu tönen und die Wasser stürzen und du froh bist, wenn dich der Eimer hastig aufnimmt und zu Tage fördert, um müde und abgelebt vor deinem Herrn die Sonntagsparade abhalten zu können.

Schweigend setzten wir unsere Reise fort, ich wußte nicht, wohin der Weg führe, aber je weiter wir an dem Tage kamen, desto mehr beflügelte mein Führer die Schritte und sein ganzes Wesen schien von einer frohen Hoffnung gehoben zu werden. Ich nahm Theil an seiner Freude, es war mir, als ginge auch ich einem glücklichen Abend entgegen. Endlich in der Dämmerung kamen wir in einem Landstädtchen an, er fragte nach einem Jehuda Kalir, man bedeutete ihn, daß dieser vor der Stadt, dicht am jenseitigen Thore wohne und daß er das Haus an zwei vor der Thür stehenden großen Kastanienbäumen erkennen würde. Kaum konnte ich ihm durch die stillen Straßen folgen, durch welche soeben die Heerden zurückkehrten, wo Kinder in frohem Tumulte spielten und die Feierabendglocke traulich vom Thurme erscholl. Wir kamen durch das jenseitige Thor, leicht fanden wir das bezeichnete Haus, wir eilten durch die offene Thür, da schritt aus dem Hofraume ein kleiner untersetzter Mann mit freundlichem, höchst anziehendem Gesichte, von der Stirn war ihm das rabenschwarze Haar nach dem Hinterhaupte zierlich gestreift, im Auge lag ein ganzer Himmel der Zufriedenheit und des innern Genügens. Beide Männer blickten sich lange an, endlich stürzten sie sich in die Arme. „Ben Kalir, mein Herzensfreund!“ rief ihm mein Führer zu. „Manasse, sehe ich Dich wieder?“ sprach tiefergriffen der fremde Mann. Und wie sie sich wieder ansahen, umarmten sie sich von Neuem in sprachloser Rührung. Mein Führer, dessen Namen ich hier zuerst hörte, schien begeistert. Er sah sich wonnetrunken im großen reinlichen Hausflur um und rief im feierlichen Tone: „Wie schön sind die Gezelte, wo der Friede wohnt. Sei gegrüßt Haus meines Freundes, glückliche Stätte der Eintracht, ach, wie athme ich auf in deinen Mauern, wie durchströmt das Seligkeitsgefühl, das das Leben meines Kalirs erwärmt mein Inneres. O, ich möchte diesen Moment des Eintrittes festhalten, es ist eine der Perlen, die die Schicksalswogen mir an's steile Ufer hinwerfen, mein Kalir, ich bin überglücklich!“ So traten wir ein in Kalirs Gemach. Eine schöne Frau kam uns entgegen, ein Knabe und eine Tochter saßen am Tische, Kalir stellte seine

Frau seinem Freunde vor. „Es ist Manasse, von dem ich Dir so viel erzählt, seine Ankunft ist uns keine unerwartete Freude, es ist mein Weib, es sind meine Kinder, von denen ich Dir schrieb, lange, lange säumtest Du, das Glück Deines Freundes zu sehen.“ — Auf das ganze Zimmer war ein wahrhafter Zauber häuslichen Glückes gegossen, der auf mich seinen wunderbaren Einfluß übte. Ich sah mich um, freilich nirgend die üppige Pracht, die mir, wenn eine Flügelthür beim Edelmann aufging, entgegen schimmerte, aber diese bürgerliche häusliche Ordnung war mir etwas Neues, nie Gesehenes. Dort in einer Ecke ein altes Klavier von Nußbaumholz, darauf die einfache, wollene Decke, um es vor dem Staube zu bewahren, ein freundliches Zeichen, daß die Kunst, wenn auch ungeziert und beschränkt, sich heimisch gemacht, dort der eichene Schrein, mit den glänzenden Tassen und den blanken zinnernen Kannen auf dem Gesimse, und zierliche Puppen und Figuren von Porzellan, Musikanten aller Instrumente vorstellend, die Pietät haftet an diesen Erbstücken mit kindlichem Sinn, die Wanduhr mit dem gleichförmigen Schlage und dem tiefen Domtone ihrer Feder, die die Stunden abmißt, die trüben und heitern, die langen Nächte verkürzt, und die Gedenktafel der Gegenwart ist; der Lehnstuhl am Ofen, der gelbe Sänger des Südens im Bauer, laut jedem Sonnenstrahl zutrillernd und auf dem reinlichen Fußboden der weiße, knisternde Sand — alles, alles die Verkünder häuslichen Friedens, aber es würdigt sie nur der in die Welt Hineingestoßene, es liebt und kennt sie nur, wer da draußen den Frieden verlor und ihn wiederfinden will, es sind Boten aus der Kindheit, die nur das kindliche Gemüth versteht. Und rings an der Wand die Bilder einiger berühmten Männer der Vorzeit und Gegenwart, es sind die Friedenswächter des Herzens! Ach, wie schaut ihr so ernst und wehmüthig auf den Knaben am Tische und das blühende Mädchen, waret ihr auch jung und euch wiegten die ersten sanften Gefühle der Unschuld ein? und ihr seid alt geworden und aus allem Kampf und Streit ist euch nicht wieder die Seligkeit erwachsen, die hier hauset, und die dunkeln, wolkigen und durchschimmerten Begriffe jener Zeit, sie ziehen nicht wieder so langsam durch die Seele — euer Leben hat für euch nur Laub, nicht Früchte getragen, und doch habt ihr erleuchtet mit euren Strahlen die Menschheit, erleuchtet mit der Gottesliebe, Men-

schen-, Kunst- und Wissenschaftsliebe, die uns durch das Gefühl der Unvergänglichkeit wieder aus der Todesasche ziehen.

Und es vergingen nur wenige Stunden, da war ich heimisch in diesem Hause. Die Hausfrau wurde mir eine zweite Mutter, die Naivetät der Kinder sprach das jugendliche Herz an, doch war ich schon über die Grenzlinie gegangen, um wieder in die einfache Kinderwelt zurückkehren zu können, ich war ein Jüngling geworden. Aber wohlthätig wirkte auf mich die ungestörte Ordnung des Hauses, wie eine Stunde die andere friedlich ablöste, wie ein Tag den andern beim Abschiede umarmte, wie sich Alles von selbst zu machen schien und Jeder den Werth der Zeit wohl kennend, doch mit ihr nicht geizte, wo es darauf ankam, dem Andern den geringsten Liebesdienst zu erweisen. — Wenig verließ ich Manasse, er begann für meine Geistesbildung zu sorgen. Hinter dem Hause war ein Garten, dorthin begaben in der Frühe des Morgens sich die beiden Männer und wir saßen in der Fliederlaube, sie lasen abwechselnd laut vor und ich und Immanuel (so hieß der Sohn Kalirs) mußten nur zuhören. Da hörte ich zum ersten Male das heilige Wort zusammenhängend vortragen, und wahrlich, wer es so hörte wie ich, dem wird es ein begleitendes wohltönendes Echo für das ganze Leben werden, ich hörte es vortragen von Manasse, wie er mit seinem wohlklingenden Organe jedem Worte die hohe Bedeutung gab, so daß die lebende Stimme ein tieferes Verständniß erschloß, als die weitläufigste todte Erklärung mit ihrem Ab- und Ausschweifen, ich vernahm es in der Ursprache, diesem von Israel bewahrten Kleinod der Sprachen, das der zierlichen Einfassung nicht bedarf, um sein Alter und seine Echtheit zu bewahrheiten, in dieser Sprache, die den Reim und Rhythmus nicht braucht, um Poesie zu werden, die den Begriff giebt in seiner Entstehung und seiner Ausbildung, jedes Wort eine Logik. Ich vernahm das heilige Wort zugleich in einer Uebertragung, die sich nicht fesselte an Vorurtheil und Nachbeterei der Altvordern, die lebendig war wie der Urtext, erhebend wie der Glaube, den es predigt. Welche Welt öffnete sich mir, jeder Satz eine Geschichte, jede Geschichte ein Bild des Lebens. O, wenn ich nachher sah, wie das heilige Wort unsrer Jugend mitgetheilt wird, ich wunderte mich nicht über die Gleichgültigkeit, mit der sie hört, über die Geringschätzung, mit der sie es verwirft, über die Abneigung, die entfremdend dazwischen tritt, ich bedauerte das Verhängniß,

das den Schmutz des Alltagslebens auch dem Heiligsten anklebt. Der Nachmittag war dazu bestimmt, daß wir unter Kalirs Anleitung unsere Kräfte selbst am Verständniß erprobten, da machte er uns aufmerksam auf jede feine Wendung, auf jeden scheinbaren Widerspruch, auf die hohe Beredsamkeit, wie sie als unnachahmbares Muster der Einfachheit schon in Jehuda's Rede vor Joseph liegt und in den Propheten eine unerreichbare Höhe erlangt, auf die Lyrik, in den ersten Uranfängen sich schon in der Schöpfungsgeschichte darthuend, anschwellend in den Gesängen und Reden des großen Gesetzgebers und für alle Zeiten blühend in den Psalmen des gekrönten Dichters, auf die Lebensweisheit, die schon in der Urgeschichte der Menschheit das höhere Leben mit dem niedern zu versöhnen strebt, den Menschen als Naturkind bis auf die Höhe des geselligen Lebens begleitet und in Salomons Lehren selbst die Gesetze der Lebensklugheit und politischen Selbstständigkeit allgemeingültig aufstellt, und wenn wir auf das Leben in Gott, das sich wie ein rother Faden durch die ganze heilige Schrift webt, kamen, worauf sie Alles zurückführt und das die Centralsonne ist, die Alles bewegt und erwärmt, — auf den Begriff dieser Gottheit selbst, die sich hier offenbart und wie sie ihre Strahlen senkt in die arme Menschenbrust und der Mensch in Gebet sich zu ihr emporhebt, worin er Alles sagen und wagen kann, sein Glück und sein Unglück, ungehört von unterirdischen Mächten, weil es Gebet ist — da wurden Kalirs Augen leuchtend, sein Gesicht schien verklärt, er war selbst ein Prophet des Herrn, dem sich der Himmel erschloß. — Auch von anderen Wissenschaften wurde uns einige Kunde und wir lernten die Elemente um so leichter, je sinnreicher Kalirs Methode war und je geschickter er aus uns selbst jede Fertigkeit zu entwickeln verstand. Wenn dann der Abend kam und das helle Roth am Himmel auf Feld und Flur den magisch zarten Schein warf, durchwanderten wir wohl den nahen Forst und lauschten dem Gesang der Nachtigallen und athmeten die erfrischende Kühle, dann hörten wir die Männer sprechen von den Geschehnissen der Vorzeit, und immer war bei Kalir Israel das Hauptthema, auf das er zurückkam. Auch las Kalir dem Freunde eines seiner poetischen Erzeugnisse vor, unter welchen eines, das ich später abschrieb, mir Glanzseiten in der Geschichte Israels eröffnete, die diesem selbst sehr fremd und unbekannt blieben, und in welchem ich das ehemalige Leben unseres Volkes in ganz anderm

Lichte kennen lernte, als es in meinem Dörflein möglich war, möglich gewesen wäre.

Noch einigen Monaten trennte sich Manasse wieder von uns. Er wurde Geistlicher in einer kleinen Gemeinde Polens. Ich blieb bei Kalir, in dessen Hause und Familie ich körperlich und geistig aufblühte: die zärtlichste Freundschaft verband mich mit Immanuel. Kalir wurde für mich das Ideal aller menschlichen Größe: Tugend, Wissenschaft, Thätigkeit, alle Vorzüge schienen mir in ihm vereint. Sie waren es auch.

Und dennoch — kaum möchtest Du es glauben — dennoch stand dieser Mann meiner Anbetung und Verehrung schon damals mit einem Fuße außerhalb der Religion, die er mit so heiligem Eifer lehrte. Ich war mehrere Jahre in dem Hause. Manasse schrieb fleißig und erkundigte sich nach mir, er konnte nur die besten Nachrichten über mich hören, denn mit regem Eifer trieb ich Alles, was man zum Gegenstande meines Unterrichts bestimmte. Es bestand in der Vorbereitung zur jüdischen Theologie und im Lesen deutscher Werke. Ich wurde als Kind in der Familie angesehen und ich selbst gehörte ihr mit allen Schlägen meines Herzens an. Unser Leben floß wie ein stiller Bach dahin. Jetzt wurde es mir auffallend, daß Kalir oft viele Stunden in seinem Zimmer mit einem fremden Manne eingeschlossen war, der vor Kurzem aus der Ferne angekommen und Wohnung in unserem Hause genommen hatte. Der Fremde gefiel mir nicht; er war ein hagerer Mann, auf dessen langer Gestalt sich der kleine Kopf mit dem blonden Haare sonderbar ausnahm. Die Augen waren glanzlos und ruhten gleichgültig und ohne Theilnahme auf denen, die er ansah und mit denen er sprach. Beim Sprechen nahm sein Ton eine gewisse Feierlichkeit und Gemessenheit an, selbst dann, wenn nur gewöhnliche Dinge berührt wurden. Mir war es unbegreiflich, wie Kalir mit diesem Manne so viel verkehren und, wie es schien, eine tiefe Verehrung vor ihm hegen konnte. Auch Rosalien schien der Mann nicht zu gefallen und sie behandelte ihn sehr kalt. Zuweilen sah ich sie im Stillen weinen; sie trocknete, wenn man sie überraschte, schnell das Auge und schalt auf Rauch und Staub, die doch nicht vorhanden waren. Auch den Kummer des edlen Weibes konnte ich nicht ergründen, denn im

Hauswesen herrschte noch immer dieselbe Behaglichkeit und dieselbe Ordnung wie zuvor, ja es schien sogar, als wenn eine reichere Fülle in's Haus gekommen wäre, denn unsere Lebensart wurde besser und feiner. Auch Kalir konnte, nach meinem Ermessen, nicht die Ursache des Grames seiner Gattin sein, denn seine Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit für dieselbe waren wo möglich noch größer geworden. Ich klagte bei mir den Fremden als Ursache der im Hause fühlbaren Veränderung und der Thränen der verehrten Frau an, obgleich er mit ihr wenig in Berührung zu kommen schien, und wann es geschah, ihr mit großer Artigkeit begegnete. Auch der Unterricht Kalirs bekam einen anderen Charakter. Es lag etwas Gedrücktes und Wehmüthiges in seinem ganzen Wesen, nicht mehr die hohe Freudigkeit und Klarheit in seinem Vortrage. Oft unterbrach er ihn plötzlich, schloß das Buch zu oder ging sinnend und nachdenkend auf und nieder. Auf den Spaziergängen begleitete uns oft der Fremde, Herr Matten, wie er genannt wurde. Dann gingen die beiden Männer in eifrigem Gespräch voraus und wir Andern waren uns selbst überlassen.

Kalir verreis'te mit dem Fremden auf einige Wochen. Die Briefe, welche Rosalie sehr oft erhielt, schienen sie nicht zu erfreuen und zu trösten, mit einem tiefen Seufzer legte sie dieselben oft fort. Kalir kam ohne den Fremden wieder. Wir waren glücklich, diesen nicht wiederzusehen, aber es blieb demnoch beim Alten. Statt des Herrn Matten besuchte uns oft ein höherer christlicher Geistlicher einer benachbarten Stadt, mit dem Kalir Stunden lang auf seinem Zimmer verweilte. Da Kalir ganz unabhängig vom Ertrage literarischer Arbeiten lebte — er hatte eine Menge kleiner Werke in hebräischer und deutscher Sprache und viele Aufsätze in Zeitschriften geschrieben — so glaubte ich am Ende, daß er mit den Fremden über eigne Schriften spräche und verhandelte. Die Unbehaglichkeit im Hause wurde immer größer, als es offenbar wurde, daß man Haus und Ort verlassen wollte, als jenes einem neuen Miether verpachtet und der Aufbruch vorbereitet wurde.

Das Räthsel löste sich jetzt.

An einem Nachmittage, als wir eben vom Tische aufgestanden waren, trat Manasse ein. Ach, auch mit diesem war eine sichtbare Veränderung eingetreten. Sein Blick schien verstört, im Gesichte lag eine

tiefe Trauer und Bekümmerniß, das schwarze Haar war zum großen Theil ergraut. Und welcher Unterschied in seinem Empfang! Zwar umarmten sich die Männer, aber es lag nicht jene Gluth der Freundschaft in der Umarmung, wie ich sie beim ersten Zusammentreffen geschaut, wie sie mein jugendliches Herz entzückt hatte. Manasse schluchzte laut, Kalir schien betreten, man sah ihm die Anstrengung an, sich sammeln zu wollen, sein Gesicht verrieth mehr Verlegenheit als Freude. Rosalie setzte sich auf ihren Sessel am Fenster und hielt ein Taschentuch vor ihre Augen. Sie bot dem Freunde Erquickungen an, er schlug sie aus.

„Ich kann weder Speise noch Trank in Deinem Hause berühren, mein Kalir, ehe es nicht klar zwischen uns geworden ist."

Kalir hieß uns das Zimmer verlassen.

„Du kannst Deine Kinder entfernen, geliebter Freund, aber dieser da (auf mich zeigend) gehört mir. Er soll das Gespräch anhören, er weicht nicht von meiner Seite!"

Rosalie stand auf, sie faßte weinend meine Hand und zog mich an sich.

Eine feierliche Stille herrschte eine Weile im Zimmer, die meine Bangigkeit noch vermehrte. Kalir ging einige Schritte auf und ab, dann blieb er stehen und mit ruhiger Miene fragte er: „Nun, mein Manasse, was hast Du mir zu sagen?"

„Ich werde bald zu Ende sein," erwiederte Manasse. „Ist es wahr, daß Du verlassen willst den Gott unserer Väter, daß Du abtrünnig geworden dem Glauben unserer angestammten Religion, die Du selbst Jahre lang mit feuriger Begeisterung gelehrt und vertheidigt hast?"

„Ich will ihn nicht verlassen," sagte Kalir gerührt, aber fest, „den Gott unsrer Väter — er ist und bleibt mir Jehovah, der allmächtige Vater, aber eine neue Offenbarung ist mir geworden in der Liebe, mit der er den Sohn geschickt zur Erlösung der Welt; in ihm ist erfüllt, was die alte Lehre verheißen und verkündet hat."

Manasse bedeckte sein Angesicht mit seinen Händen.

„Die Gnade Jehovah's ist mir geworden," fuhr Kalir fort, „sie ist gekommen als frohe Botschaft in mein Haus und hat den Geist erleuchtet und das Herz erfrischt."

Manasse lachte in einem herzzerschneidenden Tone auf und sprach mit Bitterkeit:

„Wir wollen hier nicht erneuern das alte Wortgefecht und den alten unfruchtbaren Streit über den Jehovah, der da ist Vater und Sohn zugleich und deren Geist noch ein besonderer göttlicher Theil. Wir wollen uns nicht in die theologische Streitarena begeben, wir alten Freunde, die seit frühester Zeit über die heiligsten Angelegenheiten in Uebereinstimmung gelebt haben und deren Freundschaft durch diese Uebereinstimmung großgezogen und genährt wurde . . .“

„Meine Freundschaft für Dich ist dieselbe geblieben, Manasse,“ unterbrach ihn Kalir.

„Lüge nicht,“ rief Manasse entrüstet aus. „Ist die Lüge die erste Frucht Deiner Bekehrung? Deine Freundschaft ist kalt geworden, weil Du weißt, daß mir die Gnade nicht kommen und mich erleuchten wird, die Dich zum andren Menschen gemacht hat, weil Du überzeugt bist, daß mein Charakter zu fest ist, als daß das Licht in ihn dringen könnte. Weil ich nicht mit Dir gehe, ist die Freundschaft schwach in Dir geworden und es wird nicht lange dauern, so wird der Haß einziehen gegen den Stamm, den Du verlassen willst. Prüfe Dich, Kalir, und ich will nicht selig werden, wenn Du die Wahrheit meiner Behauptung nicht im Innern Deines Herzens bestätigt findest. Es mag aber darum sein, ich will nicht streiten mit Dir über den Gott Jehovah, der wie ein Schulmeister seinen Kindern die Lehre in Pensis und Stücken beibringt, Jahrtausende lang der Vater und die Allmacht bleibt, dann als Sohn und Liebe sich offenbart, der den Mose für unwürdiger der vollen Wahrheit hält, als das verkommene Geschlecht nach einem Jahrtausend. Fern sei es von mir, den Glauben und den Trost meiner Mitmenschen anzutasten, die ich liebe, wenn sie in Treue und Wahrhaftigkeit ihrer angestammten Religion anhangen; aber ich verachte den Ueberläufer, der sich und Andere täuscht. Täuschung ist's, denn was Dich Deiner Nation entfremdet, es ist nicht die volle Ueberzeugung, in die Du Dich selbst aus Furcht vor der eignen Lüge hineinschmuggelst, es ist der Ehrgeiz, der Dich aus den engen Schranken heraustreibt, der Dir andere Bahnen verspricht, Du willst mit dem Pfunde wuchern, das Du in Israel und durch Israel erwor-

ben. Unsere Wege gehen aus einander. Scheidel nehme ich mit mir. Lebt wohl!"

Ich stand wie vom Blitze getroffen. Kalir nahm sein Weib in die Arme und rief: „Wenn sie Alle gehen, Du bleibst bei mir. Laß ab vom Weinen, Deine Thränen wird die Liebe trocknen, wie sie die Liebe vergießen läßt!" Den Beiden trat ich näher, ich faßte ihre Hände und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. Sie waren meine Wohlthäter gewesen und hatten Segen gespendet über mich. Wir schieden.

Manasse nahm mich zu sich, auch mit ihm war eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Er blieb nicht der aufgeklärte Mann. Immer tiefer arbeitete er sich in die kabbalistischen und mystischen Schriften unsrer Nation hinein, immer strenger wurde die Askese, in der er lebte und zu der er auch mich anhielt, immer abgeschlossener wurde sein ganzes Wesen und Tage und Nächte schloß er sich in sein Zimmer ein und lag über Folianten, zeichnete Figuren und wies diejenigen stolz zurück, die von ihm Belehrung verlangten. Die Gemeinde wurde unzufrieden, sie stellte ihn zur Rede, sie verwies ihm seine Nachlässigkeit, denn selbst beim Gottesdienste war er nur selten gegenwärtig. Er gab den Dienst auf und zog nach Rußland, in eine chassidäische Gemeinde, wo er Jahre lang in großem Ansehn stand, bis er starb. Kalir wurde indeß christlicher Geistlicher und sogar Consistorialrath. Er erlangte ein großes Ansehn, eine bedeutende Wirksamkeit und ein ansehnliches Vermögen. Immanuel studirte die Rechte.

Ich war auf mich selbst angewiesen und da ich keinen Menschen hatte, der sich meiner annahm, so blieb ich in der Gemeinde, deren Geistlicher Manasse gewesen, und versah den Dienst eines Cantors und Schächters. Was mußte ich da leiden! Wie verbitterte die Unterwürfigkeit, in der man mich hielt, mein Leben. Ich war aber fleißig für mich, ich studirte emsig in allen Theilen unserer Literatur. Als es zu arg wurde, als ich es auch anderswo nicht besser fand — und nach jedem Halbjahr den Ort und den Dienst wechseln mußte, da warf ich allen Dienst hinter mich, zog nach meinem Geburtsort, von dem ich in die Welt ausgewandert war, und wurde nicht fliegender, aber ziehender Buchhändler. Vor Jahren war es, als ich in einem Städtchen Schlesiens übernachtete. Ich stand früh auf und wollte meine Wandrung fortsetzen, als ein Po-

lizist eintrat und mich festnahm. Ich sollte eines Diebstahls verdächtig sein, dem Wirthe war eine Uhr gestohlen worden. Man steckte mich ein — ich blieb ruhig im Gefühle meiner Unschuld. „Er wird Dein Recht wie Licht vorführen!“ tröstete ich mich. Ich wurde vor den Richter geführt, er schrie mich barsch und hart an. Da trat ich an die Schranken und sah dem Richter scharf in's Angesicht. Es war Immanuel, der Sohn Kalirs. „Wohl,“ sagte ich, „wohl, Herr Richter, ist mir viel gestohlen worden. Mir sind die Freuden meiner Jugend und die Kräfte des Mannes gestohlen, man hat mich um mein Lebensglück und die Manneswürde betrogen, man hat mir das Recht des Menschen und des Bürgers schon im Mutterleibe geraubt, aber ich habe noch nie einem Menschen das Geringste geraubt, ich habe das nicht gelernt, bei Manasse und Kalir.“ Der Richter sah auf zu mir. In demselben Augenblicke brachte ein Beamter die gestohlene Uhr, die man einem Vagabonden abgenommen hatte.

Der Richter schien mich nicht zu erkennen, aber als ich fortging, wollte er mir ein Geldstück in die Hand drücken. Ich gab es ihm lächelnd zurück. „Herr Richter, ich habe auch bei Manasse und Kalir nicht betteln gelernt,“ sagte ich, schüttelte den Staub von meinen Füßen und ging davon.

Sieh, mein Sohn, ich bin vergnügt in meinem Gott und meinem Glauben, in meinen Büchern und meinen eignen Gedanken. „Wer ist reich?“ fragen unsere Weisen. „Wer sich begnügt mit seinem Theile,“ lautet die Antwort. Ich begnüge mich mit meinem Theil der Bildung, mit meinem Theil Kraft und Gesundheit, mit meinem Theil Armuth und Entbehrung, mit meinem Theil an der Tafel, die ausgebreitet hat der ewige Vater für seine Menschenkinder hienieden und — dort, dort!

40.

Rettung. — Magister's Tod. — Neue Aussichten.

Ich wache ja! O, laßt sie walten
Die unvergleichlichen Gestalten.
So wunderbar bin ich durchdrungen,
Sind's Träume? sind's Erinnerungen.
Goethe. (Faust.)

Wenige Wochen nach Scheidels Abreise erhielt ich von ihm einen Brief.

„Ach, mein Sohn, ich bin müde dieser Welt, in welcher ich bei „den ärgsten Bettlern an Verstand und Gemüth den Bettler um Brot „machen muß. Es ist aus mit Israel, denn sie werden stolz und über„müthig und da der Druck von ihnen nachläßt, fangen sie selbst an „zu drücken unter einander. Da habe ich Vielen Deine und des Ma„gister's Geschichte erzählt, die meisten haben die Achseln gezuckt und „gemeint: Leipzig wäre weit und sie hätten mit den Ihrigen zu thun, „einige waren Schurken genug, mir nicht zu trauen und glaubten, ich „bettle unter fremdem Aushängeschild. Wenige, deren Herz offen war „den Bitten, sie hatten aber wirklich selbst nicht viel. Nun, da hast „Du die Resultate meiner bettlerischen Wirksamkeit. Du weißt am „besten, wie Du es anzuwenden hast, ich bin von der Natur nicht zum „Rathgeber gestempelt, zum Rath ist mein Verstand zu klein, zur That „mein Arm zu schwach. Weinen und Trauern über Alles, das kann „ich am besten. Ich gehe aber nun nach Polen, da will ich mein „Häuschen verkaufen und mir nur die Stube zum Altentheil behalten. „Das Geld sollst Du haben, dafür studire fertig. Bis dahin hat wohl „Gott den Magister in seine große Irrenheilanstalt genommen, wo er

„sie heilet auf der Schaukel der Sphären und auf dem Drehstuhl „seiner Sonnen, vor Allem gewiß mit dem Hauche seiner Liebe, oder „irgend ein Mensch hat sich seiner erbarmt und Deiner. Lebe wohl, „mein Studio. Gott mit Dir!“

Scheidel.

Ich habe aber nie wieder etwas von ihm gehört.

Nach wenigen Monaten war meine Lage wieder die verzweifeltste. Ich ging zu einigen akademischen Lehrern, die ich für die humansten hielt. Sie schalten mich aus, statt zu helfen. Sie hätten, meinten sie, mit großem Mißfallen gesehen, daß ich die so schön begonnenen Studien vernachlässige und meine Laufbahn verderbe. Ich sollte den wahnsinnigen Mann verlassen und die städtischen Behörden würden dann wohl gezwungen sein, ihn zu übernehmen und irgendwo unterzubringen. So lange sich eine Seele um ihn bekümmere, würde man, zumal in so bedrängter Zeit, nicht daran denken, mir die Sorge abzunehmen. Ginge ich weg, so gestalte sich sofort die Sache anders. Ich fühlte wohl, daß in den Vorwürfen etwas Wahres läge, aber ich konnte mich nicht entschließen, meinen unglücklichen Wohlthäter auf's Gerathewohl zu verlassen und wenn auch meine ganze Zukunft darüber zu Grunde gehen sollte.

So war der Sommer gekommen. An einem heißen Junitage machte ich noch spät einen Spaziergang nach den Gärten um die Stadt. In Gedanken versunken, kam ich an die Elster, deren Ufer ich entlang wandelte. Eine tiefe Wehmuth ergriff mich. Ich sah in's Wasser und es war, als wollte mich eine magische Macht hinunterziehen in die kühle Gruft. Ach, dachte ich, wie schön wäre es, du lägest da unten im Wassergrabe, dann wäre es mit aller Herzensangst vorbei. Bald lächelte ich. Davonlaufen vom Magister, wie die Herren rathen, willst du nicht, aber hineinspringen in die Elster, das wäre ein noch feigerer Verrath und das Ende für ihn dasselbe!

Da war der Horizont mit finstern Gewitterwolken bedeckt. Blitze kreuzten sich und ein furchtbares Donnerwetter zog über den Fluß. Ich konnte nur wenige Schritte vor mich sehen, hörte aber das Plätschern von Badenden. Ein starker Schlag fiel, fast in demselben Momente hörte ich einen Hülferuf. Ein Blitz erleuchtete den Fluß und ich bemerkte mehrere Menschen am jenseitigen Ufer, die wohl eben aus dem Flusse

gestiegen waren, zugleich aber einen Einzelnen, der dem Ufer, wo ich stand, näher, mit den Wellen rang, nur noch einen Arm über die Oberfläche hinausstreckte und dem völligen Sinken nahe war. Mit hastiger Eile warf ich den Rock und die Stiefeln ab und stürzte in die Wellen nach der Stelle hin, wo ich den Arm bemerkt hatte. Das Schwimmen hatte ich in früher Jugend in der Heimath geübt, hier kam es mir zu Statten. Gott führte mich zur richtigen Stelle, ich faßte bald den Verunglückten, zog ihn an den Haaren aufwärts, umfaßte ihn, obgleich er mich immer wieder in die Tiefe zog, mit einem Arm und ruderte mit dem andern und mit den Füßen gegen das Ufer. Mit unsäglicher Kraftanstrengung und in steter Lebensgefahr gelang mir die Rettung. Erschöpft sank ich mit meiner Beute am Ufer hin. Es war ein junger, schöner Mann, er schien leblos. Ich warf mich auf den Körper, legte meinen Mund an den seinen und hauchte ihm Athem ein. Die Hand legte ich auf die Gegend seines Herzens und, welche Freude! es schlug lebhaft. Ueber uns zogen die Wetter des Herrn, die Donner rollten, der Wind trieb die aufgeregten Wellen des Flusses, der Regen fiel in Strömen herab. Da vernahm ich das Geräusch eines heranrudernden Nachens, und die Männer vom jenseitigen Ufer waren herübergekommen. Es waren Studenten. Angstvoll erkundigten sie sich nach dem Verunglückten. Ich lag noch auf ihm und suchte ihn mit meinem Körper zu erwärmen und Lebensodem einzuhauchen. Das Athmen kehrte zurück, das Gewitter war vorübergegangen. Aber was jetzt mit dem Verunglückten beginnen? Einer machte den Vorschlag, ihn nach der nächsten Wohnung zu schaffen. Wir brachten ihn, nachdem er nothdürftig mit Kleidern bedeckt war und wir Uebrigen uns angekleidet, nach einem Gartenhause, dessen Thür wir gewaltsam einschlugen. Ein Anderer eilte nach der Stadt und besorgte eine Sänfte. So kamen wir in der Wohnung des jungen Mannes an.

Er hieß Karl von Rosau, studirte Cameralia und Kriegswissenschaft, da er sich zum Militärdienste vorbereiten wollte. Es war ein schöner Jüngling von sehr einnehmendem Wesen. Die liebenswürdigste Sanftmuth war der Grundzug seines Charakters. Seine Eltern waren Gutsbesitzer in der güldenen Aue.

Wir verließen ihn in der Nacht nicht und holten auch bald einen Arzt herbei, der uns die nöthigen Anweisungen gab. Nach Mitternacht hatte er

sich ganz erholt, das Bewußtsein war nur noch verdunkelt. Von den Studenten wurden mir die größten Lobeserhebungen ertheilt, ich lehnte sie natürlich ab. Aber seit der Zeit knüpfte mich eine innige Freundschaft an Karl von Rosau. Ich besuchte ihn noch öfters, bis er gänzlich hergestellt war. Eines Morgens öffnete sich die Thür und er trat bei mir ein, um mir den ersten Gegenbesuch zu machen. Ich saß bei dem Magister, dem ich eben den Kaffee gereicht und mit dem Löffel eingeflößt hatte, denn er war nicht mehr fähig, sich selbst zu helfen.

Mit Erstaunen sah Rosau zu, seine Augen starrten mich an.

„Mensch," redete er mich endlich an, „wer bist Du und in welcher Lage befindest Du Dich. Mensch, was führst Du für ein Leben, Du eilst dem Untergange zu."

Nach Erklärung der näheren Umstände, auf die er mit großer Beharrlichkeit drang, sagte er: „So kann es nicht bleiben! Du hast mir mit Gefahr Deines Lebens das meinige gerettet, ein Schurke wäre ich, wollte ich Dich untergehen lassen. Noch in dieser Woche muß es anders werden. Ich habe hier einflußreiche Freunde, der Mann soll auf's Land geschafft und in ein Predigerhaus aufgenommen werden, wo man ihn pflegen und behüten kann. Für die Mittel sorge ich. Dich aber will ich dem Leben und der Wissenschaft zurückgegeben wissen!" Noch an demselben Tage begann er, die nöthigen Schritte zu thun.

Ein größerer Erlöser kam. —

Einige Tage darauf weckte mich in der Nacht eine bemerkbare Unruhe des Kranken. Ich trat an sein Bett, ein Blutstrom war über die Decke desselben ergossen, ich bemerkte, daß er aus Mund und Nase des Unglücklichen herrührte. Zugleich aber war der Blick des Kranken sehr verändert, die starren Gesichtszüge waren bleicher, menschlicher geworden. Er sah mich an, und die bisher todten Augen glänzten von einer stillen Freude. Wie groß war mein Erstaunen, als er redete.

„Benedicte, bist Du da? Benedicte, ich habe einen schweren Traum geträumt, Finsterniß bedeckte den Erdball."

Er seufzte tief auf, das Gesicht war leichenblaß. Ich stand erstarrt da.

Er begann wieder: „Benedicte, bist Du da? Sieh, Gott ist das All und das Eins, aber doch Person, denn er liebt mich. Er ist nicht

Natur, er ist Herr. Er ist die allumfassende Gewalt und doch Ich! Ja, das erste, unvergängliche Ich ist er!"

Ich bat ihn, das Sprechen zu lassen. Die Sonne schickte ihre ersten Strahlen durch's Fenster und erhellte sein Antlitz.

„Benedicte, es wird Tag. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, die Ehre Ehls*), ja er ist Ehl! Ein Tag strömt es dem andern zu, und Nacht verkündet es der Nacht."

Ich reichte ihm einen Trunk Wasser und ging mit mir zu Rathe, was ich zu beginnen hätte.

Er sah mich freundlich an.

Es wacht mein Geist, er will zum Licht sich schwingen,
Die Seele will hinauf zur Wahrheit dringen.
Vorbei der Kampf, vorbei das schwere Ringen,
Dir Ehl, Dir Gott, will ich das Loblied singen.

Hallelujah! rief ich, indem ich niederkniete.

Hallelujah! tönte es mit sterbender Stimme. Dir Jah! Ehl! Erlöser!

Ein kurzer Todeskampf endete das Leben des Magisters. Der stille Friede lag über dem Gesichte des Todten. Ich dankte Gott, daß er ihm ein solches Ende verliehen, noch einmal war der Strahl des Menschenthums, der Göttlichkeit in die umnachtete Seele gefallen!

Seiner Leiche folgten nur ich und Karl von Rosau. Je mehr ich den Jüngling kennen lernte, desto mehr fühlte ich mich zu ihm hingezogen. Sein Herz schwärmte für alles Gute und Edle, jedes Vorurtheil bekämpfte er mit dem prüfendsten Ernste, mit lichtvoller Wahrheitsliebe. Dabei hob sein ganzes Wesen die feine Sitte, ein äußerer Anstand, eine anmuthige Beweglichkeit. Es war das erste Mal, daß ich einem christlichen Jüngling näher stand und ich fühlte im Umgang mit ihm einen gewissen Stolz, ich lernte viel von ihm, wenn ich ihn auch an Lebenserfahrung übertraf. Was mich schmerzte, war, daß ich in eine Art äußerer Abhängigkeit gerieth, wenn auch seine innige Freundschaft, seine gesellige Bildung und Gewandtheit jeder Wohlthat mit einem Anstrich des Scherzes den Charakter einer leichten, wenig verpflichtenden und sich von selbst ver-

*) Ehl אֵל „allmächtiger Gott."

stehenden Gefälligkeit zu verleihen verstand. Ja, mit zartem Tact berührte er nie den ernsten und ersten Moment unserer Bekanntschaft, unser erstes, nasses Zusammentreffen wieder, aus Furcht, daß ich das, was er für mich that, als eine Art Entgeltung der Dankbarkeit ansehen möchte. Seine Freundschaft war auch keine überströmende, leicht verlöschende Gluth, die anfangs brennt, nach und nach abkühlt. Im Gegentheil! Erst nach und nach näherten und erkannten sich unsre Seelen.

Als sich eines Abends bei einem Spaziergange nach dem Rosenthale das Gespräch auf meine Zukunft lenkte, sagte er ernst:

„Ich will Dir, lieber Franz, meinen Plan und meine Absichten mittheilen. Die Ferien beginnen bald. Du bist an Gesundheit des Körpers und an Frische des Geistes zurückgekommen. Wir wollen in der schönen Herbstzeit eine Reise in's Gebirge machen, dann sollst Du mich zu meinen Eltern begleiten. Ich hoffe, Du wirst auf solche Weise die nöthige Erholung finden. Die ärztlichen Studien mußt Du verlassen. Du bist zu viel Gemüthsmensch und zu weich, um einst mit Erfolg als Arzt zu wirken, auch sind durch Deine früheren Studien und noch mehr durch die verlebten trüben Zeiten, Deine Sinne zu sehr von der äußeren Welt abgezogen. Ehe Du die nöthige Härte des Geistes erwirbst, ist vielleicht der schönste Theil Deines Lebens dahin. Du mußt jetzt von der Universität fort und eine Zeit lang in's wirkliche Leben treten. Du kennst dies nicht, trotzdem daß Du so viel erfahren und gelitten, ja, eben weil Du so viel gelitten hast, denn das Urtheil über Welt und Menschen wird unter dem Druck bitterer Verhältnisse einseitig und beschränkt. Fast habe ich den Rahmen fertig, in den ich das Bild Deiner Zukunft, wie es mir vorschwebt, bringen will. Ich mache Dir Mittheilung darüber nach Vollendung unserer Reise.

Karl hatte Umgang mit einigen braven Jünglingen unter den Studirenden, auch Zutritt in einige der vornehmsten Häuser. Er zog mich nach und nach in den Kreis einer frohen Geselligkeit. Ueberall wurde ich freundlich aufgenommen. Das war eine für mich ganz neue Seite des Lebens. Der Umgang mit theils strebsamen und ernsten, theils ihr Leben in harmloser Freude und im fröhlichen Genuß verbringenden Jünglingen war mir bis jetzt versagt gewesen, die angenehmen und erhebenden Stunden im geselligen Kreise hatte ich nie gekannt. Die Achtung, welche mir diese

Jünglinge erwiesen, erhöhte mein Selbstgefühl. Sonderbar. Meine eifrigsten Studien, der sittlichste Lebenswandel, die Aufopferung, die ich einem alten, wahnsinnigen Mann zu Theil werden ließ — alles Dies hatte auch nicht die geringste Aufmerksamkeit auf mich gelenkt, man mied mich fast, und gar zu oft hörte ich in den Collegien flüstern: „Das ist der Jude, der bei'm verrückten Magister wohnt" — eine einzige That, die von einem momentanen Muth hervorgerufen ward, auf die ich nicht das geringste Gewicht legte, sie war im Stande, mir Achtung und Liebe, Aufmerksamkeit und Lebensgenüsse zu verschaffen. Vielleicht nur darum, weil sie an einem edlen, reichen Jüngling geschah? fragte ich mich oft und tadelte mich dann in demselben Augenblicke ob dieser Frage, die als Frage an die Gerechtigkeit der Menschen mein Gewissen belastete.

An einem schönen Septembertage rückten wir aus Leipzig aus und begannen unsere Wanderschaft durch Sachsen und Böhmen und bestiegen die Kuppen der sächsischen Schweiz, des Erz- und Riesengebirges. In der großen, schönen, wilden Natur, in den herrlichen Gegenden des Böhmerlandes, da öffneten sich unsre Herzen gegenseitig, wir schlossen den Freundschaftsbund auf ewige Zeit mit aller Begeisterung der Jugend, mit allen Gefühlsregungen, welche die damalige Zeit in Literatur und Gesellschaft hervorgerufen hatte und begünstigte. Ich war glücklich mit meinem Karl, mit Gottes erhabener Schöpfung, mit der ganzen Welt. Dennoch konnte ich eine stille Melancholie, den Grundzug meines Charakters, nicht bewältigen. Ich fühlte einen Zwiespalt in mir zwischen meinem Streben und meinen Leistungen, zwischen meinem Wollen und zwischen meinem Können, zwischen meiner Vergangenheit und der Gegenwart; der schneidende Contrast beengte meine Brust, mir hatten die sanften Uebergänge von einer Stufe des Lebens zur anderen gefehlt, es war überall Sprung, Zufall, Ereigniß, nicht ureigne, schaffende Kraft.

Dieser Trübsinn fand noch mehr Nahrung in der Familie meines Karl, der er mich nach der Reise vorstellte und die ihre Tage in ruhigem Frieden auf einem stillen, romantischen Landsitz verlebte. Zwar gehoben durch die Liebe aller Mitglieder und durch die Sorgfalt, mir meinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, fühlte ich dennoch, was mir von Jugend auf gefehlt hatte — dieser sanfte, belebende Einfluß des mütterlichen und väterlichen Herzens auf Bildung und Lebensansicht,

dieser traute Familienkreis, der die schönsten, lieblichsten Blumen um uns breitet, diese Brüderlichkeit und Geschwisterliebe, die in edlen Seelen nie erstirbt, diese Theilnahme der Hausgenossen und Nachbarn am Wachsthum und Gedeihen der jungen Pflanze.

Karl fühlte dies mit mir, wenn er auch nicht davon sprach. Eine Unpäßlichkeit seines Vaters verzögerte unsern Aufenthalt bis in den Spätwinter hinein, da Karl die Geschäfte besorgen mußte, worin ich ihm treulich und nach Kräften beistand. Ich benutzte zugleich die Zeit, historische Studien zu treiben und die neuere Literatur kennen zu lernen, in welchen Fächern ich noch sehr zurück war.

„Nun, mein Franz, wollen wir ein ernstes Wort sprechen," sagte mir Karl am Tage des Frühlingsanfangs. „Ich habe mit meinem Vater über Dich Rücksprache genommen. Es ist am besten, Du widmest Dich der diplomatischen Carriere und zwar werden Deine Kenntnisse der orientalischen Sprachen, wenigstens die Grundlage, die Du darin zur ausgebreiteten Wissenschaft gelegt, verbunden mit den geschichtlichen Studien, die Du jetzt treibst, Dir durch Empfehlungen meiner Freunde gefördert, am besten den Weg bei unsern orientalischen Gesandtschaften bahnen. Es wird leicht werden, Dir nach einigen Jahren einen Posten als Gesandtschaftssecretär zu verschaffen, und es steht Dir dann eine glänzende Laufbahn bevor. Die Rückkehr zur Universität ist nicht nöthig, es reicht hin, daß Du auf dem betretenen Wege weiter schreitest."

Die Idee gefiel mir, sie beschäftigte meine Phantasie und leitete mich auf ein gewisses Ziel hin.

„Wie aber," frug ich, soll sich meine nächste Zukunft gestalten?"

„Es ist vor Allem nothwendig, daß Du Ruhe zur Vorbereitung findest und zugleich durch die Bewegung in einem feinen, geselligen Kreise den Grund zu derjenigen Gewandtheit und äußeren Tournüre legst, die Dir einst vonnöthen. Diese muß Dir unter allen Umständen ein Vortheil sein. Ein Freund meines Vaters, ein Herr von Rühsdorf, sucht einen Erzieher für seine Kinder. Die Familie ist sehr gebildet, hat vielen Umgang und ist von bedeutendem Einfluß. Das Gut ist herrlich gelegen. Es ist schon gesorgt, daß Du im Mai dort eintreten könnest. Aber vor Allem muß ich Dir eine Nothwendigkeit eröffnen. Dort mußt Du von Deinem Glauben, von Deiner Nationalität gänzlich abstrahiren. Du

brauchst sie nicht offenbar zu leugnen — dazu ist keine Gelegenheit vorhanden, aber ich sehe nicht ein, warum Du sie überall vor Dir hertragen und Dich zum Sklaven eines einmal herrschenden, tiefgewurzelten Vorurtheils machen sollst, an dem Du keine Schuld trägst. Warum sollte sich dies auch nicht mit den Grundsätzen eines geläuterten Kosmopolitismus, einer höheren wissenschaftlichen Bildung vertragen? Sei einmal Mensch und nur Mensch, wirf' Alles weg, was hinter Dir liegt, ich bitte Dich darum, thue es aus Freundschaft für mich!"

Ich reichte ihm die Hand und willigte ein.

Im Mai reis'te ich nach Rühsdorf. Ach, der Zwiespalt zwischen meinem Innern und meinen Verhältnissen brach bald aus. Ein unglückliches Verhängniß ließ mich nicht lange dort, wo ich schöne Tage verlebte. Es trieb mich von dannen, ich eilte nach dem Orient, nach Jerusalem — ich wollte mich wieder finden — ich fand mich wieder, um mich wieder auf lange Zeit zu verlieren. —

41.

In den Königsgräbern.

> Der, der! schick' ihn fort,
> Was will der an dem heiligen Ort?
> Goethe. (Faust.)

Frühling war wieder in Judäa! Die Winter- und Regenzeit war vorüber, eine milde Sonne vergoldete die Spitzen der Berge, die Matten waren grün und das Laub der Feigen und Oliven prangte frisch und dem Auge wohlthuend. Wir hatten einen traulichen Winter verbracht. Meine süße Braut, meine Estrella, gewann immer lieber Alles, was den deutschen Geist athmete, ihre Fortschritte in allen Kenntnissen waren erstaunlich, dabei erschloß sich die Blüthe ihrer Liebe für mich zum schönsten Kelch der stillen Freude meines Lebens! Da saßen wir im Zimmer die trübe Winterzeit, draußen fiel der Regen in Strömen, die beiden Väter schreibend oder lesend, oder in Gemächlichkeit ihre Pfeifen rauchend und über Gemeindeangelegenheiten, über die ewigen Streitigkeiten der Sephardim und Polen sprechend und kopfschüttelnd, ich vertieft in einen arabischen Schriftsteller und Estrella in den seidenen Kaftan gehüllt mit dem farbigen Turban um die Stirn, mit Arbeiten beschäftigt zur künftigen Haushaltung, mit Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier, oder still sinnend arabische Lieder in's deutsche oder umgekehrt übertragend. Nun war es Frühjahr geworden und immer näher rückte der Tag unsrer Verbindung. Eine stille Seligkeit hatte sich über das ganze Haus gebreitet, in dem vier glückliche Menschen wohnten.

Jetzt aber wurde es in der Stadt unruhig und diese Unruhe konnte nicht verfehlen, auch uns in unserm Frieden zu stören, denn sie war sehr ernster Art. Es kam die Nachricht, daß mehrere Beduinenzüge aus der

Wüste sich in Palästina blicken ließen, daß namentlich ein Drusenhäuptling schon einen Einfall gemacht, Vorräthe mit fortgeschleppt, geplündert, gemordet hätte. Man fürchtete diesmal auch für Jerusalem, denn die Stadt war nur mit wenigen türkischen Truppen besetzt, auch schienen diese nicht viel Lust zu haben, die Stadt gegen Ueberfälle zu schützen und das Aeußerste zu ihrer Vertheidigung zu wagen. Sie wußten, daß diese Horden bald wieder abziehen und der Schutz des Eigenthums der Bürger, namentlich der jüdischen Bevölkerung war in ihren Augen eine große Nebensache. Der türkische Gouverneur war ein schwacher, alter Mann, dem das Wohl seines Harems und die Sicherheit seiner Schätze mehr am Herzen lagen, als die ihm anvertraute Stadt. Die Türkei selbst war von einem Kriege mit dem deutschen Kaiser bedroht, der wirklich später ausbrach, und hatte in ihren europäischen Besitzungen genug zu thun, um sich um die Raufereien in und um Jerusalem, die ihrer Macht keine Gefahr brachten, wenn sie auch ihre Schwäche bewiesen, zu kümmern.

Immer größer wurden die Schaaren der Beduinen im heiligen Lande, immer dringender der Hülferuf aus den Landstädten und von den Dorfbewohnern, immer stärker der Schrecken in der hülflosen Stadt. Wäre hier immer ein Bürgerthum, eine Art Gemeindeordnung organisirt gewesen, so hätten sich die Bewohner leicht zur Gegenwehr vereinigen und durch eigne Tapferkeit den Uebeln vorbeugen, die Angriffe abwehren können. Aber wehe dem, der nur einen solchen Gedanken zu äußern gewagt hätte. Er wäre bald ein Opfer der türkischen Herrschaft geworden!

Wir machten fast täglich Gänge auf die umliegenden Höhen, bald hier, bald da brannte ein benachbartes Dorf oder irgend ein Weiler auf, und die Straßen Jerusalems füllten sich mit Landbewohnern, die sich und ihre Habe in die Stadt retteten und mit Mühe ein Unterkommen fanden.

Es war ein stiller Abend, als ich mit Estrella die Gräber der Könige besuchte. Wir traten in die weite, von Säulen getragene Halle, in welche einzelne Gänge, die zu den Grabhöhlen führten, mündeten. Aus einem Schutthaufen mit Steinen vermischt war eine Art Moosbank erstanden, die den Besuchern und Pilgern als Ruhesitz diente. Dort nahmen wir Platz. Die Gefahr, in welcher sich alle Bewohner der Stadt, also auch wir befanden, hatte unsere Liebe erhöht und anstatt von uns selbst abzu-

leiten, uns vielmehr noch zu einer höheren Wärme der Gefühle emporgehoben. Estrella war durch ihren frommen Sinn ermuthigt, sie war von der Weisheit der Fügungen Gottes so tief durchdrungen, so gänzlich ergeben in seinen Willen, daß sie in diesem Vertrauen ihre volle Beruhigung und den stärkendsten Trost fand; ich war entschlossen, Leben um Leben zu opfern, ich suchte mir vor Allem die Ruhe des Geistes zu bewahren und der Hinblick auf meine liebliche Braut erfüllte mich zwar mit Besorgniß, feuerte mich aber auch zum Muth und zum entschlossenen Kampf, wenn es die Noth erfordern sollte, an. Dennoch bekam unser Gespräch bald eine wehmüthige Wendung. Die Umgebung führte es auf die Schicksale des Landes und der Stadt, die der Drangsale so viele seit Jahrhunderten erlitten hatte, auf die Opfer, die an dieser Stätte schon gefallen sein mögen.

„Könntest Du es ertragen," fragte sie mich, „wenn mich die Beduinen fortschleppten?"

„Laß den Gedanken, Estrella, er könnte mich wahnsinnig machen, er stört meine Geistesruhe. So lange ich lebe, darf Dich kein Feind berühren. Ich bin gewaffnet."

„O, ich auch," sagte sie und zog einen blank geschliffenen Dolch aus ihrem Kaftan, „ich auch! Sieh', nur diesen in meinem Herzen weiche ich der Gewalt. Lebend sollen sie mich nicht bekommen."

Ich zog sie an mich.

„Estrella, wir wissen also, wie wir zu handeln haben. Doch gewiß, es wird besser werden, als wir denken. Kommen sie, so werden sie sich mit der Plünderung begnügen. Mögen sie die Habseligkeiten nehmen, für uns vier sind sie leicht wieder anzuschaffen."

Sie schwieg, eine bange Ahnung durchzog meine Seele, ich suchte ihrer Herr zu werden, ich faßte den Entschluß, meine Braut nicht von meiner Seite zu lassen und jeder Gefahr muthig in's Auge zu sehen.

In demselben Augenblicke bewegte sich eine Gestalt, aus dem Hintergrunde eines Ganges tretend, langsam vor uns vorbei. Estrella blickte auf und zitternd ergriff sie meine Hand. Es war Höhnel. Mit einem durchbohrenden Blick, in welchem Hohn und Schadenfreude lag, sah er auf uns hernieder und schlich, ohne zu grüßen, vorbei.

„Behüte uns Gott vor diesem Menschen," sprach leise und erschüttert

Estrella, „er ist der schlechteste Bube in Jerusalem. Ich weiß es, er hat meinem Vater und mir Rache geschworen. Gott wird uns vor der Bosheit schützen."

Ich sah ihm nach, er war verschwunden. Wir gingen nach Hause und erzählten von Höhnels Begegnen.

„Der Herr wird zu Schanden bringen die Pläne der Boshaften," sagte ruhig Karmoli. Er erzählte, daß Höhnel jetzt mehr als je mit den Klosterbrüdern verkehre, die Stadt oft verlasse und daß man allgemein glaube, daß das Kloster ihn benutze, um mit dem Drusenhäuptling zu unterhandeln und durch reichliche Geldgeschenke den Anfall vom Kloster abzuwehren, wenn es zum Ueberfalle von Jerusalem kommen sollte.

42.

Zerstörtes Glück.

Längst vergehen meine Augen in Thränen, mein Inneres glühet, ob der Wunde der Tochter meines Volks.
Jeremias.

Nach wenigen Tagen der Ruhe, in welchen man sich schon wieder sicher wähnte, da falsche Nachrichten den Abzug der Wüstenbewohner verkündet hatten, ergriff eines Morgens ein panischer Schrecken die ganze Stadt. Ein Schwarm Beduinen hatte Hebron geplündert und bedrohte Jerusalem. Sie drangen auch wirklich in's Jaffathor, wurden aber von der türkischen Besatzung zurückgeschlagen. Wir waren Alle mit Waffen versehen und entschlossen zu kämpfen, wenn sie mehr als unsere Habe verlangen, wenn sie unsre Personen angreifen sollten. Der Tag ging aber still vorüber. Auf allen Gesichtern in der Stadt malte sich der Schrecken, das Entsetzen und eine Rathlosigkeit, die noch mehr empörte, als die Räubereien, welche mitten im Frieden ungeordnete Rotten von Wüstenbewohnern verübten. Ich rieth Karmoli, das Haus zu verschanzen, um einem etwaigen Anfall zu widerstehen. „Was würde uns das helfen", meinte er, „es würde ihre Wuth nur vergrößern." Wir saßen vereint im Hofraum. Der alte Mann las die Klagelieder des Propheten und weinte. Karmoli stand zuweilen auf, maß mit großen Schritten den Hofraum, horchte auf jedes Geräusch, ging dann auf seine Tochter zu und strich ihre Locken sanft. Estrella sah ihn wehmüthig an, dann ergriff sie meine Hand und drückte sie mit Inbrunst an ihr Herz. Ich ging zuweilen nach der Straße, um Erkundigungen einzuziehen, sie war aber leer und still.

Die Sonne ging unter und die Dämmerung verbreitete ein falbes Licht, der Himmel war blau und klar, die Sterne fingen an zu funkeln, größer und klarer als im Abendlande.

Da hörten wir plötzlich ein lautes Geschrei auf der Straße, bald auch im Hause.

„Macht Euch auf Alles gefaßt“, rief Karmoli, „sie sind vom Stephansthor eingedrungen, von dem die Wachen vor wenigen Stunden abgezogen sind. Jetzt wurde mit Ungestüm gegen die verschlossene Hofthür geschlagen und diese gesprengt. Der Hof füllte sich mit Bewaffneten, unter ihnen stand mit grinsender Miene — Höhnel.

Ach, wie zittert die Feder in der alten Hand! Ich bin nicht fähig, weiter zu schreiben. Ich will in's Freie, hinaus in den Wald, wo die hohen Buchen gen Himmel ragen und mit ihrem Laube Dunkel, Dunkel, Schatten, Schatten verbreiten. Breitet eure weiten Zweige wie Arme aus, die sich nach oben strecken und Wehe! Wehe! über die Menschheit rufen. Wehe! über den Greis da unten, der seines Kummers nicht vergessen kann. Wo soll ich hin mit den Thränen des blöden Auges, mit dem gepreßten Herzen voll trüber Erinnerung, wohin mit dem Bilde meiner Liebe, mit dem Antlitz meiner gemordeten Estrella, meiner süßen Braut! Ach, auf den Altar Deiner unendlichen Liebe, Deiner unerschöpflichen Geduld, himmlischer Herr, will ich das Alles, das Alles legen!

Sieh', wie die Schatten immer größer werden, horch, wie es rauscht in den Zweigen, seid Ihr es, abgeschiedene Geister, die über die Erde schweben von Ost nach West, von West nach Ost, von Zion hierher, weit, weit!

Aber Dein Silberlicht geht auf, Trabant der Erde, der Du so viel gesehen und doch immer noch so milde scheinst, Dein Lied ertönt, Nachtigall, Dein Klagelied, Dein Freudenseufzer.

Wie soll ich den kurzen Augenblick schildern, der mich um Alles brachte. Karmoli und ich, wir stellten uns vor Estrella. Mehrere Bewaffnete drangen auf den Vater, er deckte sich mit seinem Schwerte, aber

ein Hieb fiel auf's theure Haupt und er lag entseelt am Boden. Estrella schrie auf, da fiel ein Schuß aus dem Hintergrunde der Gruppe und das Mädchen sank todt zusammen. Wie ein Rasender stürzte ich vorwärts und schlug mit dem Degen um mich und feuerte ein Terzerol auf den Nächststehenden ab; da traf mich ein Säbelhieb, ich stürzte ebenfalls nieder. — Und ich, ich sollte allein zum Leben erwachen.

43.

Ein Traum. — Abschied von Judäa.

Da hört er ein Klingen wie Flöten so süß.
Wie Stimmen der Engel im Paradies.
Schiller.

Ich schlief, ich schlief — einen langen Todesschlaf. — Es erwachten die Sinne. Ich hörte ein fernes Summen, zuerst wie das der Bienenschwärme, dann wie das Wirren einer Menschenmenge in ferner, belebter Stadt bei nächtlicher Stille. Dann wieder Glockengeläute und Stürmen, übergehend in das sanfte Läuten zur Frühmette auf dem Kloster vom Sinai. Dann wieder das Rauschen der Cherubim mit ihren Fittigen und das leise Flüstern der Seraphim, wie sie beim Aufgang der himmlischen Morgenröthe die Befehle des höchsten Gottes sich zulispeln und den Wink ertheilen, ihren Schöpfer zu preisen in seliger Wonne und wie im lieblichen Tone mit der Harmonie der Sphären sie alle ausrufen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerschaaren, die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit! — Und ich träumte. — Ich saß im Hofe unter der Terebinthe. Ich wartete der Braut, denn es war unser Hochzeitstag. Stille Freude hob meine Brust. Es öffnete sich die Pforte und meine Estrella trat ein im schönsten Brautschmucke. Das weiße, weite Kleid der Morgenländer umhüllte ihren Leib, von dem Haupte wallte der lange Schleier über den Rücken, das Gesicht aber war himmlisch verklärt und in entzückender Schöne und Lieblichkeit. Sie trug den Myrtenkranz in der Hand und nahte sich mir und bog sich über mich. Ich blickte auf zu ihr in unendlicher, seliger Liebe. „Warum trägst Du, meine Einzige, den Brautkranz in der Hand?“ fragte ich. Sie antwortete: „Geliebter,

weißt Du nicht, daß die Töchter Jerusalems den Brautkranz nicht um die Schläfen winden dürfen, seit der Tempel zerstört ist, und das Heiligthum vernichtet, und das Volk gerichtet.“ Ich sah sie an und ihre Lippen waren bleich und ihr Gesicht entfärbt, aber doch strahlend in Unschuld und Liebe. Sie aber ließ sich auf die Kniee nieder und küßte mich und rief mir zu: „Geh' zurück nach Germanien, ach! grüße mir seine Berge, wie gern hätte mein Fuß auf ihnen gestanden und ich hätte sehen mögen, wie die Sonne der Freiheit dort aufgeht und dahinstrahlt über grüne Matten und herrliche Auen; grüße mir seine Eichen, gern hätte ich von ihrem Laube Dir den Kranz gewunden und Deinen Namen nennen hören in Achtung von seinen Söhnen; grüß' mir seine Frauen, die Tochter Jerusalems hätte gern von ihnen die Sitte des Landes gelernt und mit ihnen seine Lieder gesungen; grüße mir seine Geisteshelden, denn sie haben mir erschlossen den Sinn für's Schöne und Große, und meine Seele die Begeisterung gelehrt, die sie nicht kannte — grüße seine Krieger, die tapfern und hehren, denn — das sagte sie mit einem herzzerschneidenden Tone: denn s i e sind keine Meuchelmörder!“ — Sie zeigte auf eine Stelle an ihrer Brust, woraus das Blut quoll und war verschwunden.

Ich erwachte; meine Augen konnten zwar sehen, aber ich konnte kein Glied rühren, meine Brust athmete, aber ich konnte nicht sprechen, nicht rufen. Das Bewußtsein kehrte zurück, aber ich war nicht Herr meines Willens und lag da wie ein Todter. Ich war ein Todter, denn ich lag in einer geräumigen, von Säulen getragenen Halle, die von Bogenfenstern mit farbigem Glase erhellt war, die untergehende Sonne warf ihre Strahlen durch die Gläser und spiegelte sich magisch auf dem getäfelten Fußboden ab; ich lag auf einem Katafalk, von vielen brennenden Kerzen umgeben, als Leiche gekleidet im weiten wollenen, weißen Leichenkleide. Ich sah mich um, ich horchte auf. Ich sah zwei Männer in einer Ecke des Zimmers, nahe einem Fenster, der eine war ein Mönch, der andere der alte Karmoli. Ich horchte ihrer Rede. „Gebt uns die Leiche dieses Mannes heraus“, sagte der alte Mann, „daß wir sie begraben im Thale Josaphat auf unserm Leichenacker, denn er ist ein Sohn Israels und sollte der Schwiegersohn meines Sohnes werden. Meinen Sohn und seine Tochter haben die Drusen ermordet. Diesen Mann hat

eine ruchlose Hand hierhergeschafft, er ist todt, was wollt Ihr mit ihm. Laßt mich seinen Grabhügel neben dem seiner Braut errichten."

„Und was wollt Ihr mit ihm", sagte kalt der Mönch (es war der Prior des Franziskanerklosters), „wir haben ihn aufgenommen und an seinen Wunden behandelt, wir haben ihn gepflegt und besänftigt, als er vierzehn Tage in Fieberphantasieen lag und ras'te, dann ist er zur Besinnung und Erkenntniß gekommen, hat abgeschworen Eure falschen Lehren und die Irrthümer seines Lebens gebüßt und ist in unserm heiligen Glauben gestorben, begnadigt mit den heiligen Sakramenten. Die Leiche ist unser und wird auf unserm Kirchhof beerdigt, wir wollen ihm einen Leichenstein setzen, der seine Bekehrung meldet."

Der alte Mann lächelte wehmüthig. „Herr Prior, sind das nicht alte Geschichten, die sich immer wiederholen. Wir glauben sie nicht, von dem da am allerwenigsten. Man hat Euch, Herr, mit Lügen berichtet. Laßt das Gaukelspiel, es könnte dem Kloster schlecht bekommen."

Der Mönch stutzte einen Augenblick, dann klingelte er mit hochrothem Gesicht und es erschienen zwei Laienbrüder.

„Bringt", rief er, „diesen Juden sofort aus dem Kloster. Warte, Alter, es soll Dir schlecht bekommen, ich gehe sofort zum Gouverneur."

Die Laienbrüder führten den Alten ab, der noch einen vernichtenden Blick auf den Mönch warf und noch einmal auf den Katafalk mit einer Thräne schaute.

Ich fühlte, wie mein Herz lebhaft pochte, als wollte es seine Decke zersprengen, wie es durch alle Nerven zuckte; eine unnennbare Angst ergriff mich. Ich sah nicht allein der Gefahr entgegen, lebendig begraben zu werden, mich empörten die frechen Lügen des Mönchs. Ich wollte Karmoli nachrufen, ich war nicht im Stande, einen Laut von mir zu geben.

In diesem Kampfe lag ich, als auch der Prior die Halle verließ. Fast fühlte ich mich wohler in der Einsamkeit, denn es war mir, als beruhigte sich das Toben im Innern, welches nach Außen keinen Ausweg zu finden vermochte. — Wieder trat ein alter Mönch ein, aber er setzte sich still an das Fußende des Katafalks und las eifrig in einem Brevier. Es war dunkel geworden und die Dämmerung draußen von dem Lichte der brennenden Kerzen überhellt. Ich hörte deutlich eine ferne Schalmei,

die von den Bergen herübertönte, ich hörte dann das Singen der Mönche in der Klosterkapelle. Da war's mir, als könnte ich die Glieder rühren, ich verhielt mich eine Weile still. Ein mächtiger Ruck durchzog meinen ganzen Körper, ich sprang auf und stand neben dem Katafalk; der Mönch sah auf und taumelte im Schrecken zurück. Ich stürzte zur offenen Thür hinaus, jagte eine Treppe hinunter. Da war die Vorhalle, aber die Pforten waren geschlossen. Angstvoll irrte ich zwischen den Säulen umher, da bemerkte ich ein offenes Fenster, welches in den Klostergarten führte. Ich hatte Kraft genug, durch dasselbe in den Garten zu steigen. Die Angst beflügelte meine Schritte. Ich eilte den Berg hinab, die erfrischende Kühle belebte mein ganzes Wesen, die freie Luft nahm mir jedes beengende Gefühl. Je weiter ich ging, je mehr ich mich vom Kloster entfernte und den Abhang des Berges gewann, desto kräftiger fühlte ich mich, desto leichter wurden meine Bewegungen, desto kühner der Muth. Ich ging um die Gärten herum und gelangte in's Thor. Niemand sah mich, es war dunkle Nacht und fast Keiner auf den Straßen. So kam ich ungehindert zum Hause Karmoli's. Ich klopfte, und der alte Mann rief bald aus der Vorhalle, wer Eingang verlange.

„Fürchtet Euch nicht, Karmoli", rief ich leise, „beim Gotte Israels beschwöre ich Euch, macht auf! Ich bin es, Franzisco. Ich bin kein Verstorbener, sie hielten mich todt und wollten mich begraben. Ich habe Eure Gespräche mit dem Prior gehört, es war ja Niemand in der Stube. Macht auf, ich bin der unglückliche Franzisco, der Sohn Eures Sohnes!"

Der alte Mann zögerte noch, er mochte irgend ein Bubenstück vermuthen.

„Bei Karmoli's, Eures Sohnes, bei meiner geliebten Estrella Schatten beschwöre ich Euch, öffnet, es ist die volle Wahrheit, die ich sage. Hier habt Ihr das Zeichen Israels."

Ich rief die Bekenntnißformel Israels mit andächtiger Stimme.

Da öffnete er. Er schauderte zurück vor dem Leichenkleide, führte mich aber bald in's Gemach und zündete Licht an, nachdem er zuvor die Fenster verhängt hatte. Ich erzählte ihm, was ich wußte. Es waren nur meine Träume, meine Angst der letzten Stunden. Eiligst riß er mir die Kleider vom Leibe, machte ein Feuer von Reisig auf dem Heerde

und verbrannte sie und hüllte mich mit zitternder Hand in andere Gewänder.

„Hochgelobt sei der allmächtige Gott, der Dich, mein Sohn, wenigstens gerettet!“ rief er laut.

Ja, er hatte mich gerettet, aber zu tiefer, tiefer Trauer. Karmoli erzählte mir von jenem schrecklichen Moment, der mich um Vater und Braut brachte.

„Als ich meinen Sohn, meine Estrella fallen sah, da wurden auch meine Sinne betäubt, und ich sank in Ohnmacht. O, wäre ich nimmer, nimmer erwacht! Aber Gott wollte mein Erwachen. Als ich zu mir kam, war der Hof leer, da lagen die beiden blutigen Leichen meiner theuren Kinder. Das Haus war ausgeplündert bis auf wenige Habseligkeiten. Ich saß in stillem Wahnsinn da und schaute in die blassen Gesichter, auf die Blutlachen neben ihnen, ich saß und fragte: Wie weit, o Herr, soll Deine Zornesgluth gehen. Nimm mich hin, denn ich bin müde und lebenssatt. Sieh' auf die Erschlagenen und in Deiner heiligen Gerechtigkeit erwäge: Was soll der alte Mann noch auf Erden. Da hörte ich die Stimme in mir: Der Herr hat sie Dir gegeben, der Herr hat sie Dir genommen, sein Name sei gelobt. Auf dieser Stelle sind gefallen der Herrlichen Deines Volkes so Viele, gefallen um Deines heiligen Namens willen. Und es fanden sich nach und nach die Mitglieder der Gemeinde und suchten mich zu trösten und trugen hinaus die Leichen nach Josaphat. Meine Tage sind gezählt, bald werde ich folgen. Ich bin arm und verlassen!“

„Nicht verlassen, Vater, ich bleibe bei Dir.“

„Um des Herrn willen laß diesen Gedanken fahren. Dein Hiersein würde Dich, würde mich in's Unglück bringen. Nur zu bald werden sie Nachsuchungen halten. Sie beanspruchen Dich als einen Bekehrten und werden Zeugen genug an Höhnel und den Mönchen finden. Vor Tagesanbruch sollst Du als Pilger verkleidet die Stadt verlassen. Mir wird der Gott unserer Väter sicherlich beistehen.“

Er labte mich noch mit Speise und Trank. Ich irrte im Hause umher, ich rief Estrella, Karmoli, und der alte Mann hatte genug zu thun, mich zu beruhigen. Ich sah mir noch einmal alle Stellen an, wo ich mit ihr so glücklich gewesen. Der Hahn krähte und Karmoli brachte das

Pilgerkleid. Ich hüllte mich in dasselbe ein, ich ergriff den Wanderstab. Ich umarmte den Greis, ich verließ das Haus. Noch einmal nach Josaphat. Noch waren die Grabhügel frisch, auf dem Estrella's lag der Myrtenkranz, wie ich ihn im Traume gesehen. Ich warf mich auf die Gräber, und der unsägliche Schmerz löste sich in Gebet auf. Da fand ich Ruhe im zerknickten Herzen. Weiter ging es als Pilger. Ich bettelte das Brod von den Hirten und den Wein an den Hütten der Weinberge.

Ich ging nach Jaffa. Hier schrieb ich nach Europa an meinen Karl, aber ich erhielt auf mehrere Briefe keine Antwort. Wie ich nachher erfuhr, hatte sein Vater das Gut verkauft und war nach Italien gegangen, Karl selbst machte den Feldzug unter den Preußen mit, die nach Holland zogen, um den Statthalter in seine Rechte einzusetzen.

In Jaffa suchte ich Beschäftigung und fand sie auch. Ich gab mich einem großen Kaufherrn zu erkennen, der mich in sein Haus nahm und dessen Gehülfe ich wurde. Ich vertiefte mich in das Geschäftsleben, um meinen Kummer zu vergraben. Dem Manne wurde ich immer nützlicher und unentbehrlich, denn ich richtete seine Bücher auf europäische Art ein; ich führte Ordnung in sein Treiben, ich veranlaßte ihn zu glücklichen Speculationen, so daß sich sein Wohlstand von Tag zu Tag durch meinen Fleiß vermehrte. Er war dafür erkenntlich und überhäufte mich mit Gaben, die ich sammelte, denn ich fühlte keine Bedürfnisse, als die der Arbeit. Er bot mir die Hand seiner Nichte an, eines guterzogenen, lieben Kindes — ich schlug sie aus und theilte ihm meine Erlebnisse mit. Er ehrte meinen Schmerz und wir sorgten Beide für den alten Mann in Jerusalem, der seine Tage sorgenlos verleben konnte und noch während meines Aufenthalts in Jaffa starb. Nur zuweilen zog ich mich in mein einsames Gemach zurück und vertiefte mich in die früheren Studien, die Wissenschaft wurde meine Erholung. So wurden einige Jahre verlebt, es gab für mich keine Zukunft, nur die Vergangenheit und die Geschäftigkeit der Gegenwart.

Da kam die Nachricht aus dem Abendlande, daß in Frankreich aufgestanden das Volk, um die Fesseln abzuwerfen, welche das Unrecht von Jahrhunderten für dasselbe geschmiedet hatte, daß seine Vertreter verkündet hätten die Rechte des Menschen und des Bürgers, den politischen Unterschied, den Stand, Religion und Glaube zwischen Bürger und

Bürger geschaffen, aufgehoben und Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit alle Staatsangehörigen in einen Bund fassen sollten. Diese Kunde erfüllte Alle, die ein Herz für die Menschheit hatten, Alle, die unter dem Druck politischen und socialen Unrechts geseufzt und gelitten, mit hoher Freude und Begeisterung. Sie fachte auch in mir die Sehnsucht an, zurückzukehren nach dem Abendlande, die Verwirklichung der Ideen des Jahrhunderts selbst zu beobachten und möglichst Theil zu nehmen an dem großen Werke der Befreiung.

Mit Bedauern ließ mich mein Freund, denn das war mir der Kaufherr geworden, von hinnen scheiden. Ich schiffte mich ein und eine glückliche Seefahrt brachte mich bald nach Marseille, von da zog ich eilends nach Paris. Ich wollte es versuchen, in der großen aufgewühlten Stadt ein Stillleben neben genauer Beobachtung der Tagesereignisse zu führen. Des Arabischen jetzt völlig mächtig, mit den übrigen Dialekten des Morgenlandes vertraut, das Leben dort genau kennend, wollte ich an die arabischen Manuscripte der Pariser Bibliothek gehen, der Ehrgeiz erwachte, mir durch historische und sprachliche Forschungen einen Namen zu machen, dabei wollte ich aber eingezogen leben und doch aufnehmen und verarbeiten, was Großes und Merkwürdiges um mich geschah. Eitle Pläne der Jugend, die in Ideen schwärmt und das Heterogene zugleich umfassen und verarbeiten will!

44.

Paris.

Jetzt da von neuem Lichte
Die Hoffnung sich belebt,
Und da die Volksgeschichte
Den Griffel wartend hebt.
Uhland.

Ich stand am Pont-neuf, diesem Mittelpunkte des Pariser Treibens, nicht weit von der herrlichen Statue Heinrich des Vierten, ich sah in das Menschengewühl, welches nie enden wollte und sich in einem unaufhörlichen Strom über die Brücke herüber und hinüber wälzte, — ich hatte so eben mein Hotel verlassen, in welchem ich vorläufig Wohnung genommen, und mußte mich zusammennehmen, von dem Lärmen nicht übertäubt zu werden. Vor Kurzem noch in der orientalischen Stadt, in welcher das Leben einförmig und in einer gewissen Stetigkeit verläuft, ich selbst in gewohnter Beschäftigung — dann die stillen Tage zur See — jetzt in der Hauptstadt der Welt, in welcher der Einzelne sich verliert, wie das Sandkorn in der Wüste, in welcher jede Minute wechselnde Gestalten auftauchen, unbekannte Gruppen sich combiniren und vorüberziehen, so daß es den Anschein gewinnt, als wären Alle in einem beständigen Jagen, in einer ewigen Unruhe begriffen, als könnte ein friedliches, häusliches Leben hier keinen Boden gewinnen. Und zu welcher Zeit stand ich hier! Eine Welt, welche Jahrhunderte erbaut, an welcher Tausende von Generationen des Mittelalters und der neuern Zeit gearbeitet hatten, sollte umgeschaffen, umgebildet werden. Das Alte kämpfte mit dem Neuen, die Leidenschaft rang mit der Tugend, der Edelmuth mit dem Laster, nicht in stiller Verborgenheit wie immer in der Menschenwelt, sondern offen vor Jedermanns

Augen und doch wurde die Tendenz dieses Streites nur von Wenigen erkannt, Vielen waren die geheimen Triebfedern verborgen, Keiner wußte, wo hinaus und was das Ende werden sollte?

Auch auf den Straßen gesellte sich das Neue zu dem Alten, denn nur langsam metamorphosirt sich dem äußeren Anschein nach die Sitte vor dem Auge des Beschauers und Mitlebenden, wenn sie auch dem, der nach Zwischenzeiten mehrerer Jahre eine solche Metropole besucht, in überraschender Aenderung erscheint. Da zogen Nationalgarden über die Brücke längs der Seine, da riefen Colporteurs die neuesten Nachrichten aus und boten ihre Blätter an, in denen die verschiedensten Parteien in aufregendster Sprache zum Volke redeten und dasselbe für sich allein zu gewinnen suchten, da standen Bastillenkämpfer zusammen und fluchten laut dem Könige, der Nationalversammlung, der Municipalität, den Ministern, da bettelte ein Verstümmelter und suchte das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen durch wahre und falsche Erzählungen, wie er den Arm in Versailles durch einen Garde-du-Corps verloren, wie das Bein durch einen Schweizer im Juniaufstand verkrüppelt wurde, da flüsterte es in der Menge, wenn ein beliebter Deputirter vorbeiging und das Lebehoch! erscholl ihm von Hunderten nach, während Andere im Stillen ihre Wuth durch Faltung ihrer Gesichtszüge, durch feste Schließung des Mundes, durch Knirschen der Zähne verriethen — während wieder unzählige Bürger ihren Weg gingen und den gewohnten Beschäftigungen folgten, während der Verkauf der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ausgerufen wurde, die unzähligen Wasserträger ihre Eimer ins siebente Stockwerk trugen, die Läden voll Käufer standen, die selbst Gegenstände des Luxus und der Ueppigkeit erwarben, während in den elysäischen Feldern längs einer großen Allee, die Damen dicht gedrängt auf einer Reihe von Stühlen im höchsten Pomp in den feinsten Anzügen der Mode saßen, schauten, um beschaut zu werden, glühende Blicke strahlten, um gleiche Blicke aufzufangen, — während eben am Pont-neuf der Rekrutenjäger oder Menschenfleischverkäufer, wie ihn das Volk nannte, seine Netze nach der Jugend auswarf, feile Dirnen aussandte, um sie zu umstricken und nach den Aubergen zu locken, ja ein offnes Bureau mit der Inschrift des Voltaire'schen Verses hielt, — gerade jetzt von so tiefer Bedeutung!

„Der erste, der König wurde, war ein glücklicher Soldat."

und Soldaten anwarb für seinen Obersten, die dieser wieder an den König verkaufte.

Es nahte sich mir ein Tabuletkrämer. Er bot mir seine Waaren an, ich schlug sie aus.

„Wenn ich nicht irre, so sind der Herr ein Deutscher," sprach er dann im Elsassischen Judenjargon, „die Physiognomie ist mir ganz bekannt. Ich glaube Sie in Leipzig gesehen zu haben. Haben Sie nicht im Goldhahngäßchen gewohnt und Medicin studirt? Ich habe in Leipzig von Ihnen einmal alte Kleider gekauft. Nicht so?"

Ich sah den Mann an und erinnerte mich wirklich seiner, gab ihm auch dies zu verstehen.

„Gott was haben Sie sich verändert, sind so männlich geworden, von der Sonne gebräunt, so daß wirklich mein scharfes Auge dazu gehört, Sie wieder zu erkennen. Sind der Herr schon lange in Paris?"

Ich sagte ihm, daß ich erst vor wenigen Stunden hier angekommen sei und in einem Hotel in der Straße St. Honoré abgestiegen.

„Was wollen Sie in der Straße St. Honoré? Was ist denn der Zweck Ihres Hierseins?" Ich erzählte ihm, daß ich gern ein Stübchen in einem entlegenen Stadttheil einnehmen und daß ich mich hier wissenschaftlich beschäftigen wolle.

„Dann gehört der Herr in's Pays latin. Wissen Sie was — Sie stehen doch noch zu unserm Glauben, lieber Herr? — Ach, Sie nehmen mir die Frage nicht übel, Sie sehen jetzt so vornehm aus — in Leipzig habe ich Sie oft mit Scheidel gehen sehen, den ich recht gut kannte, der aber nie wieder dorthin gekommen ist, Sie werden mir sagen können, was aus dem frommen Burschen geworden ist. Wissen Sie — ich habe eine hübsche Wohnung für Sie und ich verlange nur einige Francs Nachweisungslohn — im Pays latin, in der Rue la Harpe, bei einem mir sehr befreundeten Manne, bei einem Schuhmacher, ehrlich und brav, und das Zimmerchen ist nett und reinlich, besser als die meisten Chambres garnies in Paris, in denen Sie nur schmutzige Betten mit allerhand Einquartirung, zerbrochene Fensterscheiben und schmutzige Fußböden und Möbel für schweres Geld finden. Ich führe Sie, wenn Sie wollen, sogleich dahin, wir gehen über die Boulevards und werden nicht sehr lange zu gehen haben."

Ich sah keinen Grund ein, warum ich der Einladung des Mannes nicht folgen sollte. Er war mir genug empfohlen dadurch, daß er mir den theuern Namen Scheidel nannte, außerdem zeigten seine Gesichtszüge eine Art Offenheit und Biederkeit. Seine Reden verriethen zwar etwas Verschlagenes, eine gewisse Schlauheit, wenn auch seine Ansichten sehr bornirt schienen.

Er führte mich über die Boulevards, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, worüber er sich sichtlich freute.

„Sie bewundern diese Boulevards, die Pracht dieser Alleen, die reiche Abwechslung von herrlichen Gebäuden, diese bequeme Chaussirung — während im größten Theile von Paris es an allen Trottoirs fehlt *) — das volle Leben. Ja, es ist einzig dies Paris! Aber was will das hier noch bedeuten, wenn ich diese Straßen mit ihrer Ansicht vor fünf, ja noch vor drei Jahren vergleiche. Alles ist anders geworden oder wird anders, aber nicht besser. Die vornehme Welt ist fast verschwunden, der Reichthum verkriecht sich, fort sind die Prinzen, die Grafen, die Marquis, die Abbé's, fort die reichen Gutsbesitzer und Edelleute aus den Provinzen, die hier ihr Eigenthum verbrachten, der Handel stockt, das Gewerbe leidet, man sieht nur Canaille und übermüthigen Pöbel und all' die Freiheiten haben uns die Hungersnoth und den Geldmangel und allerhand Noth nicht fortbringen können. Für mich ist diese Revolution ein Unglück. Ich kann den ganzen Tag umhergehen und meine Waaren anbieten. Wer soll mir was abkaufen? Der Bourgeois, was fragt der nach Parfümerien und Galanterien? Der Sorbonnist, der Student, der Lehrer — die haben kein Geld. Alles hat nur Sinn für die Politik. Alles dreht sich herum, oder stellt sich auf den Kopf, es ist, als ob ein böser Dämon in die Welt und in die Menschen gefahren wäre."

„Und sind Sie," fragte ich, „nicht beglückt, daß diese Staatsumwälzung uns Juden endlich Freiheit und Gleichstellung gebracht, haben Sie nicht Freizügigkeit nach allen Provinzen erhalten, sind nicht die Binnenzölle gefallen, können Sie nicht Ihre Kinder zu jedem Gewerk, zu jeder Kunst und Wissenschaft erziehen und zum Dienste im Staate ausbilden?

---

*) Wir erinnern, daß hier Paris vor mehr als sechzig Jahren gemeint ist und daher auch die damalige Benennung der Straßen, Plätze u. s. w.

Mein lieber Herr, was thue ich mit all diesen Rechten? Ich sage Ihnen, das wird uns Juden wenig nützen. Wir befinden uns am besten, wo sie uns am empfindlichsten zu drücken glauben, da gilt's List gegen Gewalt, da verdient der Jude am meisten. Sehen Sie sich um, wo leben die reichsten Juden? Nicht da, wo sie Schneider und Schuster und Nachtwächter werden können, nein da, wo der größte Druck herrscht, wo sie Leibzoll geben müssen. Was habe ich von der Revolution und der Freiheit? Meine besten Kunden sind emigrirt und werden ihre Juwelen und Edelsteine jetzt bei den deutschen Juden versilbern und diese, weiß es Gott! nicht wenig verdienen, in Coblenz, in Köln, in Mainz, wo der Krummstab herrscht, und wo man den Juden von hinten den Stoß giebt, aber auf den Geldsack los. Und die Kinder! Nun ja, ich habe da einen Jungen, der hat viel Anlage zur Musik, und ich lasse ihm Unterricht geben bei den größten Meistern, wenn es auch viel kostet und der andere hat durchaus Lust zur Baukunst — es kann wirklich aus ihnen einmal was werden und es kann recht gut sein, daß die neue Zeit sie poussirt und aus dem Staube hebt — da habe ich aber einen Neffen bei mir, der sonst ein braver Bursche war und mir im Geschäfte wacker beistand, was ist aus dem seit dem Aufruhr geworden? Ein Schlingel! Bald läuft er zu den Jakobinern, bald zu den Feuillants, bald ist er in den Clubs, bald in der Nationalversammlung. Wo irgend ein Halloh ist, steckt mein Firmin, treibt sich umher, hat ein rothes Mützchen auf und nun ist er gar ein Literat geworden, schreibt für Marat, für den Ami du peuple, bringt den Zeitungsschreibern Rapport und fort ist jeder Sinn für ein ehrliches Geschäft! Ich sage Ihnen, lieber Freund, unsere Torah lügt nicht und wie sagt Salomo? Fürchte Gott und den König! Was haben sie aber aus dem gemacht, einen Popanz, eine Schachfigur, einen unglücklichen Mann, der sich nicht helfen kann — wie soll er Andern helfen? Ich sage Ihnen, es war ein Gotteserbarmen, wie ihn die Fischerweiber und der Pöbel im October 89 hierher gebracht haben oder gar, wie sie ihn im Juni von Varennes zurückgeholt, als er den Quälereien entfliehen wollte, ein solches Königthum hat seinen Glanz verloren, damit ist es aus! Nun wollen wir sehen, wie es mit der Heerde steht, deren Hirten man die Arme gebunden hat. Jetzt scheint freilich Alles wieder ausgesöhnt, und Sie sind gerade zu rechter Zeit gekommen, um die Festlichkeiten anzusehen,

die es zur Feier der vollendeten Constitution geben wird, aber wie lange wird's dauern, geht der Spektakel von Neuem los. Es ist kaum ein Jahr, am 14. Juli vorigen Jahres, da hätten Sie die Verrücktheit sehen sollen, mit welcher man das Bundesfest feierte. Auf dem Champ de Mars waren die Vertreter der Provinzen, die Nationalversammlung, die Pariser Nationalgarde, die Deputirten der Armee und die Municipalität, auf der Terrasse stand der König mit seiner Familie, eine unabsehbare Volksmenge um sie herum. Sie alle leisteten den Eid auf die Verfassung und der größte Spitzbube Frankreichs, der Bischof von Autun, las die Messe. Da war ein Geschrei, ein Vivatrufen, ein Beifallsgeklatsche, ein Rasen und Toben, ein Illuminiren und Tanzen, ein Schießen und Musiciren, ein Fressen und Saufen, daß man dachte, Alles wäre einig und Frankreich glücklich. Was ist seitdem wieder geschehen, was hat sich Alles zugetragen! Kein Tag brachte Ruhe, alle Bande der Ordnung schienen gelöst."

Wir waren indeß durch die Straße St. Jaques, die Montagne, St. Geneviève in der Straße la Harpe angekommen und Halfen — so hieß der Krämer — brachte mich in ein schmales, hohes Gebäude. Der Charakter des Viertels, in welchem wir uns befanden, war ein ganz anderer, als der des Theils der Stadt, den wir passirt hatten. Es war stiller und ruhiger, der Troß von Fiakern und Cabriolets, welcher den Fußgängern von Paris damals so viel Gefahr brachte, und dem bei dem schlechten Trottoir so schwer auszuweichen war, daß täglich Unglücksfälle vorkamen, war hier fast verschwunden, aus den Collegien der Universität strömten die Studenten; man sah einen Schwarm von Sorbonnisten in der Soutane, Lehrer im Ornat, viele, bei denen sich der Mangel und die Dürftigkeit im Gesicht ausprägten.

„Die Neuzeit," sagte Halfen, „hat die französische Komödie aus dem Pays latin verlegt. Nun, nicht zu ihrem Vortheil! Denn jetzt sind die Ladenschwengel von den Boutiquen von St. Honoré, die Schreiber von der Douane und dergleichen Gezüchte dort Herren und die Schauspieler schmeicheln diesen Leuten, statt daß sie sonst von den Studenten gezügelt wurden. Auch ein Schaden für mich, — denn das Schauspielervolk fragt nichts mehr nach Costüm und Schminke, die ganze Komödie ist verhunzt und mein Handel leidet darunter!"

Wir traten in's Haus ein. Im oberen Stockwerk wohnte der Schuhmacher Charles Riquet, dem mich Halfen vorstellte.

„Ich bringe Euch, Bürger, einen guten Miether für Euer Chambre garnie, der still wohnen und prompt zahlen wird, einen Freund aus Deutschland."

Der Mann stand von seiner Arbeit auf und sah mich scharf an. In seinem magern Gesichte stach eine Nase von seltner Länge, die mit Warzen besäet war, sehr hervor, das schwarze Haupthaar war hoch an der Stirn rund abgeschnitten, hing aber hinten weiter herunter und war da durch einen Kamm zusammengehalten, die Augen sahen feurig unter dicken Brauen hervor, die sehnigen Arme gesticulirten beim Gespräch lebhaft, während er sie an den Leib zog, wenn er Andern zuhörte. Seine Gattin saß an einem Fenster und faßte Schuhe ein, sie war eine Frau in den besten Jahren, mit freundlichem Gesicht und sauber gekleidet. In der Wiege lag ein schlafendes Kind.

„Ich danke Euch, Bürger, für diesen Gast. Er wird mir willkommen sein, wenn es ihm bei uns gefällt. Ihr wißt, ich liebe die Deutschen, wenn ich auch mit ihnen nicht sympathisire. Die Extreme begegnen sich oft und ziehen sich an. Ich schwatze grade gern mit Leuten, die mir ruhig opponiren und dabei nicht, wie ich, in Feuer und Flamme gerathen. Der Herr wird uns immer willkommen sein, denn, mein Herr," wandte er sich zu mir, „Ihre Physiognomie gefällt mir, es ist etwas von Bonhomie in derselben, und das liebe ich."

Wir wurden bald über Miethzins und andere Bedingungen einig, nachdem ich mein Zimmer in Augenschein genommen. Es lag im dritten Stock nach der Straße hinaus, war freilich mit einer knarrenden Thür und schlechter Tapisserie versehen, aber reinlich, geräumig und mit den nöthigsten Möbeln ausgestattet. Bald war ich heimisch darin und Riquet sorgte für Herbeischaffung meines Gepäcks aus dem Hotel. Halfen verabschiedete sich und lud mich zu sich ein.

„Die hohen Festtage," sagte er mir leise, „sind nahe, übermorgen ist Neujahr, und gelüstet es Sie nach einem guten, deutschen Gerichte, so können Sie mein Gast sein und es wird mir zur großen Ehre gereichen."

„Er wohnt," rief Riquet laut, „im Marais und was das heißt will ich Ihnen, sobald Sie in Ruhe sind, deutlicher machen."

„Mir klebt le Marais so wenig an, wie Euch Bürger das Pays latin," sagte lachend Halfen und entfernte sich rasch.

Die ganze große Stadt schien rasend vor Freude und Enthusiasmus geworden zu sein. Der König hatte die von der Versammlung beschlossene und nunmehr zusammengestellte und beendete Verfassungsurkunde angenommen und unterzeichnet. Er war somit in die seit seiner Flucht suspendirten Rechte wieder eingetreten und fuhr selbst nach der Versammlung, um feierlichst seine Zufriedenheit mit der neuen Ordnung der Zustände zu verkünden. Ich sah den Monarchen mit seinem ruhigen, harmlosen Blick, der voll Milde strahlte, mit dem sanften Gesichte, auf welchem sich kaum die Spuren der in den letzten Jahren erlittenen Unbill erkennen ließen. Das Volk umringte den Wagen. Freudengeschrei und Vivatruf begleitete ihn bis zur Versammlung, wo der Eifer, ihn mit Beifallsbezeigungen, mit den zärtlichsten und achtungsvollsten Zurufen zu überhäufen, nicht minder groß war. Frankreich hatte nun eine Verfassung und Gesetze, unter deren Aegide es glücklich und groß werden konnte, die Versöhnung zwischen Fürst und Volk schien vollständig zu sein und die Bedingungen der Wohlfahrt waren vorhanden, wenn sie die Leidenschaft und die Schwäche der Menschen nicht erschüttert hätten. Es folgten Feste, Erleuchtungen der Plätze und Straßen, Volksspiele und Volksvergnügungen, ein nie endender Jubel während einiger Tage. Ich gewann einen Platz auf der Tribüne, als die Nationalversammlung nach der Königlichen Sitzung ihre Sitzungen schloß. Es war ein erhebender Augenblick, als Thouret in feierlichem Tone und mit starker Stimme die Worte an's Volk richtete: „Die constituirende Versammlung erklärt, daß ihre Mission vollendet ist, und daß sie in diesem Augenblick ihre Sitzungen beendet." Sie hat viel geleistet diese Versammlung, sie hat den Anmaßungen von Oben und Unten tapfer widerstanden, sie hat eine auf philosophische und staatsrechtliche Principien basirte Ordnung geschaffen, sie hat den mittelalterlichen Schutt weggeräumt, sie hat mit einer seltenen Selbstverleugnung und Aufopferung in allen Stücken gehandelt, den Parteikampf möglichst

beschwichtigt und allen Völkern eine neue Bahn gesetzlicher und sittlicher Entwickelung eröffnet. —

Von dem Lichtmeer geblendet, welches sich längs den Ufern der Seine, die ich in ihrem Lauf durch die Stadt verfolgte, ergoß, von den tausendfachen Freudenrufen, Schüssen, Artilleriesalven, Musikcorps übertäubt ging ich nach meiner Wohnung in die Straße la Harpe zurück und trat bei meinem Wirthe ein.

„Warum haben Sie nicht illuminirt, Meister Riquet,“ fragte ich ihn, der auf seinem Schemel saß und in großer Hast arbeitete.

An seinem Arbeiten und am Ton seiner Stimme erkannte ich die innere Aufregung seines Gemüthes.

„Illuminiren, warum?“

„Nun warum illuminirt ganz Paris?“

„Ganz Paris! weit gefehlt, mein Herr, sehen Sie sich nur genau um, die Mehrzahl hat nicht illuminirt oder macht nur aus Furcht oder Nachahmungssucht die Mode mit. Warum soll ich auch illuminiren? Weil die Schwätzer in der überklugen Nationale mit ihrem Stück Papier fertig sind, weil Herr Louis so gnädig war, dies Stück Papier nicht zu zerreißen und es für heilig und bindend zu erklären. Was hat denn das Volk gewonnen? Etwa daß wir alle Paar Jahr in die Urwählerversammlungen citirt werden und da das Wählercollegium zusammenstoppeln und diese wieder die Legislative, die sich mit der Regierung rauft und der der König bei jedem Schritt sein Veto zurufen kann. Und glauben Sie denn, daß dieser Hof es je aufrichtig mit der Verfassung und dem Volke halten wird. O, diese lächerlichen Freudenbezeigungen und Illuminationen, als wäre nun Alles vorbei und Jeder könnte sich ruhig schlafen legen und wenn er aufwachte, wäre er ein glücklicher Mensch! Sehen Sie sich doch einmal um, junger Freund, an der Grenze stehen die Emigranten mit den Prinzen an ihrer Spitze, stehen die Heere der Verbündeten, die jeden Augenblick in Frankreich einbrechen können, glauben Sie, daß der König, daß der Hof diesen abstehen wird, glauben Sie, daß sie einen Augenblick die Schmach vergessen werden, die ihnen angethan worden, die Verluste verschmerzen, die ihnen die Umwälzung verursacht, daß sie säumen werden,

Verfassung, Gesetze, Volksrechte wieder umzustürzen, wenn sie nur die Macht wieder erlangen? Wenn wir nicht weiter vorwärts gehen, werden wir bald rückwärts schreiten, wenn wir nicht vorwärts stürzen, werden wir bald von den Intriguanten und den Schleichern überholt sein und dann sollen Sie die Jagd sehen, in der man das Volk hetzt und verfolgt."

„Ich sehe aber die Nothwendigkeit dieser Voraussetzungen nicht ein. Kann sich nicht Alles auf dem ruhigsten und gesetzlichen Wege entwickeln?"

„Einzusehen ist die Nothwendigkeit auch nicht, aber sie wird sich von selbst herausstellen. O, ich kenne diese Aristokraten, mit welcher Verachtung sie auf das Volk herabsehen, dem sie keine edle Gesinnung, keine Rechtlichkeit, vor Allem keine Ehre zutrauen und keine Freiheit gönnen, ich kenne sie. Gerade ihnen ist die ruhige Entwickelung unserer Freiheiten zuwider, weil sie den Verlust ihrer Privilegien zur Folge haben, weil jene ohne diese Einbuße gar nicht bestehen können. Sie werden den König treiben, sie werden die Masse aufwiegeln in dem Wahne, im Trüben wieder fischen zu können und sich in der allgemeinen Unordnung zu restauriren und wieder oben zu schwimmen. Ha, sie werden sich täuschen diese Elenden! Das Volk von Paris wird nicht für sie arbeiten, es kennt seine Freunde und seine Feinde!"

„Das Volk von Paris wird einer größern Tyrannei anheimfallen und unterthänig werden, wenn es sich nicht zu mäßigen versteht."

Der Schuhmacher wurde heftig, und indem er mit dem Hammer mächtig auf den kleinen Tisch klopfte, welcher vor ihm stand, rief er fast wüthend:

„Lehren Sie, Deutscher, die Aristokraten die Mäßigung, lehren Sie sie die Steuerlast nicht auf das Volk zu werfen und den Schweiß des Volkes zu verprassen, schicken Sie die Hofhunde nach der Vorstadt St. Marcel, daß sie nur einmal das Elend sehen, wie dort Tausende am Hungertuche nagen, auf elenden Böden zusammengehäuft sind oder obdachlos die Nächte zubringen, — lassen Sie diese Königin das Salz dorthinbringen, welches sie zu ihren Sommerschlittenfahrten in Versailles benutzte, damit die Armen es zum Brote haben. Schicken Sie die feisten Priester in die Keller der Faubourgs, daß sie mit dem Ueberschuß ihrer Fastenspeisen der Noth der Unglücklichen und Hungrigen zu Hülfe kommen — aber sprecht mir nicht immer von Mäßigung des Volkes, ihr gelehrten

Leute, als wenn das allein zu einer Tugend geschaffen ist, die den Bevorzugten abgehen kann."

Ich hatte keine Lust, mich mit dem gereizten Manne weiter einzulassen. Ich war noch nicht lange genug in Paris, um mich in dem Wirrwarr zurechtzufinden, ich hatte erst zwei Menschen näher kennen gelernt, Halfen und Niquet. Jener beklagte sich, daß die Revolution ihn um seine beste Kundschaft gebracht und seinen Erwerb geschmälert habe: er hätte lieber alle Freiheiten hingegeben und das ancien régime wieder blühen gesehen, wenn nur der Kramhandel seinen gewöhnlichen Fortgang genommen hätte — dieser lachte der neuen Ordnung, für ihn war noch gar nichts gewonnen, er wollte weiter, immer weiter, in's Ungewisse, Blaue hinein auf die bevorzugten Classen los, denen er alles Unglück und alles Elend zuschrieb. Während mir dies in nächster Nähe geboten wurde sah ich aus der Ferne die jubilirende Menge, die erleuchteten Häuser, die mit sich selbst und ihrem Werke zufriedenen Volksvertreter, einen sein Glück und seinen guten Willen preisenden Monarchen.

45.

Ein Neujahrsabend bei Halfen.

Du suchest Frieden, —
Friede wohnt hier.
Bürger.

Während dieser Aufregung, in welcher sich ganz Paris befand, war das jüdische Neujahrsfest gekommen, ich sehnte mich nach einer stillen Feier, nach der Rückkehr ins häusliche, friedliche Leben. Ich saß zuerst am Neujahrsabend in meinem Zimmerchen, ich gedachte des schönen Tages, an dem noch vor wenigen Jahren Estrella's Herz sich mir ganz erschlossen hatte, der Stunde, in der sie mir ihre Liebe bekannte und mit mir vereint in Karmoli's Haus getreten war, um den Segen des Vaters zu erbitten und ihn unter Freudenthränen und Glückwünschen zu erhalten. Sonderbar! Ich hatte so viel Herbes im heiligen Lande erfahren. Natur und Kunst boten dort so wenig, mein Liebstes auf Erden war dort durch Mörderhand gefallen — und dennoch mitten in der weiten Hauptstadt, mitten in dem großen, weltgeschichtlichen Drama, welches vor meinen Augen aufgeführt wurde, mitten in einer werdenden Geschichte, die mit dem scharfen Schwerte des Geistes und mit der geballten Faust des Aufruhrs eine Periode von der anderen trennte — sehnte ich mich wieder nach dem öden Lande zurück; gern hätte ich mich heute an den Grabhügeln meines Karmoli, meiner Estrella niedergelassen und den frischen Myrtenkranz darauf gelegt, gern an den Trümmern des Tempels gestanden, an die sich ewig nur die wehmüthige Erinnerung gefallener Größe und die Hoffnung einer fernen Zukunft knüpft, und die die Gegenwart unberührt und unentweiht liegen läßt.

Aber ich konnte auch in der Einsamkeit nicht lange ausdauern; ich wollte ein befreundetes Gesicht sehen, in eine glaubenstreue Familie treten, ich beschloß, Halfen in seiner Behausung aufzusuchen.

Als ich mich bei Riquet nach dieser genau erkundigen wollte, saß dieser wieder anscheinend ruhig bei seiner Arbeit, nur zuweilen schnell an's Fenster eilend, wenn eine Section Nationalgarde vorüberzog.

„Ich wollte Ihnen ja das Viertel bezeichnen, in welchem Freund Halfen wohnt. Es ist le Marais. Das ist die langweiligste Stelle von Paris. Da herrscht nicht das Elend von St. Marcel, nicht die Vornehmheit des Faubourg St. Germain, aber die personificirte Langeweile, da haben sich alle alten Vorurtheile zusammengethan, um in der Gestalt alter Rentiers mit mäßigem Einkommen, frommer Jungfrauen, die keinen Mann bekommen können, ausgedienter Officiere, die unwissend und gebrechlich sind und in ihrem Leben nichts anderes gelesen und erfahren haben, als was der Mercure de France berichtet, einherzuwandeln, sich zu ennuyiren, ihre Kränzchen zu halten und sich von der ganzen übrigen Welt abzuschließen. Sie finden hier Paris, wie es vor zweihundert Jahren war."

Und warum hat Halfen gerade diesen Stadttheil zur Wohnung auserkoren?

„Weil es sein Vortheil mit sich bringt. Dort kann er die besten Geschäfte machen, er kauft die altmodigen, silberstoffigen Kleider der frommen Damen, die sich des irdischen Schmuckes entledigen wollen, um einfach und tiefgebeugt die Messe bei den Kapuzinern hören zu können, die abgelegten Porte-épée's der ruhenden Officiere, altes Gold, Silber, Münzen, Kupfer, Messing und dergleichen Zeug, und wenn er nur demüthig eintritt, auf die böse Welt schimpft, Neuigkeiten zuträgt, so ist er der gute Junge und bei den alten Junggesellen und Jungfern beliebt. Le Marais liefert ihm die Antiquitäten, das Pays latin die modernen Stücke der Studenten und die übrigen Stadttheile und die Provinzen sind die Ausführungskanäle seines Plunders, während er größtentheils mit Parfumerien und kurzen Waaren bezahlt, die er den kleinen durch die Revolution ruinirten Fabrikanten abhandelt. Dabei ist er der ehrlichste, gemüthlichste Mensch von der Welt, ein Viertel Franzose, drei Viertel

Deutscher, denn daß er Jude ist, kümmert uns jetzt nicht mehr, wo wir zum Aerger der Pfaffen die Confessionen gleich gestellt haben."

Ich nahm meinen Weg nach dem Marais und fand bald das bezeichnete Haus, in dessen Hintergeschoß, einem großen mit Gebäuden umringten Hofraum zugewendet, Herr Halfen wohnte.

Bei meinem Eintritt bezeugte er große Freude und rief einmal über das andere in seinem Elsassischen Jargon: Gottes Willkommen! Dann wieder höflichst einen Stuhl reichend: Soyez le bienvenu!

Der Halfen von heute war auch gar nicht der Tabuletkrämer von neulich, der mir für einige Francs eine Wohnung nachwies. Er sah in seinem Festkleide wie ein vornehmer Mann aus. Er trug den breitschößigen, schwarzen Frack von feinem Tuch mit großen, übersponnenen Knöpfen, die bis über den Bauch ragende Weste, aus der ein zierlich gekräuseltes Jabot herausragte, und von der die goldenen Uhrberloques herunterhingen. An den Füßen glänzten hohe Schuhe mit breiten silbernen Schnallen, von denen sich die seidenen Strümpfe in die Höhe begaben und in kurze Velourshosen übergingen. Böswilligen, die da meinen, den ganzen Anzug hätten die Ouvriers nicht dem Leibe Halfens angemessen, sondern er rühre von irgend einem alten Garçon des Marais her, könnte ich seine eigene, mehrmals im Laufe des Gesprächs geäußerte Versicherung entgegensetzen, daß er nie erkaufte, alte Kleidungsstücke für sich selbst gebrauche und seien diese auch noch so schön — am allerwenigsten am Festtag und gewiß nicht am Neujahrstage.

„Sehen Sie," sagte Halfen, indem er auf die siebenarmige Lampe, die über dem weißgedeckten und mit dem Festbrote belegten Tische hing, auf die weißen Vorhänge an den Fenstern, auf das reinliche mit grünem Velours bezogene Sopha, auf den schöngemalten Misrach, auf den blank gescheuerten, mit alten Teppichen bedeckten Fußboden hinwies und hingesticulirte, „sehen Sie — heute bin ich nicht Halfen, der Tabuletkrämer, der Hausirer, der Trödler — heute bin ich le prince Halphen oder wenigstens der Marquis von Markolsheim, denn aus diesem Städtchen bin ich gebürtig. Wenn der Sabbath kommt, Freitag Abend Punkt drei Uhr, oder wenn der Festtag kommt, schon zwei Uhr lege ich ab den Korb, die Mütze und den Wochenrock und was an mir hängt vom Wochenschmutz und mit ihnen alle Sorgen und Mühen des Geschäftes, beküm-

mere mich weder um den König noch um die Nationale, nicht um meinen Nachbar oder Hauswirth, sondern ziehe mit den Festkleidern einen andern Menschen an, der Wochengolem*) kommt in die Rumpelkammer und der Sabbathmensch steht da. Ist's noch so finster in mir, die Lampen da oben machen's hell, ist's noch so stürmisch draußen, unser Herr Gott kommt nicht im Sturm, sondern wie der Prophet es erfahren, im stillen Säuseln, und die Gebäude auf dem Hofe lassen, wenn auch wenig Sonnenstrahlen, doch auch keinen Wind durch." Er stellte mir jetzt seine Frau vor, eine rüstige, hübsche Dame, der das eng anschließende, lange, weiße Gewand sehr gut stand, und bald darauf mußten die Knaben hereinkommen. „Hier ist," sagte Halfen, „mein Virtuos und hier mein Baumeister. Spaß! Sie sollen sehen, wie er das ganze Palais royal aufgenommen und gemalt hat, jedes Fensterchen ist zu erkennen, und was der François leistet auf Klavier und Geige, das Ihnen zu beweisen, wird sich nach dem Feste Gelegenheit darbieten!"

Jetzt ging das Fest los, denn die Knaben brachten zierlich geschriebene Neujahrswünsche, deutsch und französisch, die Frau umarmte den Sabbathmenschen, und mir rief er einmal über das andere zu, indem er mir die Hand drückte: Zu einem guten Jahre sollst Du eingeschrieben werden.

„Ja," rief er, „zu einem guten Jahre, wir Alle! Wer weiß, was das Jahr bringt und wie es künftig um diese Zeit in der Welt aussieht. Die Bangigkeit spricht sich auch überall aus und ich habe nie so viel Thränen beim Gottesdienste vergießen sehen und nie war die Gemeinde in der großen Synagoge so andächtig, wie an diesem Neujahrsabend."

Er erzählte mir dann, während die Dame des Hauses den Tisch besorgte, von der Pariser Gemeinde.

„Sie wächst von Tag zu Tag seit der Revolution, aber es sind meistens zusammengelaufene Leute aus Elsaß und Lothringen, denn Metz ist eigentlich die Muttergemeinde von Paris. Die Leute kennen sich nicht untereinander, sind nicht verwandt und verbrüdert, daher geht es eigent-

---

*) Golem, eine Menschenfigur von Lehm, die durch kabbalistische Zauberei die Dienste eines Bedienten leistet, bis der Sabbath kommt, an dem sie zusammenfällt.

lich schlecht mit dem Gemeindewesen in einer so großen Stadt und in so neuen Verhältnissen. Die Reichen und Angesehenen stammen größtentheils aus der Provence, aus Bordeaux, aus Venaissin, gehören zu den Sefardim und sehen auf uns Elsaßer mit großer Verachtung herab, auch sind es oft nur Namenjuden, die sich wenig oder gar nicht um jüdische Formen bekümmern und sich fürchten, sie zur Schau zu tragen."

So saß ich denn wieder nach vielen Jahren am Festtisch eines Glaubensgenossen. Ach, ich dachte viel an die Vergangenheit. Jerusalem! wie könnt ich Dein vergessen. Dort waren dieselben Formen, aber sie waren von einer Innigkeit, Wahrheit und Tiefe des Gefühls durchdrungen, hier waren sie, so gemüthlich Halfen auch an seinen Sabbath hielt, doch mehr von der Gewohnheit getragen und erhalten, es fehlte die Wärme, es mangelte das klare Bewußtsein, der unerschütterliche, geprüfte Glaube.

„Nun wie gefällt es Ihnen denn eigentlich in Paris," fragte Madame Halfen.

Ich gab ihr meine Bewunderung über diese mächtige Metropole zu erkennen, von der ich freilich nur noch wenig gesehen hatte.

„Ja," sagte Halfen, „wenn Sie sich erst umgesehen haben, wenn Sie erst die Großartigkeit aller Einrichtungen kennen, werden Sie staunen. Paris ist Frankreich und Frankreich ist die Welt, ewiges, treibendes Leben, ein Strom in dem man erst baden muß und schwimmen lernen, um seine Annehmlichkeit zu erkennen. Nur lassen Sie sich nicht in Politik ein. Sie haben jetzt die Pariser in ihrem Enthusiasmus oder vielmehr in ihrer Verrücktheit gesehen, außer sich vor Liebe für König und Verfassung. Der Winter denke ich wird ruhig ablaufen, bei Frost und Regen machen sie keine Revolution. Passen Sie aber auf, wenn erst wieder der Sommer kommt und die Juni- oder Julisonne ihre Strahlen gerader auf die Pariserköpfe richtet, daß sie sich erhitzen und die schönen, kühlen Nächte das Straßenlager angenehm machen — da geht der Trubel wieder von Neuem los, denn ich traue diesen Leuten, die sie in die Legislative gewählt haben, nicht Gutes zu, und sie werden sich unter den Sansculotten ihre Bundesgenossen suchen."

Aber die Armee wird sie denn des Spektakels nicht Herr werden können? fragte ich.

„Die Armee, nun ja, die kann viel, wenn sie will und wenn — sie gut geführt wird. Der König ist aber,“ fügte er mir ins Ohr raunend hinzu, „der König ist kein Soldat, er ist ein Lamm, das die Hunde hetzen, aber das keinen Hund oder gar ein Rudel Wölfe vom Platze jagen kann.“

So führte das Gespräch uns wieder in das politische Treiben hinein und störte die Behaglichkeit des Festes. Aber noch mehr geschah dies, als jetzt ein junger Mann eintrat und ohne von den Andern beachtet zu werden, auf dem Sopha Platz nahm. Er war ein schön gewachsener Jüngling von kaum achtzehn Jahren; schwarze Locken hingen weit über die Schultern, das Gesicht verrieth das in der Seele des Jünglings glühende Feuer und hatte nur edle Züge. Die Kleidung war etwas phantastisch, fast sah er wie ein deutscher Student aus.

Er saß eine Weile still in der Sophaecke, das Haupt auf einen Arm gestützt, vor sich hin blickend. Im Zimmer herrschte eine peinliche Stille, denn Niemand sprach.

Der junge Mann stand auf und reichte Halfen die Hand.

„Ich gratulire, lieber Onkel, zum neuen Jahre,“ sagte er mit unterdrückter Stimme.

Halfen schwieg und aß hastig weiter. Man konnte ihm die innere Aufregung ansehen.

„Auch Dir, liebe Tante, wünsche ich ein glückliches, frohes Neujahr.“ Er küßte ihre Hand.

Madame Halfen konnte sich der Thränen nicht mehr enthalten und schluchzte, indem sie ihr Gesicht mit dem Taschentuch bedeckte.

Jetzt sprang die Mine bei Halfen.

„Es wird,“ polterte er heraus, „ein schönes neues Jahr geben, wenn Du so fortfährst. Heute zum ersten Male am Neujahr vermißte ich Dich beim Gottesdienst, fehltest Du hier, als die Kinder gratulirten, Du kommst nicht mehr regelmäßig zu Tisch, vernachlässigst Arbeit und Geschäft. Ich bitte alle Welt, was soll daraus werden?“

„Es führt zum Verderben,“ sprach seufzend Madame Halfen.

„Wo wollt Ihr noch weiter hin?“ sprach sich immer mehr ereifernd Halfen. „Der König hat Frieden geschlossen mit der Versammlung. Soll es noch mehr herunter dies Königthum? Soll es seine Majestät ganz und gar in den Staub des Champ de Mars und in den Koth von St. Marceau legen? Was soll das ewige Antreiben des Pöbels, den hohen Obrigkeiten Verlegenheiten zu bereiten? Was geht Dich der Staat an? Wollt Ihr Lumpen Weltverbesserer werden! Sollst Du nicht als Jude, wie der Prophet sagt, in der Stille warten und nicht die Augen der Welt auf Dich ziehen?“

Interessant war es mir, wie diese Vorwürfe bald im Elsassischen Jargon, bald in reinerm Französisch dem Munde Halfens entfielen.

Bei den letzten Worten erhob sich der Jüngling und stellte sich mitten in die Stube. Seine Gestalt schien an Größe zu gewinnen und mit wahrer Begeisterung und im reinsten Französisch sprach er:

„Gerade weil ich Jude bin, weil ich der bisher verachteten, gedrückten, zertretenen Nation angehöre, ist die Volkssache meine Sache geworden. Nein ich will nicht in der Kammer sitzen und unthätig bleiben beim großen Werke der Freiheit.“

„Hat uns der König nicht Alles gegeben, was wir wünschen, sind wir nicht freie Staatsbürger geworden?“ schrie Halfen dazwischen.

„O, das Königthum hätte es uns nimmer gegeben, und wenn es je gewollt hätte, hätten es die Priester, die Adeligen und Beamten nie zugegeben oder verkümmert auf jede Weise. Wartet nur zu, laßt sie nur die Oberhand gewinnen und bald werden alle Gesetze aufgehoben, alle Zusicherungen vergessen sein. Diese Herren werden auch den Juden zurückstoßen, wohin sie ihn haben wollen und wo sie ihn gern sehen, als untersten Stand ihrer Stände, um dem Leibeigenen und Proletarier noch eine Klasse zu zeigen, die im Gesetze unter ihnen steht und die sie hassen können, ohne sie beneiden zu brauchen. Ich bin kein Parteimann, ich sehe nur nach einer Fahne, nach der Fahne unsrer Gegner. Was die wünschen, wonach die streben, wohin die gehen, das ist mir das Schiboleth des Abscheu's, da weiß ich, was ich nicht wünschen, wonach ich nicht streben, wohin ich nicht gehen soll, und alle diejenigen, die gegen sie arbeiten, die das Regiment dieser Höflinge, Tartüffe und Stolzen stürzen

wollen, sind meine Freunde, für die auch ich arbeite und deren Sache ich nicht durch Unthätigkeit versäumen, sondern mit Gut und Blut unterstützen und vertheidigen will."

Halfen schüttelte den Kopf. „Da möchte ich wissen, was mir die Höflinge, die Tartüffe, wie Du sie nennst, die Vornehmen je zu Leide gethan haben. Ich habe meinen guten Verdienst bei ihnen gehabt und sie haben mich dabei mit der größten Artigkeit und Höflichkeit behandelt, sie haben mich nicht gestoßen und nicht getreten, Herr Halfen hinten, Herr Halfen vorn hieß es. Ja Deine Jacobiner und Cordeliers, das sind die feinen Leute! Nicht wahr? Nun, lieber Gott," seufzte er jetzt still vor sich hin, „wenn einmal die Narrheit gelten soll, was hilft da alle Weisheit."

„Es thut mir leid," wendete er sich zu mir, „daß Sie solchen Scenen am heiligen Neujahrsfeste beiwohnen müssen. So geht's jetzt überall und die Ruhe ist geschwunden aus den Häusern und Familien."

Mir that es leid, den guten Mann so gestört zu sehen. Ich suchte das Gespräch von den Tagesereignissen abzulenken und gab ihm bald zu verstehen, daß ich in Palästina und in Jerusalem gewesen wäre. Da war bald aller politische Aerger in der Seele Halfen's wie verweht, mit Eifer legte er mir eine Frage nach der andern bezüglich des gelobten Landes vor und wollte Alles genau wissen, genauer fast, als ich es ihm angeben konnte, denn seine geographischen Kenntnisse vermischten sich mit so viel Fabelhaftem, Aberglauben und Bizarrem, daß es nicht möglich war, in das Chaos seiner Ansichten auch nur ein spärliches Licht zu bringen und daß ich mich mit einzelnen Erzählungen begnügen mußte, denen er mit gespannter Aufmerksamkeit bis zu Ende folgte. Der Jüngling wurde während unserer Unterhaltung abgerufen, und Halfen achtete nicht darauf.

Spät erst gewann ich meine Wohnung in der Straße la Harpe wieder und hatte Zeit, in meinem Stübchen über den verlebten Abend nachzudenken. So viel lernte ich schon einsehen, daß die großen Begebenheiten, die sich am politischen Horizont entwickelten, von den einzelnen Gliedern der Gesellschaft sehr einseitig und egoistisch angesehen und gewürdigt wurden, daß hier die sonderbarsten Individualitäten mitwirk-

ten, die, wenn auch nur Atome im großen Ganzen, doch auf die Gestaltung des Ganzen influiren mußten, des Ganzen, welches sie weder übersehen noch erkennen konnten, und daß sie nur blinde Rollen in einem Drama spielten, dessen Tendenz, dessen Ende in einer ganz andern Hand, in der Hand der Vorsehung, welche die Menschen leitet, liegen mußte.

Ich sollte bald Gelegenheit haben, in dieser Erkenntniß weiter zu schreiten.

46.

Royalist und Republikaner.

Ein garstig Lied! pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht für's röm'sche Reich zu sorgen.
Goethe. (Faust.)

Halfen hatte richtig prophezeit — der Winter ging ohne Aufruhr und großes Geräusch vorüber. Die neue gesetzgebende Versammlung hatte zwar anfangs ihren Hader mit dem König, der freilich ihre Deputation schnöde behandelte und, vom Hofe geleitet, seinen Abschen vor der neuen Ordnung der Dinge nicht gut verbergen konnte, sie wollte ihm dagegen den Titel Majestät und Sire nehmen, alle diese Einzelnheiten, die im spätern Verlauf der Geschichte einer solchen Zeit vergessen werden, pflegen bei ihrem Geschehen große Aufregung in der Gesellschaft hervorzubringen, werden in Zeitungen, Gaststuben, Familien besprochen und beurtheilt, setzen eine Welt von Leidenschaften in Bewegung, lassen auch Eindrücke zurück, deren Einfluß die spätere Zeit nicht mehr abzumessen vermag — dennoch stellte sich bald scheinbar ein gutes Einvernehmen zwischen Krone und Volksvertretung wieder her und Paris blieb äußerlich ruhig.

Ich war völlig eingerichtet in meiner kleinen Wohnung und regelte meine Beschäftigungen; ich sah ein, daß meine innerste Natur dem Treiben politischer Parteiungen widerstrebte und daß ich aus mir selbst herausgetreten sein würde, hätte ich danach gestrebt, auf irgend eine thätige Weise an den politischen Händeln Theil zu nehmen, so lockend auch die Umstände waren. Ich sah ein, daß dies auch nicht möglich sei, ohne sich einer Partei anzuschließen, und in einer jeden erkannte ich nur Leiden-

schaft und endlose Bewegung. Die ganze Revolution hatte ich von Asien aus mit anderen Augen angesehen, als hier in Paris selbst. Der ideale Standpunkt in der Ferne — und doch der einzig richtige — verlor sich von selbst mehr und mehr in der unmittelbaren Nähe. — Deshalb flüchtete ich zu den stillen und unersetzlichen Genüssen häuslichen Fleißes und geistiger Ausbildung. Ich besuchte sehr fleißig die königliche Bibliothek, durchwühlte einen Theil ihrer Schätze und fand in den arabischen Handschriften und Werken, so wie in den französischen mittelalterlichen Folianten reichlichen Stoff für meine Geschichte der Stadt Jerusalem, an welcher ich mit Fleiß arbeitete. Wie schwanden da die langen Winterabende so schnell, wie überraschte mich oft Mitternacht und Morgen bei'm Scheine meiner stillen Lampe, wie freuete ich mich bei'm Hinlegen und Einschlafen schon auf das Erwachen und Aufstehen, um weiter zu arbeiten, um neue Wahrheiten zu entdecken, um auf neue Ueberraschungen zu stoßen. Ich studirte die Philosophie und Religionen des Morgenlandes, ich mußte wiederholt das große Buch meiner Nation — ihr Schuldbuch und ihr Ehrenpreis — aufschlagen, ich mußte die unabsehbaren und tiefen Schätze ihrer Literatur befragen — sie erfrischten meinen Geist, sie erhöhten die stillen Freuden meines Gemüthes, welches sich nach und nach freier fühlte, wenn auch oft genug das Andenken an die Grabhügel bei Zion wie ein schneidendes Schwert mein Herz durchzuckte. Dabei vernachlässigte ich es nicht, Paris und seine Umgebungen zu durchziehen und die Denkmäler der Kunst und der Wissenschaft zu betrachten, auch die verschiedenen Anstalten kennen zu lernen.

Leider hatte auch die Wissenschaft bei der gewaltigen politischen Strömung verloren, wenn auch schon in den letzten Jahren vor der Umwälzung die Cultur derselben auffallend in den Hintergrund getreten war. Ich besuchte die Collèges und die starrste Pedanterie verkümmerte hier die Jahre der Jugend, so daß ich Unparteiische fragte, wo die großen Männer der Wissenschaft und Literatur, wo die Naturforscher, Redner u. s. w. Frankreich's gebildet wären und die Antwort erhielt: Nicht in diesen Collegien, wo die Wortklauberei den klassischen Geist verdrängt hat, sondern was sie sind, sind sie durch sich selbst geworden. Ich besuchte die Hörsäle der Sorbonne, wo man die sonderbare Marotte hatte, die Satzungen der kirchlichen Dogmatik mit der neueren Wissenschaft und ihren Ergebnissen

zu vereinen und zu versöhnen und jene durch diese zu beleuchten und ein rationalistisches Kirchenthum zu gründen, während draußen der größte Theil der Priester sich nicht dem Staate unterwerfen wollte und die beeidigten Priester mit dem Bann belegte, die Legislative hingegen gegen die widerspenstigen Geistlichen donnerte, sie aus dem Königreich werfen wollte und mit dem König in Hader gerieth, der diesem Decret allein mit Beharrlichkeit sein Veto entgegensetzte, während er seine eigne Macht ruhig untergraben ließ und seinen flüchtigen Bruder der Thronfolge verlustig erklärte. — Auch trieb mich das Interesse an den früheren naturwissenschaftlichen und ärztlichen Studien in die Hörsäle ihrer Lehrer, besonders auf das Amphitheater der Anatomie. Auch diese Wissenschaft hatte seit langer Zeit in Frankreich wenig Fortschritte gemacht; man fing an, die Physiologie durch Versuche an lebenden Thieren beleuchten zu wollen, aber es geschah das noch mit einer empörenden Rohheit und Zwecklosigkeit, die zu keinem besonderen Resultate führte. Die Leichen der Menschen wurden mit seltener Frechheit von den sogenannten Fossoyeurs oder Grabräubern von den Kirchhöfen gestohlen und Jemand, der einen Besuch auf dem anatomischen Theater machte, konnte es erleben, die Leiche seines Vaters, seiner Mutter, seines Bruders, seiner Geliebten, die er den Tag vorher begraben und betrauert hatte, dort zu finden. Mit diesen Räubern, die kein Brennholz kauften, weil sie die zerhauenen Särge dazu benutzten, die die Hemden der Verstorbenen trugen, standen die Lehrer und Meister in Handel, sie kauften ihnen die Leiche für zwölf Francs ab und verkauften sie den Schülern für einen Louisd'or. Von den unerquicklichen Ausflügen dieser Art flüchtete ich immer wieder in meine Zelle. Bald sollte ich aber auch hier zwei Freunde finden.

Eines Morgens klopfte es bescheiden an, und herein trat ein junger, fein gekleideter Mann, dessen Erscheinen mir gleich den Franzosen vom alten Regime zu erkennen gab. Er war auch ein junger Adeliger, ein Baron d'Amont aus der Franche-Comté, oder wie er sich nach Abschaffung der Titel nennen mußte Louis Amont. Er entschuldigte sich vielmals, mich belästigen zu müssen. Er hatte mich, wie er versicherte, öfters auf der Bibliothek gesehen und dort mit arabischen Handschriften fleißig beschäftigt gefunden. Auf die Anfrage bei einem Custos, mit dem er meine öftere Unterhaltung bemerkt hätte, habe er meinen Namen, meine Wohnung

erfahren, und daß ich eben aus dem Orient zurückgekehrt sei. Er selbst habe unter den jetzigen Umständen keine Lust, in seinem Vaterlande zu bleiben und eine Reise nach dem Morgenlande sei nicht allein die Sehnsucht seiner frühesten Jugend, sondern auch sein nächstes Vorhaben. Dazu bedürfe er des Raths eines Erfahrenen und sprachlicher Vorbereitungen. Er sei gekommen, mich, wenn ich es erlaube, um beides zu bitten und würde mir für die Gewährung seiner Bitte ewig verpflichtet sein. Er würde es mir nicht verdenken, wenn ich als Fremdling in der großen Stadt und in dieser aufgeregten Zeit vorsichtig in der Wahl meines Umgangs wäre und er nenne mir daher die Namen einiger berühmten Gelehrten, bei denen ich mich nach dem Baron d'Amont erkundigen könne, ehe ich ihm weiteren Zutritt erlaubte.

In dem Wesen des jungen Mannes lag ein gewisser Zauber. Eine große Anmuth der Bewegungen, eine Reinheit der Stimme, eine fast weibliche Sanftmuth nahm sogleich für ihn ein. Sein ganzes Benehmen bezeugte feine Bildung der Sitte und Edelmuth des Charakters. Mich erinnerte so vieles an ihm an meinen Karl, nur daß, was an diesem deutsch war, an d'Amont eben das französische Gepräge hatte. Was sollte ich, der Unbekannte, erst Erkundigungen über einen solchen Jüngling einziehen. Der Gedanke kam mir nicht in den Sinn, daß ich irgendwie durch einen solchen Mann gefährdet werden könnte; weil die Jugend nicht rechnet und berechnet, genießt sie um so mehr. Mit Freuden nahm ich den Jüngling bei mir auf, bat ihn, so oft wiederzukommen, als er den Drang dazu fühlte, und zeigte ihm meine Bereitwilligkeit, ihm nach Kräften zu dienen. Fast täglich besuchte mich der Baron und sein Umgang wurde mir immer lieber. Er wollte mich in die höhere Gesellschaft von Paris einführen, ich schlug es aber aus, denn mir genügte sein Umgang und meine Klause. Wiewohl ich mit Sorgfalt jedes politische Gespräch mit ihm vermied und wir uns größtentheils auf wissenschaftliche Conversation beschränkten, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß sich die Unterhaltung zuweilen in die Tagesbegebenheiten verlor. Ich merkte bald, daß Amont strenger Royalist, daß bei aller Liberalität seiner Gesinnungen und bei der tiefsten Schwärmerei für Humanität, ein patriarchalisches Königthum sein politisches Ideal, jedes Rütteln an der königlichen Macht ein Abscheu für ihn war. Er sah die ganze Bewegung

als das Werk böswilliger Menschen an, denen man aus Schwäche und Güte zu viel nachgegeben hätte; auch er hielt sich nur immer an das, was die Gegenwart Schreckliches und Gefährliches brachte, ohne auf die Schuld der Vergangenheit zu sehen, ohne einen Trost in der Entwickelung des Gewirres für die Zukunft zu schöpfen. Aus dieser trostlosen Gegenwart wollte er nach dem Orient flüchten, wollte er die Wüsten Arabiens durchziehen, nach Persien gehen, um dort die Länder selbst kennen zu lernen und besonders eine reiche Ausbeute für seine Lieblingswissenschaft, die Pflanzenkunde, zu finden. „Ich bin dieses Treibens hier satt," sagte er mir öfters, „auch interessiren mich die Menschen hier so wenig, als sie mich im Orient beschäftigen werden, ich wende meine Aufmerksamkeit der Natur zu und besonders dem lieben, friedlichen, reinen Reiche der Gewächse." So sagte er, aber dennoch war nicht zu verkennen, daß gerade die Liebe für die schuldlose Pflanzenwelt in ihm die Liebe zu den höheren Geschöpfen noch mehr erweckt und gestärkt hatte, er war nicht im mindesten Misanthrop, sondern, wie die meisten Botaniker, der liebenswürdigste Menschenfreund, der nur die Thorheiten der Menschen oft belachte, viel öfter beweinte, diese selbst aber nie hassen konnte.

Ein reicher Onkel, der Güter in Burgund hatte, war ausgewandert und nach dem neuen Decret der Legislative waren sie für ihn verloren, aber d'Amont hatte noch geharrt, er war noch in Frankreich geblieben, er konnte den heiligen Boden des Vaterlandes nicht verlassen und wollte lieber Pflanzen in Persien suchen und in den Wadys der Wüsten botanisiren, als in Koblenz und Trier sich unter müßigen Emigranten umhertreiben.

Sonderbar genug, es blieb nicht lange bei diesem Freunde allein, der Zufall führte mir noch einen andern von entgegengesetzter Richtung zu. Ich war bei einem Besuche des anatomischen Theaters einige Male zu einem jungen Studirenden getreten, der mit großem Eifer an einem besonderen Tische arbeitete, und hatte einige Bemerkungen über seine Arbeit gemacht, indem ich ihn auf einige Vortheile hinwies, die ich noch von Leipzig her kannte. Mit großer Lebhaftigkeit faßte der junge Franzose meine Vorschläge auf und machte sie sich bald zu eigen. Wie erstaunte ich, als eines Tages der junge Charnier (so hieß er) eintrat. Mit sprudelnder Beredtsamkeit schilderte er mir sein Verlangen, einem Manne

näher zu treten, der in seiner Lieblingswissenschaft ihm so Bedeutendes zu leisten schien, dem savant Allemand, von dessen Rathschlägen und in dessen Umgang er Vieles zu profitiren hoffte, und hatte auch schon ein Handbuch bei sich, in welchem ich ihm einige Dunkelheiten erklären sollte, da er die Ueberzeugung hege, daß die deutschen Lehrbücher, die er leider nicht verstehe, Besseres und Klareres darböten. Meister Niquet, bei dem er arbeiten ließ, hatte ihn in seinem Vorhaben, mich zu besuchen, bestärkt. So überrascht ich war und so gern ich alle weiteren Verbindungen vermeiden mochte, so war der junge Franzose ein zu liebenswürdiger Eindringling, um ihn zurückzuweisen. Er achtete auch wenig meiner krausen Stirn und wurde fast täglich mein Gast und, so weit ich ihm dienen konnte, mein Schüler. Er war die Gefälligkeit selbst und mit unermüdlicher Gutmüthigkeit begleitete er mich nach den entferntesten Gegenden der Stadt, zog für mich Erkundigungen ein, so oft ich deren bedurfte und brachte mir bald diese bald jene neue Frucht, bald von den Produkten, die ihm seine Eltern, die eine Gastwirthschaft in einem Städtchen der Bretagne besaßen, zuschickten. Auch war es mir am Ende angenehm, nicht allein an ihm einen Freund zu besitzen, der mich täglich mit Paris und allen Neuigkeiten in Rapport brachte, sondern auch mit einem Zweige des Wissens, dem ich für immer Lebewohl gesagt zu haben glaubte, wiederum in Verbindung setzte und mein Interesse daran, so weit es die übrigen Arbeiten gestatteten, von Neuem erweckte. Es konnte nicht fehlen, daß der junge Charnier ganz andern politischen Tendenzen huldigte, als d'Amont. Er war der gebildete Niquet voll Feuereifer für die Freiheit, voll Haß gegen ihre Gegner, wenn er auch keines Menschen persönlicher Feind war. Der geringste Straßenauflauf konnte ihn in Bewegung setzen und von der ernstesten Beschäftigung und Unterhaltung abziehen. Lebhaft schilderte er mir den Uebermuth der Edelleute in seiner Heimath, welche den Schweiß des gedrückten Landmanns in der Hauptstadt verpraßt und ihre Feudalrechte mit schnödem Stolze und mit gewissenloser Rücksichtslosigkeit ausgeübt hatten. Als ich ihm eines Tages meine Ungläubigkeit an einigen Angaben zu erkennen gab, so dauerte es nicht lange, und er brachte mir ein gedrucktes, ausführliches Referat jener berühmten Augustnacht des Jahres 1789, in welcher die Constituante alle Vorrechte der Feudalität aufgehoben hatte. „Lesen Sie," rief er laut, „lesen Sie diese Liste der feudalen

Schandthaten, die man Rechte nannte; hier haben Sie eins, welches dem Edelmann erlaubte, einen Bauer zu schlachten, um bei der Rückkehr von der Jagd im Blute des Unterthans sich die Füße zu wärmen!" Es stand wirklich da, es war ein Recht, welches de jure erst jene Augustnacht aufhob. „Das ist allerdings schrecklich," sagte ich, „aber Niemand hat wohl je an die Ausführung eines solchen Rechtes, wenn Barbarei und Mord noch als Recht bezeichnet werden kann, gedacht."

„Warum nicht gedacht," meinte Charnier. „Glauben Sie, daß ein Recht bestehen kann, wenn man nicht daran gedacht hat. Gesetzt, seit Jahrhunderten ist es nicht ausgeübt, was ich gern zugebe, vielleicht nie, was ich nicht so leicht zugebe, ist nicht das Denken, ist nicht die Aufstellung eines solchen Rechtes schon ein Verbrechen? Malt es nicht sattsam die Barbarei der Feudalen. die sich in tausend andern, hier benannten Dingen spiegelt, deren Ausführung man nie vergaß." —

Charnier hatte nie eine gelehrte Schule, ein sogenanntes Collège besucht, er hatte bei einem Geistlichen seines Städtchens, einem gelehrten Manne, Unterricht in der lateinischen Sprache gehabt, er las die römischen Autoren mit Geläufigkeit und Verständniß und wußte die Geschichtswerke des Rollin und der Dacier fast auswendig. Diese wenigen Bücher hatten aber seinem Geiste eine kräftige Nahrung gewährt, er hatte ihren Inhalt in sich aufgenommen und verarbeitet, er hatte die Liebe für republikanische Formen und republikanisches Leben daraus geschöpft und durch sie genährt. War es ein Wunder, daß für ihn Ludwig XVI. als ein Tarquinius erschien, den ein neuer Brutus fortjagen mußte, und daß er in den Häuptern der Gironde den beredten und ungestümen Vergniaud, Louvet, Guadet u. s. w. die Brutus und Catonen des neu zu schaffenden Frankreichs erblickte!

Natürlich war es, daß meine beiden neuen Freunde, d'Amont und Charnier, zuweilen bei mir zusammentrafen. Ich vermied mit Sorgfalt jedes politische Gespräch, aber wer war wohl im Stande, dies in Paris zu damaliger Zeit abzuwenden! D'Amont selbst hielt mit aller Feinheit des Weltmann's jede unsanfte Berührung fern und schwieg gewöhnlich, wenn Charnier in seine Exclamationen über die Tagesereignisse ausbrach. Ich gab auch Letzterem endlich zu verstehen, daß mir bei seinem Begegnen mit d'Amont, den ich hochschätzte, jeder Streit unangenehm, jede Kränkung

seines Gefühles mißliebig sei; mir als Deutschem ständen auch die französischen Verhältnisse zu fern.

„Das reden Sie mir nicht ein, wenn ich auch noch nie an Ihrer Wahrheitsliebe gezweifelt habe. Die Revolution wird die Reise um die Welt machen, sagte Mirabeau. Wir werden an den Deutschen, wenn ihre Fürsten auch jetzt ihre Heere gegen uns führen, treue Bundesgenossen finden. Was! Als Deutschem sollte Ihnen die Befreiung von den Fesseln der Tyrannei, die Erhebung des Bürgers aus dem Drucke des Feudalismus, das freie Wort und die Gleichheit der Staatsangehörigen weniger am Herzen liegen, als Deutscher sollten Sie es vorziehen, sich dem Despotismus einer Willkürregierung, dem Zwange des Ständethums und Zunftwesens, der Zersplitterung einer großen Nation und ihrer Theilung durch Provincialrechte und Binnenzölle zu unterwerfen? Sehen Sie hin, wie die Söhne Ihres Vaterlandes an England verkauft wurden, um die Freiheit in Amerika zu unterdrücken, wie selbst Ihr großer König in's Heiligthum der Gerechtigkeit eingreift und ihre Diener auf die Festung schickt, weil sie nicht nach seiner Einsicht urtheilen, wie er den Bürger beschränkt, ihm den freien Erwerb des Grundeigenthums versagt, Monopole schafft und den Adel für die Stützen des Staates erklärt, wie wenig Ihr Kaiser Joseph vermochte, als er den Aristokraten, Priestern und Privilegirten entgegentrat — und Sie werden mir zugeben, daß nur das Volk sich selbst Recht schaffen kann, sich selbst von dem tausendfachen Druck zu emancipiren im Stande ist."

„Sie kennen unser Deutschland nicht," erwiederte ich. „Auch der Deutsche wird den mittelalterlichen Wust von sich abthun, aber nicht in so gewaltsamen Zuckungen, wie hier. Dort tritt die Bildung allmählich in's Volk, begründet und bereitet durch seine Denker, durch die Wissenschaft, durch Volksunterricht, durch die Literatur und selbst die erhabene Dichtkunst. Diese Volksbildung wird selbst durch die Fürsten begünstigt und gehoben, sie geht von den zahllosen Residenzen aus, die miteinander wetteifern, sich durch Cultur der Wissenschaft und Kunst auszuzeichnen. — So wird eine höhere Bildung Fürst und Volk durchdringen und wird die Mißbräuche in Gesetz und Recht beseitigen. Wir werden auch von den Franzosen lernen, aber uns hüten, ihre Fehler zu begehen, vielmehr werden uns diese zur Warnung dienen. Ihre Revolution — ich habe sie

jetzt in der Nähe kennen gelernt — unterbricht den ruhigen Entwickelungsgang der Menschheit, sie untergräbt auf lange Zeit die Wohlfahrt der Nation, ihre Ausbrüche werden anstatt zur Freiheit zur Tyrannei der Volksmassen und dann des Einzelnen führen. Es ist dies wenigstens der naturgemäße Gang. Wir, in Deutschland, haben auch unsre Kämpfe gehabt, aber sie fanden auf einem ganz andern Gebiete und zu einer andern Zeit statt. Ich meine die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von der Reformation auf religiösem Boden her ist Deutschland die Richtung vorgezeichnet, welche es zu nehmen hat, die, durch die Triebkraft eines höhern, geistigen Lebens weiter fortzuschreiten, die Wissenschaft in's materielle Leben eindringen zu lassen und dies durch sie zu fördern und zu bereichern. Wenig kümmert uns da die Staatsform, sie wird sich von selbst und in innerer Nothwendigkeit umwandeln, wie sich das Leben, seine geistigen und materiellen Bedürfnisse umwandeln. Das Volksthum wird seinen Weg gehen und den Institutionen voraneilen, wo diese Hindernisse darbieten, werden sie zu seiner Erstarkung beitragen, der Strom wird sich einen Weg bahnen, ohne niederzureißen und zu zerstören. Frankreich hat die Reformation nicht angenommen, es hat sie mit Feuer und Schwert aus dem Lande gejagt, es muß jetzt dafür büßen."

Ich hatte gut, meinem jungen Freunde in diesem Sinne im deutschen Geiste, vorzupredigen; er verstand mich kaum und hätte er nicht sonst vor mir in mancher Hinsicht Respekt gehabt, meine Politik wäre ihm fast ein Gegenstand des Gelächters geworden.

47.

Der 10. August.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet.
Schiller.

Und dennoch war diese Revolution, wie einer ihrer Urheber von ihr sagte, das Ungeheuer, welches seine eignen Kinder frißt. — Von Deutschland wälzten sich die Heeresmassen immer näher den französischen Grenzen. Die Legislative erklärte dem deutschen Kaiser den Krieg, der erste Zusammenstoß war unglücklich für die Waffen Frankreichs, und seine Krieger wurden mit Macht zurückgeworfen. Nicht ohne Grund beschuldigte man den König des Einverständnisses mit den fremden Mächten. Daß am Hofe wenigstens die Fäden zusammenliefen, welche im Ausland gegen die neue Ordnung der Dinge und gegen die Ausschreitungen der Revolution gesponnen wurden, war gewiß und hat sich auch nachher bestätigt; daß der König schwankte, bald an der Herstellung seiner Macht arbeitete, die er im Innern seines Herzens zurückwünschte, bald sich den Revolutionären in die Arme warf, unter denen er sich zuerst die schwächeren Feuillants zu Ministern wählte, dann zu den ihm verhaßten Girondisten überging, daß er zum Mindesten den Krieg mit Schlaffheit und ohne Aufbietung der nöthigen Kräfte führte, war ebenso gewiß. Immer aufgeregter, immer unruhiger wurde das in Schrecken vor feindlichem Ueberfall gesetzte Paris. Doch ich müßte eine Geschichte jener denkwürdigen Zeit schreiben, wenn ich all die Einzelnheiten anführen wollte, deren jede die Welt mit Staunen und Schrecken erfüllte, ich will ja nur die zum

Theil verblaßten Erinnerungen meines eignen, unbedeutenden Lebens diesen Papieren anvertrauen.

Es war am Abend eines schönen Junitages, d'Amont saß bei mir, wir sprachen von seiner nahen Abreise, die er von Marseille aus machen wollte, noch ehe vielleicht der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrechen könnte; ich erzählte ihm von meinem Aufenthalt in Jaffa, da stürmte es die Treppe herauf und Charnier trat in größter Aufregung ein.

„Haben Sie es gehört," rief er uns entgegen, „Louis hat die patriotischen Minister fortgeschickt. Er will das Decret gegen die eidverweigernden Priester nicht unterzeichnen, er will das Lager der verfassungstreuen Truppen von Paris entfernt wissen, er hat sich seine Minister aus der Rechten gewählt. O, nun haben wir's, Frankreich ist verrathen. Man hat zuerst seine Grenzen geschwächt und jetzt will man die Hauptstadt preisgeben. Man sieht dem Tage mit Verlangen entgegen, an dem die Oesterreicher in Paris einziehen werden, um Rache zu nehmen und die Emigranten über die Patrioten triumphiren zu lassen. Es soll ihnen nicht gelingen, den Elenden!"

D'Amont schien mit sich zu kämpfen, ehe er Antwort gab, aber dennoch konnte er es nicht überwinden, dem Exaltirten zuzurufen:

„Sie häufen unerwiesene Beschuldigungen auf Seine Majestät, den König. Was seine Feinde behaupten, ist nicht immer die Wahrheit. Die beschworene Constitution hat dem König die Wahl seiner Minister freigestellt, sie hat ihn zum Haupt der militärischen und ausübenden Macht gemacht. Warum will man ihn einschränken, während man selbst sich Ausschreitungen erlaubt, warum will man ihm die Ausübung seines Veto in einer Gewissenssache verwehren. Warum sind die Herren Minister von der Volkspartei nicht im Stande, das Ausland von den Grenzen zu halten, haben sie sich unfähig gezeigt, Frankreich zu schützen, so mögen sie gehen und Andern Platz machen."

„O, Eure Verfassung, das ist die Maske, hinter welcher Ihr die Possen mit der Nation spielt, die Verfassung, die Euch grade nicht mehr genirt als das Geschrei der Faubourgs, die Verfassung, die man bald mit Hülfe der Ausländer über den Haufen zu werfen gedenkt, sie muß her-

halten, wo es gilt, die Macht des Volkswillens zu brechen, die Wohlfahrt der Nation zu untergraben!“

„Und wohin wird dieser Volkswille, dieses unbestimmte, schwankende, Alles mit sich fortreißende Ungethüm führen. Er wird uns Alle begraben, er wird Bürger gegen Bürger stellen, er wird die Tugend und die Gesittung ächten, er wird seinen Egoismus gegen alles Heilige und Erhabene wenden . . .

„Er wird,“ unterbrach Charnier wüthend, „er wird die Heuchler entlarven, er wird diesen Louis mit seinen Priestern und Aristokraten stürzen, er wird Frankreich befreien, er wird Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit nicht untergehen lassen. Fort mit Eurem Tyrannen, fort mit den Emigranten und ihren Söhnen.“

Der persönliche Angriff, welcher in diesen Worten Charniers gegen d'Amont gerichtet ward, empörte mich. So sehr ich den jungen Mann wegen seines trefflichen Gemüthes liebte, so durfte ich dergleichen Invective gegen den älteren und besonneneren Freund nicht dulden.

„Es thut mir leid, Herr Charnier, Ihnen es sagen zu müssen. Sie werden die Güte haben, den Augenblick mein Zimmer zu verlassen. Ich habe Ihnen schon öfter gesagt, daß ich dasselbe nicht zum Tummelplatz politischer Leidenschaft und zur Arena des Wortgefechtes gemacht sehen will. Verlassen Sie mich.“

So sprach ich und Charnier verließ eilends mein Zimmer, d'Amont that es unendlich leid, mir diese Unannehmlichkeiten veranlaßt zu haben, wenn er auch nur die unschuldige Ursache war.

Der 20. Juni ging vorüber, jener Tag, an welchem Tausende von Vorstädtern, von den Jakobinern aufgeregt und angeführt zuerst vor der gesetzgebenden Versammlung defilirten, dann in die Tuilerien drangen und vom Könige die Unterzeichnung des Verbannungsdecretes gegen die unvereideten Priester und die Rückkehr der abgetretenen Minister (Roland u. s. w.) verlangten. Es ist bekannt wie Ludwig XVI. an diesem Tage durch die unerschütterliche Ruhe, welche er der aufrührerischen Masse entgegensetzte, wenn sie ihn auch die Jakobinermütze aufzusetzen zwang, seine Feinde beschämte. Auf einem Stuhle, der auf einem Tische in einer Fensterbrüstung stand, sitzend, ließ er die wogenden Pöbelhaufen an sich vorüberziehen, die zuerst in Verwünschungen sich ergossen, dann den Ruf

vive le roi! ausbrachten. Der König deutete ihnen an, daß hier weder Zeit noch Ort wäre, Entschlüsse von ihm zu ertrotzen. Die Gefahr ging noch einmal an ihm vorüber und die Anführer des Aufruhrs wurden eine Zeitlang von der öffentlichen Meinung erdrückt, die solche Verletzung alles Rechts, solche Verhöhnung der eignen Nationalwürde laut tadelte und brandmarkte. Es war den Jakobinern nicht gelungen, den König im Juni zu stürzen, es gelang aber auch den besonnenen Bürgern nicht, den Eindruck, welchen die Frechheit der Massen und ihrer Führer gemacht hatte, zum Heile des Königs zu verwenden und den Anstoß zu einer Rückkehr zur Ordnung zu geben. Es gelang insbesondere deshalb nicht, weil nur die Aufruhrpartei Energie genug entwickelte, der Gefahr, welche der Einfall der fremden Truppen drohte, zu begegnen und das Land in Vertheidigungszustand zu setzen.

„Ach," sagte Halfen, den ich zu dieser Zeit wieder öfters besuchte, „ein Königthum, dem man die rothe Mütze aufgesetzt hat, ist kein Königthum mehr. Der Glanz ist herunter und mit ihm die Würde. Ich sollte ihm Rath geben können. Ich bin nur ein dummer Mensch, aber es nimmt mich Wunder, daß die, welche um das Königthum sind, noch viel dümmer sind. Was lassen sie den König in Paris. Zur Armee mußte er. Ich sagte, wenn ich wie er wäre: Gut! Ich will selbst den Krieg führen und ging nach Rouen. Dann käme ich zurück an der Spitze der Truppen und wie wollte ich den Jakobinern aufspielen."

Der Rath meines Halfen konnte freilich dem König nichts nützen, aber er hatte keineswegs Unrecht. Ludwig konnte sich auf keine Partei stützen, weil er keiner vertraute. Der Hof suchte durch Intriguen einer Revolution Herr zu werden, deren Wogen immer höher trieben, man versäumte die zum Handeln günstigsten Momente. Es war seit dem Frühjahr Gelegenheit genug, daß sich der König an die Spitze der Truppen stellen konnte. Mit ihnen hätte er den Aufruhr gedämpft, die Umwälzung angehalten, aber er hätte dann auch der Zeit und den Umständen Rechnung tragen müssen und durch Gewährung freier Institutionen und Abschaffung der Mißbräuche die Nation gewinnen, deren größter und edelster Theil ihm noch immer treu anhing. Man versäumte Alles und verlor Alles.

Bald gewannen die Jakobiner wieder die Oberhand, um so mehr,

da sie in der gesetzgebenden Versammlung einen Stützpunkt hatten, während diese wieder in den Clubs ihre Decrete vorberathen und durch die Clubs durchsetzen und in Ausführung bringen ließ. In der Versammlung und in den Clubs wurde schon über die Absetzung des Königs, die man im Juni durch die Volksmasse nicht erlangt hatte, verhandelt. Die Legislative erklärte: Bürger, das Vaterland ist in Gefahr! und die Gewalt war factisch dem Könige schon genommen. Von diesem Augenblicke an war die Aufregung der Volksmasse bis zum höchsten Grade gediehen, ganz Paris schien ein Lager werden zu wollen. Sämmtliche öffentliche Behörden waren in Permanenz versammelt, alle Bürger, welche fähig waren, die Waffen zu ergreifen, wurden mobil gemacht. Jeder wurde angehalten die Waffen und Munition anzugeben, mit welcher er versehen war; die, welche keine Gewehre hatten, wurden mit Piken bewaffnet, deren man eine Menge schmiedete; auf den öffentlichen Plätzen wurden Bataillone von Freiwilligen angeworben und eingetragen um Fahnen mit der Inschrift: Bürger, das Vaterland ist in Gefahr! Dabei fanden tumultuarische Zusammenrottungen statt, es fielen Gefechte und Raufereien zwischen einzelnen Theilen der Nationalgarde vor, bei denen das Blut in Strömen floß. Insbesondere durchzogen die wilden Horden der Föderirten, die aus Marseille und der Bretagne angekommen waren und das Hauptcontingent der Jakobiner wurden, die Straßen, griffen diejenigen Bataillone der Nationalgarde, welche es mit dem Hofe oder mit der Verfassung treu meinten, auf den elysäischen Feldern an und machten das Marsfeld zu ihrem Hauptquartier. Man denke sich hinzu das Geschrei der Colporteurs auf den Straßen, die Exaltation der Volksredner an allen öffentlichen Plätzen, um die sich die beifallrufenden Volkshaufen versammelten, die Straßenjugend, die überall einen Tummelplatz ihrer Ausgelassenheit fand, die durch die Straßen wogenden abschreckenden Gestalten der Vorstädter, die aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommend ihren Muthwillen und ihre Rachgier zügellos walten lassen konnten und man hat dennoch nur ein schwaches Bild von dem damaligen Paris und von der Auflösung, die der ganzen Gesellschaft drohte.

Nun wurde das unkluge, berüchtigte Manifest des Herzogs von Braunschweig verbreitet, und die Wuth gegen die Fremden, die Paris mit dem Untergang bedrohten, und gegen den König, den man mit ihnen

im Bunde glaubte, kannte keine Grenzen mehr. Sie kam zum Ausbruch und führte die Katastrophe des 10. August herbei.

Am Abend vorher besuchte mich d'Amont. Er war sehr ernst, nahm in einer Ecke des Sopha's Platz und vertiefte sich in ein vor ihm liegendes Buch. Plötzlich stand er auf und reichte mir die Hand.

„Ich muß fort, mein theuerster Freund," sagte er bewegt. „Wir sehen uns vielleicht nie wieder."

Ich stutzte.

„Ja, es kann wohl sein. Bewahren Sie mir ein gutes Andenken. Morgen wird's zur Entscheidung kommen. Sie wollen das Schloß stürmen, die Wahnsinnigen, alle Vorkehrungen sind getroffen. So fern ich mich bis jetzt von Allem gehalten, in dieser entscheidenden Stunde, wo das Leben meines Königs bedroht ist, kann und darf ich ihn nicht verlassen. Ich werde mich den Vertheidigern der Tuilerien zugesellen und in den innersten Gemächern nahe der Person des Königs und seiner Familie mich mit andern treuen Royalisten postiren. Wir haben geschworen, unser Leben für den König willig hinzugeben. Noch kann es sein, daß wir ihn retten. Ein großer Theil der Nationalgarde und ihr Anführer Mandat scheint dem Könige ergeben zu sein und bereit, ihn zu vertheidigen. Die Schweizergarde wird sich bis auf den letzten Mann schlagen und die im Innern postirten Royalisten, — freilich nur noch eine schwache Schaar — wollen unmittelbar die Person des Monarchen beschützen. O, diese Emigration, das sehe ich ein, ist das Unglück Frankreichs. Sie haben ihn feige verlassen ihren König, weil sie ihre eignen Güter gefährdet sahen, wären sie alle geblieben, es wäre nicht dahin gekommen."

So trübe Ahnung mich bewegte, ich konnte dem Entschluß des Jünglings nur meine Achtung zollen. Lange hielten wir uns umarmt, bis er sich mit Gewalt meinen Armen entwand und davon eilte.

Ich trat in Niquet's Zimmer, um eine Bestellung zu machen. Hier hatte sich in der letzten Zeit Vieles verändert. Der Mann hatte fast ganz und gar seinen Werkschemel verlassen und die Frau mußte durch Waschen und Nähen die Familie ernähren. Er selbst war Nationalgardist mit der Pike geworden und verbrachte seine Zeit, die Wachen zu beziehen, an den Aufläufen Theil zu nehmen oder in Clubs den Rednern zuzuhören. Alles

dies versetzte ihn fast in eine wahnsinnige Stimmung, denn es war selten ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden. Seine Wuth gegen die Aristokraten steigerte sich von Tag zu Tag, er knirschte über das Veto, ohne nur zu wissen, was dies Wort zu bedeuten hätte, er fluchte dem comité autrichien, und ich glaube nicht, daß er im Geringsten über die geographische Lage Oesterreichs unterrichtet war, wie er denn Preußen und Rußland fast für identisch hielt und den Unterschied zwischen Prussiens und Russes nicht begreifen konnte. Er war auch heute in sehr aufgeregtem Zustande, wußte aber wohl, was sie vorhatten.

„Morgen, Bürger," sagte er, „wird's sich zeigen, wer länger Herr bleiben soll, ob das souveräne Volk oder dieser Herr Veto, ob die Aristokraten, die vom Schweiße des Bürgers prassen, oder das Volk, das für sie arbeiten soll, ob die Höflinge und Priester, die uns verrathen, oder die Nation, die Allen Freiheit und Gleichheit erkämpft. Morgen geht es auf die Tuilerien los, und er soll uns nicht wieder entwischen, der Tyrann!"

Es wäre meinerseits große Thorheit gewesen, mit diesem exaltirten Menschen viele Worte zu wechseln und es zu versuchen, ihn auf andere Wege zu bringen. Die ganze Volksmasse war ja nicht allein gegen den König und den Hof, sondern gegen die Bourgeoisie, gegen die Mittelklassen und alle hervorragenden Männer, die nicht zur extremen Partei gehörten, aufgewiegelt und in einen Zustand geistiger Trunkenheit versetzt, der sich erst, nachdem Ströme von Blut vergossen waren, und eine lange Tyrannei sie niedergedrückt hatte, legen sollte.

Es wird Mitternacht, ein schöner, sternenheller Himmel erleuchtet die Nacht, der Mond glänzte mild im letzten Viertel. Da ertönt das Geläute von Notredame und sofort stürmen alle Glocken. Durch die Straßen wirbelt die Lärmtrommel, der Generalmarsch wird in allen Theilen der großen Stadt geschlagen. Die Haufen der Aufrührer finden sich unter lautem Geschrei: Es lebe die Nation! zusammen und durchziehen die Straßen, bis sie sich auf den öffentlichen Plätzen ansammeln und nach vorher wohlbestimmter Ordnung aufstellen. Kanonen rasseln durch die Straßen. Die Nationalgarden ziehen nach dem Schlosse. Je näher der Morgen kommt, desto furchtbarer wird das Gewühl der Menschenmenge, die Meisten drängen nach dem Pont neuf, dem Pont royal, den Tuilerien,

dem Stadthause. Bald verbreitet sich das Gerücht, daß hier eine neue Communalbehörde installirt sei, daß der beliebte Maire Petion unter den Schutz oder vielmehr die Aufsicht von dreihundert Mann gesetzt worden, daß die neue Behörde die Insurrection leite. Ich konnte in meinem Zimmer nicht ausharren. Ich mußte der großen Volkstragödie näher sein, ich drängte mich nach dem Stadthause hin und von da nach dem Pont royal. Ewig denkwürdig wird mir dieser Tag bleiben. Das Stadthaus umwogte eine wilde Menge von Pikenmännern, schreienden Weibern, zerlumpten Gestalten von St. Antoine und St Marceau. So eben riß man die Leiche des Commandanten der Nationalgarde, Mandat, in Stücke. Er war vom Schlosse vor die Stadtbehörde citirt worden; bei seinem Eintritt in's Hotel sah er erschrocken die neuen Mitglieder, von deren Einsetzung er in den Tuilerien noch nichts erfahren hatte. Man beschuldigte ihn, der Nationalgarde den Befehl ertheilt zu haben, auf's Volk zu schießen und befahl, ihn nach der Abtei abzuführen, aber schon auf den Stufen des Stadthauses fiel die Menge über ihn her und ermordete ihn. Der berüchtigte Brauer Santerre erschien als neu ernannter Befehlshaber der Nationalgarde. Somit war dem Hofe die Hauptstütze seiner Vertheidigung entzogen. Die Insurgenten hatten sich in der Nacht in Colonnen formirt, sie waren wohl organisirt, und als sie gegen die Tuilerien anrückten, hatten sie sich bereits des Arsenals bemächtigt und die Waffen unter sich vertheilt. So groß die immer noch anwachsenden Massen waren, so wilde Kampfeswuth auch auf allen Gesichtern lag, so schien doch noch Besorgniß vor der Macht des Königs den Zug zu verlangsamen und den Angriff des Schlosses zu verzögern. Ein unbestimmtes Gefühl, eine geheime Furcht lebte noch in den Gemüthern, da man die Maßregeln und die Kräfte der Vertheidigung im Schlosse nicht kannte und immer noch größer dachte, als sie wirklich waren. Am Pont neuf waren von der dem Könige ergebenen Departementalbehörde Kanonen aufgestellt, um die Verbindung der Aufrührer beider Ufer der Seine zu verhindern. Auf einmal zogen diese ab, wie es hieß auf Befehl der Stadtbehörde. Jetzt kamen die Föderirten von Marseille und der Bretagne die Straße St. Honoré herunter, mit ihnen die Vorstädter, besetzten den Carousselplatz und pflanzten dort einige Kanonen auf. Man sah sie schon hier und da mit Haufen Nationalgarden fraternisiren, deren Treue somit schon schwankend war.

Noch war kein Schuß gefallen, als sich das Gerücht verbreitete, welches sich auch bald bestätigte, daß der König mit seiner Familie das Schloß verlassen und sich in die Mitte der legislativen Versammlung zurückgezogen habe. Mit vieler Mühe war er mit seinem Gefolge, von Nationalgarden escortirt, über die Terrasse der Feuillants durch die in Schimpfreden und Verwünschungen ausbrechende Volksmenge nach dem Saale der Versammlung gelangt, um dort Schutz zu finden. Besonnenere bestiegen jetzt die Terrassen, die Rampen und Statuen, um zur Mäßigung zu rathen. Es sei jetzt kein Motiv mehr da, die Tuilerien zu stürmen, man sollte das Nationaleigenthum schonen. Eine Menge Nationalgarden zogen sich zurück. Die Gensd'armerie, welche bis jetzt die Höfe des Schlosses besetzt hatte, verließ ihren Posten unter dem Rufe: Es lebe die Nation! Allein so billig wollten die Aufrührer das Tagewerk nicht aufgeben. Die Marseiller und Vorstädter drangen in erster Linie in das königliche Portal am Carousselplatz ein und gelangten in die Höfe. Jetzt hörte man das Donnern des Geschützes, eine furchtbare Masse drängte nach dem Eingang, sie wogte hin und zurück, bis man offenbar ihre Flucht bemerkte, dann, obgleich die Kanoniere der Nationalgarde, welche in den Höfen aufgestellt waren, bald mit den Vorstädtern fraternisirten und ihr Geschütz sogar gegen das Schloß richteten, so wankten und wichen die treuen Schweizergarden, nur 500 an der Zahl, und die in den innern Gemächern und Sälen versammelten Royalisten nicht. Sie gaben ein mörderisches Feuer aus den Fenstern, drangen vor, die aufrührerische Menge wich und in wenigen Augenblicken war der Carousselplatz gesäubert. Ein wildes Geschrei ertönte, die Massen drängten zurück, Verwundete und Todte wurden in Menge vorübergetragen. Ein Schrecken schien sich über Alle verbreitet zu haben und drang selbst in die Versammlung, die sich einen Augenblick für verloren hielt. Aber das Feuern der Schweizer hörte auf. Ein Befehl des Königs, der ihnen aus der Loge desselben, die man ihm im Saale angewiesen hatte, zugekommen war, untersagte ihnen den ferneren Widerstand. Die Treuen gehorchten, aber sie entgingen um so weniger dem Tode. Von Neuem stürmten die Bretonen gegen das Schloß. Es war kein Kampf mehr, es war ein Morden. Die Schweizer, die Edelleute wurden niedergestoßen, an ihren Leichnamen ließ das ent-

fesselte, blutgierige Volk seine Wuth aus. Sieg! Sieg! erscholl es von allen Seiten. Ich wußte, daß dies Siegesgeschrei das Todesröcheln meines Freundes begleitete. Mit Mühe gelangte ich nach dem stillen Pays latin. Niquet war unter den Pikenmännern des Stadthauses. Seine Frau weinte bitterlich.

48.

Rettung aus la Force.

Je theurer erkauft, je werther sollt ihr sein.
Shakspeare (Kaufmann von Venedig).

Ein tiefer Schmerz durchzog meine Brust. Ich sehnte mich nach dem Vaterlande, ich dachte an die Rückkehr. Ich konnte mich nicht in die Idee finden, daß die höchsten Güter des Lebens so theuer erkauft zu werden brauchten, daß die Entwickelung der Menschheit zur Cultur, zur Freiheit, zur Wohlfahrt ihren Weg über Leichen und zertrümmertes Glück zu nehmen habe. Aber noch näher lag mir im Augenblick die Trauer um den verlornen Freund, um meinen liebenswürdigen d'Amont.

Da schlich es leise zur Thür herein und im Halbdunkel der Abenddämmerung stand Charnier vor mir. Sein Gesicht war bleich und der tiefste Schmerz sprach sich in den ernsten Zügen aus. Der Arm lag in einer Binde.

„Sie haben mir die Thür gewiesen, ich muß dennoch wiederkommen. Aber ich komme heute nicht um meinetwegen."

Ich sah ihn an und fragte:

„Um Gottes willen, Charnier, was ist Ihnen? Sie sehen entsetzlich bleich aus. Sie tragen den Arm in einer Binde.

„Ach, es ist nichts", sagte er wehmüthig und warf sich in einen Lehnstuhl, „es ist nichts. Freilich mit meiner Anatomie, mit meiner Chirurgie ist's aus. In wenigen Monaten gehe ich nach Hause und werde Gastwirth. Hu, wie werde ich in der Kneipe meines Vaters den Gästen vom zehnten August erzählen. Schöne Träume meiner Jugend, ihr seid hin, alle hin!"

Ich ahnte jetzt, was geschehen sein mußte.

„Sie haben heute mit den Insurgenten gekämpft. Sie sind verwundet worden, doch nicht schwer? Sonst könnten Sie nicht hier sein."

„Nicht schwer, aber doch bedeutend. Mir ist der Armnerv durchschnitten, der Arm wird lahm werden. Ja, ich habe unter den Insurgenten gekämpft, für die Freiheit des Volkes, ich habe meinen Arm gegen die Tyrannei gewendet, aber die Wunde habe ich im Kampfe um Ihren Freund, um d'Amont erhalten. Er ist für's Erste gerettet."

Ein Gefühl voll Wärme, ein Gefühl der Bewunderung, der Freude hob meine Brust. Eine edle That inmitten so vielen Unrechts, sie versöhnt mit der Menschheit wieder.

„Ich bitte, erzählen Sie mir das Nähere. Doch, Sie scheinen erschöpft, hier erst einen Trunk Wein, mein bester, lieber Charnier.

Er erzählte. Charnier war unter den Bretonen, seinen Landsleuten, die die Avantgarde der Aufrührer bildeten, in's Schloß gedrungen. Die Schweizer hatten den Kampf aufgegeben. Vergebens stellte er den Wüthenden vor, daß der Kampf nun ruhen könnte. Man sollte die Umgebung des Schlosses besetzen und dann abziehen. Sie drangen die Treppen hinauf. Charnier blieb bei ihnen, seine Absicht war, so viel er vermochte, das Blutvergießen zu verhüten. Er vermuthete, daß d'Amont unter den Edelleuten wäre, die im Innern der Säle und Zimmer postirt waren; ihn zu retten war sein Hauptzweck in diesem Momente. Sein Auge spähete umher. Er bemerkte in einer Fenstervertiefung eine Anzahl der Unglücklichen, unter ihnen d'Amont. Schon stürzte ein Haufe Bretonen auf sie los, er stellte sich vor die Brüstung und suchte sie durch eine Anrede fern zu halten. Als der Andrang immer größer wurde, als schon einige Royalisten Opfer der Volkswuth geworden waren, da rief er, indem er sich vor d'Amont stellte: „Landsleute, diesen Einen gebt mir, er war mein Freund, sie haben ihn mit List hierher geführt!" Ein Hieb auf seinen rechten Arm war die Antwort, das Blut rieselte durch die leichte Kleidung. Aber mit einer Donnerstimme rief ein Bretone: „Tiger, den laßt mir in Ruhe, das ist der Sohn meines guten Nachbarn, ein ehrlicher Junge, der heute Lorbeeren verdient hat. Gebt ihm den Mann zum Geschenk, oder bringt ihn nach der Abtei!" Nach der Abtei! rief ein Haufen. Nach la Force! riefen Andere. D'Amont wurde fortgeführt, wie Charnier

später erfuhr, saß er in la Force. Er selbst wurde, ohnmächtig vom Blutverlust, nach dem Hotel de Dieu gebracht, dort verbunden und sollte bis zur Heilung zurückgehalten werden. Aber er wollte mich von der Rettung d'Amonts benachrichtigen und eilte fort. So viel Großmuth und Aufopferung erforderte meine tiefste Anerkennung, die ich kaum in Worten zu geben vermochte. Ich brachte ihn nach seiner Behausung, wo er der Pflege seiner Grisette anvertraut und von seinen Collegen, den jungen Chirurgen, bewacht wurde.

Die Wogen der Revolution trieben indessen immer höher und höher und schlugen über die Häupter nicht allein vieler Unschuldigen, sondern auch über ihre eifrigsten Urheber und fleißigsten Vertheidiger zusammen. Der König saß mit seiner Familie im Tempelthurm gefangen, seine Suspension war ausgesprochen, ein Nationalconvent sollte über sein Schicksal entscheiden. Allmächtig war die Municipalität der Hauptstadt, an deren Spitze Männer wie Danton, Marat, Robespierre standen, welche die Massen zu immer größerer Gewaltthätigkeit reizten, um durch sie die legislative Versammlung, durch diese Frankreich zu beherrschen. Die Gefahr, die von Seiten der Invasion drohte, brachte die Schuldigen zur Verzweiflung. Schon hatten die Preußen die Festungen Longwy und Verdun bombardirt und genommen. Diese Nachricht setzte Paris in die größte Unruhe, denn jetzt war die Hauptstadt nicht mehr sicher. Die Municipalität wußte recht gut, daß es nur die Minderzahl der Nation war, die ihre Greuel billigte und ausführte, daß der größte Theil sich nach Befreiung sehnte; sie beschloß, ihn durch die Furcht vor ihrer Kühnheit einzuschüchtern und alsbald nahm jener Terrorismus den Anfang, der, wenn er auch Großes vollbrachte, wenn er auch Frankreich von seinen äußern Feinden befreite und die Widersacher der Revolution im Innern darniederschlug, doch Jahrelang wie ein Alp auf der Nation lag, unzählige Opfer dem Blutgerüst überwies, zur Schande der Menschheit in einem so aufgeklärten Jahrhundert wurde und den Namen Vieler, die eine Zierde des Vaterlandes hätten werden können, auf ewige Zeiten brandmarkte.

Eine allgemeine Haussuchung wurde angeordnet und mit großem Eclat durchgeführt; man kerkerte Tausende ein, die durch ihren Stand, ihren Namen oder ihr Betragen verdächtig waren, oder nur schienen.

Besonders waren es Priester und Adelige, die mit fanatischer Wuth verfolgt wurden. Alle waffenfähigen Männer wurden auf dem Marsfelde in Regimenter geordnet und nach der Grenze geschickt. Glockengeläute, Trommelschlag, Kanonendonner hallte den ganzen Tag durch die Stadt und betäubte die Bewohner.

Ich wurde eines Morgens zu Charnier gerufen. Seine Wunde war beinahe geheilt, doch mußte er den Arm noch in einer Binde tragen und fühlte eine beträchtliche Lähmung in demselben.

„Die Gefangenen in la Force und in den übrigen Gefängnissen", sagte er zu mir, „schweben in der größten Gefahr. Ich habe sichere Kunde, daß sie am morgenden Tage überfallen und niedergemetzelt werden sollen. Die Banden der Marseiller und von Finisterre werden ein schreckliches Gericht halten und die Municipalität wird sie nicht daran hindern. D'Amont muß gerettet werden. Es geht nicht anders, als daß ich mich selbst nach la Force und unter die Banden begebe, wenn ich mich auch hüten werde, an ihren Ausschweifungen Theil zu nehmen. Aber selbst in diesem Falle ist die Gefahr für ihn nicht vorüber, man wird ihn bald von Neuem greifen. Er muß sofort, wenn es mir gelingt, Paris verlassen. Dazu bedarf es Ihrer Beihülfe. Halten Sie sich morgen am Pont royal auf, verlassen Sie die Stelle nicht, halten Sie einen Fiaker bereit, der Sie nach dem Thore St. Denis fährt, wenn es mir glückt, Ihnen den Unglücklichen zuzuführen. Die Barrièren werden sämmtlich geschlossen sein. Sie zeigen dann diese Karte dem Bürger Moussard, welcher die Section am Thore befehligt und mir befreundet ist. Er wird d'Amont passiren, Sie aber nach meiner Wohnung escortiren lassen. Nun aber ist zu bedenken, wie d'Amont weiter kommt. Diese Sorge muß ich Ihnen überlassen; auch weiß ich nicht, ob er mit Geldmitteln versehen ist. Er muß nach dem Süden und zu Schiffe, denn nach der östlichen Grenze läuft er zu viel Gefahr, von unseren oder den feindlichen Truppen aufgegriffen zu werden."

Ich dachte lange nach, auf welche Weise ich meinen Theil zu dem freilich noch sehr zweifelhaften Rettungswerk beitragen könnte und konnte zu keinem Entschluß kommen. Endlich sagte ich: Vortrefflicher Charnier, ich bin mit Allem einverstanden, aber lassen Sie mich einen Weg machen, vielleicht bin ich schon in wenigen Stunden zurück.

Ich eilte zu Halfen. Er war leider nicht zu Hause und ich mußte mehrere Stunden auf ihn warten. Madame Halfen sah meine Verlegenheit und Ungeduld und als ich ihr darüber nicht Rede stehen wollte, eilte sie wohl zehn Mal die Straße entlang, ihrem Manne zu begegnen. Endlich kam er.

„Gottes Willkommen, Freund, sieht man Sie auch einmal. Nun, was sagen Sie zu allen den Geschichten. Nun wird man wohl bald aus voller Kehle rufen müssen: Es lebe die Republik! Spaß! Was da für Leutchen an's Ruder kommen werden. Sie werden so lange rudern, bis sie sich Alle in den Sumpf ihrer eignen Missethat hinein- und festgerudert haben! Mit dem Handel wird's bald ganz vorbei sein."

Ich hatte keine Zeit, politische Jeremiaden mit anzuhören.

Ich komme, lieber Herr Halfen, in einer wichtigen Angelegenheit. Nur Ihrer allgemein anerkannten Redlichkeit, nur der Barmherzigkeit, zu der Sie als Sohn Israels verpflichtet sind, kann ich eine ernste Angelegenheit vertrauen. Nie hat der Verrath die Schwelle eines Israeliten übertreten. Aber ich fordere auch Rath von Ihrer Einsicht, Hülfe und Beistand von Ihrer Umsicht und Menschenliebe.

Jetzt entdeckte ich ihm die ganze Angelegenheit.

„Hm, hm", brummte Halfen in den Bart, „das ist leicht und das ist schwer. Es ist leicht, wenn Sie Ihren Freund nur erst haben. Sie bilden sich wirklich ein, der junge Student wird ihn mir nichts, dir nichts aus la Force, dem schönen Hotel, schaffen, er wird ihn den Bluthunden entziehen, die schon heute ihre Wuth in der Conciergerie und in den Carmes ausgelassen haben und die eine halbe Million Menschen ruhig ihr Wesen treiben läßt. Schande über Schande! Eine halbe Million sieht dreihundert Mördern zu, ohne sie am Morden zu hindern. — Ohne sie niederzuschmettern!" setzte Halfen nach einer Weile fast schreiend hinzu.

„Es ist ferner leicht", fuhr er fort, „wenn Sie Geld haben, denn Sie sollen Ihr blaues Wunder sehen, wie inmitten dieser Republik, dieser Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, dieser allgemeinen Tugend und republikanischen Herrlichkeit das Geld, das baare, liebe Geld eine gewichtige Rolle spielen wird. Denn wenn man wird einsehen, daß ein allgemeines Raub- und Plünderungssystem sich nicht einmal im Kriege durchführen läßt, dann wird man wieder durch List und Schmeichelei, durch

Lug und Trug zu Gelde kommen wollen, weil — Geld gilt, lieber Freund. Deshalb müssen Sie auch bei Ihrem Werke Geld haben, denn Ihr Freund wird keine Schätze aus la Force bringen, und auf dem Wege nach Marseille und im großen Weltmeer keine finden, auch giebt's unterwegs hungrige Maires, liebenswürdige Adjoints, ehrbare Polizeimänner, die Alle Geld brauchen und der Nase Ihres d'Amont nicht eher die aristokratische Form vergeben, und den aristokratischen Tritt seiner Füßchen übersehen werden, als bis sie liebäugelnd in seinen Geldbeutel geschaut und der Silberblick ihr republikanisches Herz erfreut und gehoben hat."

„Nun also Freiheit und Geld und ich schaffe d'Amont wohlbehalten nach Marseille. Ueber wie viel haben Sie zu disponiren?"

Ich sagte ihm, daß ich nicht wüßte, ob d'Amont im Augenblick ohne Mittel sei, daß aber auch in diesem Fall ich über 500 Francs zu disponiren hätte, daß ich ihm zudem Empfehlungen nach Jaffa geben könnte.

Ich hätte dann freilich kaum noch ein Jahr in Paris privatisiren können und wäre ohne Mittel zur Heimkehr genöthigt gewesen. Solche Rücksichten konnten indeß nicht in Betracht kommen.

„Das ist genug", meinte Halfen, „geben Sie ihm 150 Francs baar, für das Uebrige kaufen Sie einen Wechsel bei Mr. Chaumont, St. Honoré, Nr. 28. Schreiben Sie sofort nach Jaffa die Empfehlungsbriefe. Gelingt es dann Herrn Charnier, ihn aus la Force zu bringen, so bringen Sie ihn nach dem Thore von St. Denis und geben die Karte an Moussard ab. Den kenne ich besser, als ihn Charnier kennt. Einige Louis werden das republikanische Herz rühren, denn er ist ein Dalfen *), wie ihn Paris nicht größer kennt. Ich werde dafür in's Cabriolet steigen. Wir werden dann um die Mauer herum nach Fontainebleau fahren. Dort kenne ich den Maire, noch besser den Adjoint. Sie werden mir einen Paß nach Marseille ausstellen. D'Amont reist unter falschem Namen und stellt einen Commis der Handlung Halfen und Compagnie vor." —

Nachdem wir noch Mehreres besprochen, begab ich mich zu Charnier, der mit der Anordnung zufrieden war.

---

*) Armer Teufel.

Charnier eilte am frühen Morgen nach la Force. Dies Gefängniß, ursprünglich einem Herzog de la Force gehörig, wurde zufällig ein wahres „Haus der Gewalt," so daß das Volk diesen Namen nur von den Befestigungen, Riegeln und Eisengittern ableitete, hinter denen hier das Verbrechen seine Strafe erlitt. Ludwig XVI. hatte mit freigebiger Humanität dieses fürchterliche Hôtel besser und zweckmäßiger einrichten lassen, er hatte dafür gesorgt, daß die Zellen behaglicher ausgestattet wurden und ein Unterschied in der Behandlung der auf einfache Vergehen mit den auf Verbrechen Angeklagten gemacht werde. Er hatte überhaupt dem Gefängnißwesen, den Behausungen des tiefsten menschlichen Elends eine rührende Aufmerksamkeit zugewendet, jetzt schmachtete er selbst im Tempel, dem Asyl der Schuldner. Eine dichte Menschenmenge umgab la Force. Einige hundert Banditen drangen ein, die Wachen der Nationalgarde hinderten sie nicht daran und blieben ruhig stehen, die Municipalität bekam die Kunde ihres Vorhabens, sie ließ sie gewähren. Die Truppe höhnte noch die heiligen Formen der Gerechtigkeit. Eine Art Gerichtshof wurde von ihnen gewählt und angestellt, weil die hohen Gerichtshöfe zu Orleans viel zu langsam und milde in der Bestrafung der „Schuldigen" erschienen. Vor diesen Gerichtshof, der sich im Innern eines Hofs eingerichtet hatte, wurden die unglücklichen Schlachtopfer geführt und mußten eine Art kurzen Verhörs bestehen. Erschallte dann der Ruf: „Zur Abtei!" und glaubte der Unglückliche, frei zu sein, so war dies vielmehr das Zeichen für die Henker, denen sich auch ein Theil der sogenannten Richter zugesellte, beim Ausgang des Hofes die Verurtheilten abzuschlachten oder mit Beilen und Aexten niederzuschlagen. Mit aufgerollten Hemdärmeln standen die Ungeheuer. Nicht Jugend, nicht Schönheit, nicht Unschuld fanden Gnade. Es war nur ein besonderer Zufall, wenn Lossprechung erfolgte, denn es gab Momente, wo ein Funken der Menschlichkeit aufglimmte, wo die Mörder gerührt wurden, um bald darauf mit kaltem Blute ihr Handwerk wieder zu beginnen. Der Freigesprochene hatte dann eine neue Gefahr zu bestehen. Sie erdrückten ihn — mit Liebkosungen.

Es war wohl eine der härtesten Aufgaben, die je einem Jüngling von Ehre und Gefühl gestellt worden ist, wie sie hier Charnier zu bestehen hatte. Er mischte sich unter die Mörder, er nahm Platz neben den Richtern, er suchte die Bekanntschaft des einen oder des andern, der ihm

am einflußreichsten schien; während ihm das Herz vor Abscheu, Mitleid und Entsetzen zitterte, mußte er ruhig da stehen und den Greueln zusehen. Er schrie, er jubelte, er fluchte mit ihnen und fingirte eine Geschäftigkeit, während er zu wiederholten Malen der Ohnmacht nahe war. Sein Auge ward dann, wenn ein neues Opfer vorgeführt wurde, auf die Pforte des Gefängnisses gerichtet, seine Seele suchte nur des einen Gedanken Meister zu werden, die eine Richtung zu verfolgen: d'Amont zu retten. Was ist das Ausharren im Schlachtengewühl, die Tapferkeit des Kriegers gegen solchen Heldenmuth! So dauerte es bis zum Nachmittag, die wilde Horde wurde des Blutes nicht satt. Tausende waren schon geschlachtet, von Einigen schleppte der Pöbel die Leichname durch die Straßen, sie trugen das Haupt der unschuldigen und schönen Prinzessin Lamballe auf einer Pike und brachten es nach dem Tempel, um unter dessen Fenstern den „Tyrannen" mit diesem scheußlichen, herzbrechenden Anblick zu strafen.

Schon wurde es dunkel, eben war ein junger, schöner Mann, ein Obrist der aufgelös'ten französischen Garde, der ebenfalls am zehnten August im Schlosse gefangen genommen worden war, unter den Beilschlägen der Ungeheuer gefallen, als man d'Amont vorführte. Er trat entschlossen und fest vor die Richter. Laut wurde gerufen: Louis d'Amont schuldig, in den Tuilerien gegen das Volk gekämpft zu haben. Die Mörder hatten bei sinkender Sonne schon Eile und eben sollte der verhängnißvolle Ruf: zur Abtei! ertönen, als Charnier vorsprang: „Bürger," rief er, „der junge Mann bleibt leben. Ihr kennt mich, Ihr wißt es, wie ich für die Freiheit des Volkes glühe und daß ich für sie gekämpft. Seht meinen Arm, er ist gelähmt, ich habe ihn im Kampfe für die Freiheit eingebüßt, durch wen? durch einen Pikenmann, als ich eben diesen, meinen Freund, retten wollte. Der Franzose hat den Sinn für die Freundschaft nicht verloren. D'Amont ist mit List von den Aristokraten nach den Tuilerien gelockt worden — das betheure ich Euch! — er war immer ein Volksfreund, er hat mich ernährt, er soll mich weiter ernähren, da ich nicht mehr arbeiten kann, er ist mein Schuldner geworden, denn ich habe meine Kraft für ihn eingesetzt, er ist noch jung, er soll dem Vaterlande noch als Gelehrter, als Soldat, als Patriot dienen. Mir gehört er und wenn Ihr ihn tödtet, will ich mit ihm fallen, so richtet auf mich Eure Wuth oder mit meinem schwachen Arm stoße ich diesen Dolch in's freie Herz!" Bei

den letzten Worten umfaßte er d'Amont fest, zog den Dolch, schwang ihn hoch und rief: Es lebe die Nation! es lebe die Freundschaft!

Es lebe die Freundschaft! schallte der einstimmige Ruf der harrenden Mörder.

„Scheert Euch rasch fort, Bürger," rief ein Marseiller, „der Kerl ist Euch geschenkt."

„Weiter! Weiter!" riefen Andere, und durch eine Gasse der auseinanderweichenden Menge zogen die Jünglinge sich fest umschlungen haltend.

Es ist leicht zu ermessen, mit welcher Angst und Ungeduld ich am Pont royal stand — und den ganzen Tag harrte. Ich stand an den Pfeiler einer Laterne gelehnt und sah gleichgültig auf die einzelnen Menschen und Gruppen, die an mir vorüber eilten. Ein panischer Schrecken hatte die sonst so fröhlichen Pariser ergriffen, kaum daß Einige wagten, sich von den Greueln zu erzählen, die in den Gefängnissen vorgingen. Viele, sehr viele hätten lieber den Feind in den Mauern der Stadt gesehen, als dieser ewigen, unbestimmten Angst ausgesetzt zu sein. So fürchterlich das Manifest des Herzogs von Braunschweig lautete, so drohend es für Paris war, so hätte doch nimmermehr ein fürstlicher Herr, wie er, an der Spitze eines disciplinirten Heeres so Schreckliches begehen lassen, als jetzt geschah, als man noch zu erwarten hatte. Ich stand am Pont royal und mit stumpfer Gleichgültigkeit sah ich auf die Herrlichkeit um mich, ohne Interesse war die schöne Aussicht, welche sich hier darbietet. Von der einen Seite erhoben sich die Tuilerien, das Louvre, von der andern das Palais Bourbon — die jetzt verwais'ten Wohnungen der Könige und Fürsten, vor denen dasselbe Volk im Staube lag, denen es als Halbgöttern Bildsäulen errichtete, dasselbe Volk, das den Enkel Heinrich des Vierten gefangen hielt und ihm die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten versagte. Herüber schauten die beiden herrlichen Quais der Insel des Palastes und die beiden andern, die den Fluß begrenzen mit ihrer im Herbstschmuck stehenden Blumenflor und den noch grünenden Baumpflanzungen — ich stand und betete leise für das Gelingen des Freundschaftswerkes, für die Errettung jenes Unschuldigen. Die Sonne war im Sinken und unwillkürlich öffneten sich meine Lippen und in der heiligen Ursprache

stammelte ich angstvoll das schöne Gebet des Versöhnungsabends, in heiliger, erhabener Erinnerung an die Jugendzeit.

O sieb, schon wendet sich der Tag.
Ich feiere Dich: Erhabener, der Alles vermag,
O öffne denen, die liebend Du bewacht,
Heiliger!

Auf wunderthätige Weise erhoben die Worte meine Seele — eine Ahnung gewisser Rettung tauchte in mir auf und belebte meine Kräfte, der Gott Israels war heute wohl noch nicht angerufen worden, ich beschloß mit ihm und nie ohne ihn den ferneren Lebensweg zu betreten, mit ihm dem Schicksal in's Auge zu sehen.

Da erblickte ich von Weitem die beiden Jünglinge Arm in Arm, nahen, ja sie waren's! Ich faltete die Hände! Du hast gerettet, Herr!

„Ich bringe ihn," sagte leise Charnier, „leben Sie wohl, d'Amont, leben Sie glücklich, erhalten Sie sich dem Vaterlande! Bessere Zeiten werden kommen, das Volk wird erwachen, es wird die Schandthaten sühnen. Bleiben Sie ihm treu! .... Es ist keine Zeit jetzt zu verlieren, eilen Sie!"

In wenigen Augenblicken saß ich mit d'Amont in dem bereit gehaltenen Cabriolet, in welchem ich ihn über Alles instruirte. Ich reichte ihm Geld, Wechsel und Empfehlungen nach Jaffa. „Es ist keine Zeit zu Danksagungen, Freund, von Jaffa her erwarte ich Nachricht!" Er übergab mir mehrere Schlüssel. Der Fanatismus der Massen hatte sich bis jetzt von Raub und Plünderung frei gehalten, man hatte nicht einmal die Taschen des Gefangenen durchsucht, noch sich um seine sonstigen Angelegenheiten bekümmert.

„Ist meine Wohnung noch unversehrt, so finden Sie in meinem Bureau ein Kästchen, sowohl mit Gold, als mit einer Menge Edelsteinen gefüllt. Machen Sie Alles zu Gelde und senden Sie es nach Abzug Ihrer Auslagen nach Jaffa an das Ihnen bekannte Handlungshaus. Mit meinen Büchern und den Portraits meiner Eltern machen Sie es ebenso."

Wir kamen am Thore St. Denis an, Halfen stand da. „Gottes Willkommen," sprach er leise, „das nenne ich ein Wunder! Daniel aus der Löwengrube! Ja Löwen! Hunde sind es, Tiger. Gott sei tausend Dank, daß Sie hier sind. Es ist Alles besorgt."

Ein bärtiger Sectionär nahte sich dem Wagen begleitet von einigen Pikenmännern. Halfen überreichte ihm die Karte. Er stellte sich, als prüfe er sie sorgfältig. „Sacre Dieu," rief er, „Bürger, nur die Zwei dürfen passiren. Den Dritten bringt ihr nach der Montagne St. Geneviève, Numero 27 zum Bürger Charnier, er darf nicht passiren. Charnier wird ihn dem Commissair des Pays latin übergeben. Hier ist die Ordre."

Er schrieb einige Worte mit Bleistift auf Papier. Halfen verzog das Gesicht ironisch und hatte schon Platz im Wagen genommen. Die Barrière wurde geöffnet und der Wagen rollte hinaus. Die Pikenmänner nahmen mich in ihre Mitte. Es war schon dunkle Nacht und der Weg war weit. Endlich kamen wir bei Charnier an. Er empfing uns ernst, las den Zettel und verabschiedete mit einigen Francs die Begleitung: „Ich werde Alles besorgen, Bürger! grüßet den Bürger Moussard. Setzen Sie sich!" rief er mir barsch entgegen.

Die Leute zogen ab.

Ich fiel dem edlen Jüngling in die Arme. Er aber war erschöpft und eine hitzige Nervenkrankheit folgte den mannichfaltigen Aufregungen der letzten Wochen. Ich wich nicht von seinem Bette. Er genas und nahm den Weg nach seiner Heimath. Halfen entledigte sich seines Auftrags mit Geschicklichkeit und war mir in der Besorgung der d'Amont'schen Sachen behülflich. Eine reichliche Belohnung, zu der ich von meinem Freunde beauftragt war, war ihm sehr angenehm.

49.

Vor den Triumvirn.

> Fern sind seine Jugendträume,
> Abwärts liegt das Vaterland!
> Novalis.

Ich stand wieder allein und nahm mir vor in meiner Zurückgezogenheit und Einsamkeit zu beharren. Ich setzte meine historischen und sprachlichen Forschungen fort, und meine literarischen Arbeiten nahten sich einem Resultate. So ging über ein Jahr vorüber und nichts störte mich in meiner Ruhe. Ich beschloß endlich, sobald als möglich wieder nach dem Orient zu reisen; dort wollte ich mir noch manche Frage an Ort und Stelle beantworten, dort mit gereifter Erfahrung und fortgeschrittenem Wissen das Erlangte prüfen und ordnen, dort — ich gestehe es — meine theuern Gräber besuchen. Es sollte anders werden.

Die Revolution schritt indessen vorwärts und stieß in ihren Abgrund einen ihrer Herren und Missethäter nach dem andern. Die Furcht hielt Alle darnieder, lähmte jeden Arm. Die Ereignisse sind bekannt, wie sie Frankreich endlich in die Hände eines Triumvirats und besonders eines Menschen, Robespierre, brachten, der von Eigenliebe getrieben und nach der Dictatur strebend, ohne Genie und ohne Schwung, dem starren Dogmatismus seiner Principien unzählige blutige Opfer brachte. Den Lehren des gemüthvollen Jean Jaques Rousseau, die in Robespierre zu einem System wurden, fielen fast ebenso viel Köpfe, wurden noch mehr Thränen geweint, als allen andern frühern religiösen und politischen Meinungen. Auch die Lehren jenes Philosophen fanden ihre Secte, die sie mit dem Fanatismus aller Sectirer durch das Beil der Guillotine in

die Wirklichkeit zu führen strebten. Mit den Worten: Tugend, Freiheit, höchstes Wesen u. s. w. wurde zum Ueberdruß auf der Tribüne des Nationalconvents, in den Jacobinerclubs, in den öffentlichen Blättern umsichgeworfen, während die Tugend nur noch in den Gefängnissen in der Stunde der Noth des Eingekerkerten, in den letzten Augenblicken des zum Schaffot Verurtheilten ihre Verehrung und Ausübung fand, die Freiheit durch Verdächtigungsgesetze, die wie ein Domoklesschwert über den Häuptern der Bürger schwebten, mehr als je unterdrückt und einer allgemeinen Furcht gewichen war, das höchste Wesen aber sein Angesicht vor den Greueln seiner Kinder und dem Cultus, dessen Haupt ein Robespierre war, verhüllen mußte. — Der gewaltsame Tod durch den Henker wurde etwas Gewöhnliches, Alltägliches, und wie oft sah ich die Karren mit den Unglücklichen nach dem Revolutionsplatz fahren, wo sie ihr Leben aushauchen sollten und ein lebhaftes Gespräch wurde unter ihnen geführt, als führen sie in fröhlicher Gesellschaft zu einer Landpartie.

Mit der Hartnäckigkeit der Sectirer wollten Robespierre und seine Anhänger die tausendjährige Geschichte einer Nation verwischen, antikrepublikanische Sitte und Moral einführen in die civilisirte Welt des achtzehnten Jahrhunderts und die Meinungen und Gewohnheiten eines ganzen Volks beherrschen. Nicht allein die politische Form des Staates erlitt eine jähe Veränderung, alle bisherigen Bande der Gesellschaft wurden gebrochen, Stand und Vorrang sollten durch Gleichheit ausgerottet, Religion und Priesterthum verbannt, und durch die Anbetung des höchsten Wesens ersetzt werden, dessen Anerkennung von Seiten der französischen Nation feierlich proclamirt wurde! Hierzu kam die Veränderung in der Zeitrechnung und im Kalenderwesen, in Gewichts- und Münzenbestimmung, hierzu die Festsetzung eines Maximums des Waarenpreises, welches bei Todesstrafe nicht überschritten werden durfte, die beständige Agitation in den Straßen und in den Clubs, das Aufgebot in Masse gegen den siegreichen, äußern Feind, der angestrengte Dienst der Bürger in der Nationalgarde, die Lähmung des Handels und der Schifffahrt durch den Krieg, der Industrie durch das Aufhören des Luxus bei der Unsicherheit des Eigenthums und dem Verschwinden aller aristokratischen Elemente, die Ueberschwemmung mit richtigem und falschem Papiergeld — und man hat aus der Aufzählung aller dieser Umstände einen geringen Be-

griff von der Verwirrung, in welche die Gesellschaft durch jene Weltverbesserer gestürzt wurde, denen man bei allem Abscheu vor ihren Thaten das Verdienst nicht rauben darf, durch die Energie ihrer Maßregeln, durch den Terrorismus ihrer Staatsactionen Frankreich vor der Invasion gerettet zu haben, welche freilich später dennoch erfolgte, aber nicht mehr im Stande war, diejenigen Ausgleichungen, welche als wohlthätige Reformen aus der Revolution hervorgegangen waren, wieder aufzuheben — was — man denke an das Manifest des Herzogs von Braunschweig — 1792 und 1793 gewiß geschehen wäre.

Vielleicht war es ein gütiges Geschick, welches mich damals mit Gewalt aus der Hauptstadt trieb, denn, wenn ich auch unbekannt und ruhig lebte, so war doch Niemand sicher, vor das Revolutionstribunal geschleppt zu werden, wenn er so unglücklich war, Ausländer zu sein. Dann aber hörte selbst jede Form des Rechts auf, es bedurfte keiner Beweismittel, es halfen keine Beweismittel, die Vertheidigung war abgeschnitten.

Ich trat eines Abends bei Niquet ein. — Er war zum Officier einer Section ernannt worden, und nun hatte alle Lust zur Arbeit aufgehört. Wir sprachen über mehrere Einrichtungen in meinem Chambre garnie; er hatte aber kein Ohr dafür und ich mußte es mit der Citoyenne abmachen. Es traten mehrere Männer seiner Abtheilung herein und brachten ihm eine Ordre. Sie war vom Wohlfahrtsausschuß ausgegangen, von da an die Municipalität gerichtet, von dieser an den Commandanten der Nationalgarde u. s. w. und endlich an den Chef der Section, den Bürger Niquet, gekommen, der angewiesen wurde, auf der Stelle sich mit mehreren Gardisten nach der Straße St. Jaques Numero 15 zu begeben und dort einen deutschen Baron, Namens Volkmar nebst seiner Gattin festzunehmen und sie nach der Conciergerie zu bringen, die Papiere desselben zu versiegeln und herbeizuschaffen. Ich sprach mit der Frau Niquet in einer Ecke des Zimmers, während der Mann mit Hülfe seiner Genossen die Ordre herausbuchstabirte. Ich horchte auf und mir entging kein Wort. Der Name Volkmar war mir auffallend, ich hatte ihn irgendwo nennen gehört, eine Erinnerung mußte sich an denselben für mich knüpfen, ich marterte einige Augenblicke mein Gedächtniß, endlich fiel es mir bei. Volkmar — Oberst Volkmar — das war ja ein Mann, den mein Vater oft genannt hatte, wenn er von meiner Geburtsnacht

sprach, richtig! es war der Name des Mannes, der den Arzt zu meiner Mutter begleitete, der ihn zur Reise bestimmte. Eine Ahnung trieb mich an, eine Unruhe bemeisterte sich meiner. — Riquet schickte die Männer fort, um noch einige andere aus der Section zu holen.

„Bürger Riquet,“ wandte ich mich zu ihm, „ich habe eine Bitte, eine dringende Bitte. Nehmt mich mit bei der Verhaftung, ich habe ein Interesse, einer solchen einmal beizuwohnen.“

„Das geht nicht,“ meinte Riquet, „Sie sind nicht von der Section, überhaupt nicht im Dienst.“

„Nun so laßt mich von der Section sein, so lange Ihr Befehlshaber seid. Ihr könnt mir ja nachher den Dienst erlassen oder erleichtern. Ich bitte darum. Ihr wisset, ich wohne nun länger als zwei Jahre bei Euch und bin ein ruhiger Mann, der es nicht schlecht mit der Republik meint.“

Riquet schwankte. Seine Frau, die ein großes Gewicht hatte, da er sonst bei dem republikanischen Eifer verhungert wäre, redete zu. „Nach wem hast Du dabei zu fragen,“ sagte sie, „was kann Dir das für Gefahr bringen, einen neuen Patrioten in Deiner Schaar zu haben?“

„Mir will's nicht gut scheinen,“ sagte Riquet, „aber es sei!“ Er eilte nach einer Kammer, holte mehrere Sachen und in wenigen Augenblicken stand ich als Sectionsmann da. Mir war eigen zu Muth unter der rothen Jakobinermütze, die lange Pike in der Hand und einen rostigen Reitersäbel an der Seite.

Die Männer traten ein und ich wurde ihnen vorgestellt. „Mein Chambregarnist, Bürger Neuendorf, eingetreten in die Section des Pays latin, Straße la Harpe, unter mein Commando.“

Man machte nicht viel Umstände, und es ging fort.

Wir kamen Jean Jaques Numero 15 an. Beim Portier wurde nach dem Baron Volkmar gefragt. Zwei Treppen hoch rechts, im zweiten Zimmer des Corridors.

Mit pochendem Herzen folgte ich den mit schweren Tritten die Treppe hinauf polternden Männern.

Wir traten ein. Ein junger, schöngewachsener Mann saß neben einem Schreibsecretär und las Briefe. In der Ecke des Sopha's saß mit weiblichen Arbeiten beschäftigt die wirklich schöne Frau.

Bei unserm Kommen stand der Mann auf und schritt ruhig auf die nach und nach eintretenden Männer zu.

„Was ist Ihr Begehr, meine Herren," fragte er in einem Französisch, dem man den deutsch-fränkischen Accent anhören konnte. Riquet zeigte den Verhaftsbefehl vor. Der Mann erblaßte.

„Sollte es kein Irrthum sein," fragte er, „ich habe nichts mit der Politik der Republik zu thun. Ich bin hier als Kranker hergekommen, um mich von einem hartnäckigen Uebel durch die hiesigen Wundärzte heilen zu lassen. Unterdessen brach der Krieg aus, und ich konnte nicht nach meinem Vaterlande zurück, habe aber hier ohne alle Verbindung gelebt."

„Das geht uns nichts an," brummte Riquet, „wir haben nur zu gehorchen und können keinen Aufschub gewähren. Machen Sie sich fertig mit Madame, es geht nach der Conciergerie."

Während dieses Gespräches war die junge Frau aufgestanden, hatte sich der Gruppe genähert und war mit einem Schrei des Entsetzens ihrem Manne in die Arme gefallen, der sie ohnmächtig auf das Sopha trug. Die Sectionsmänner standen unbeweglich.

Ich zitterte vor Wuth und Ingrimm, es war ein Deutscher, ein fränkischer Landsmann, es war gewiß der Sohn des Mannes, dessen Menschlichkeit ich mein Leben verdankte und er sollte in das Gefängniß des Verbrechens geschleppt werden, aus welchem der Weg nur zum Schaffote führte, wahrscheinlich ganz schuldlos. Aber welches Entsetzen überfiel mich, als ich dem jungen Weibe in's Gesicht schaute, in's blasse todtenähnliche Gesicht. Es war — Elise von Salting.

Ich fühlte, daß ich mich von der Situation nicht überwältigen lassen durfte, daß hier Alles auf's Handeln ankam, Alles vom schnellen, zweckmäßigen und doch nicht übereilten Handeln abhing. Während Riquet an's Bureau trat und die Papiere zusammensuchte und einsiegelte, während der Baron seine Gemahlin in's Leben zurückrief und tröstete, überlegte ich, was zu thun sei. Und dennoch war mein Nachdenken für den Augenblick ohne Folgen, ich sah ein, daß es jetzt nur darauf ankommen konnte, genaue Kenntniß zu erlangen, wer der Mann sei, ob er sich irgend eines Vergehens schuldig fühlte, oder eine Vermuthung über die Ursache seiner Verhaftung hätte, und dann wohin man ihn bringen, in welchem

Theile des Gefängnisses man ihn verwahren würde. Er sprach seiner Frau Trost zu.

„Theure, geliebte Elise, fasse Dich! Wir haben ja nicht das Geringste verschuldet — wir leben ja unter einer civilisirten Nation, die den Fremden insbesondere Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Wir bleiben zusammen und unser Schicksal wird sich günstig gestalten."

„Sie sind aus Franken?" fragte ich in deutscher Sprache mit verstellter Stimme, ohne Elise anzusehen.

Mit einem verklärten Gesicht, als er die Töne der Muttersprache vernahm, antwortete der Baron: „Ja wohl, mein Herr."

„Vielleicht der Sohn oder ein Verwandter des Obersten Volkmar in K. . . .?"

„Allerdings," erwiederte derselbe voll Erstaunen und Zuversicht, „der Obrist war mein Vater. Mein Gott, kannten Sie den Trefflichen?"

„Bürger," rief jetzt Niquet ärgerlich; „Sie kennen den Dienst noch nicht. Es ist nicht erlaubt, daß der Sectionär mit den zu verhaftenden Personen ein Wort spricht. Ich verbiete es Ihnen."

Niquet fuhr mit seinem Geschäft fort. Elise hatte sich erholt und sah nach mir. Ich stellte mich an ein Fenster, ohne ihr das Gesicht zuzukehren, trommelte an die Scheiben, wie spielend und sang trillernd:

„Nur Geduld der Freund ist da,
„Hülfe ist gewiß Euch nah,
„Deutsches Kind verzage nicht,
„Deutscher Muth den Kerker bricht.

Wohl merkte ich, daß die Worte neue Hoffnung in den Herzen der Unglücklichen anfachten. Sie wurden gefaßter. Der Baron unterstützte Niquet in seiner Arbeit, gab einem Manne eine Hand voll Gold, einen Wagen herbeizuschaffen, in dem sie Alle Platz hätten, um nach dem Gefängniß zu fahren. Elise warf sich zitternd eine Enveloppe um, ihr Auge suchte mich, ich vermied sorgfältig ihren Blick, indem ich zu wiederholten Malen obige Verse absang. Zwei Wagen fuhren jetzt vor, und wir setzten uns in Bewegung. Wehmüthig sah Volkmar noch einmal auf sein Zimmer zurück, faßte den Arm seiner Gemahlin und beide gingen vor uns her. Niquet nahm mit seinen Gefangenen den ersten Wagen ein, wir Andern folgten im zweiten. Es war schon Nacht, als wir vor der Con-

ciergerie anlangten. Niquet machte bei dem wachthabenden Officier die Meldung. Er allein durfte die Gefangenen im Bureau abliefern, wir Andern sollten umkehren, ohne die Schwelle des weitläufigen Gefängnisses zu übertreten. Während Niquet mit der Wache verhandelte, trat ich an's Cabriolet, worin meine Landsleute saßen: „Fingiren Sie beim Aussteigen eine Ohnmacht, Madame," flüsterte ich ihnen zu. Dieser Aufforderung hätte es beinah nicht bedurft. Als Elise aus dem Wagen steigen sollte, knickte sie zusammen, ich sprang rasch hinzu, nahm sie auf meinen Arm und trug sie in die Pforten des Gefängnisses. Ich gewann dabei die Gelegenheit, ihr mit leiser Stimme zuzurufen: Haben Sie Hoffnung, ich bin Franz Neuendorf, ich setze Alles für Ihre Rettung ein." Ich fühlte in meinen Armen, wie sie bei diesen Worten zusammenzuckte. Aber wir waren bereits in die Pforte eingetreten und ich mit Niquet im Bureau, wo ich sie niedersetzte. Niquet gab seine Ordre ab, erhielt eine Ablieferungsbescheinigung, sie wurden einem Gefängnißwärter übergeben mit genauer Bezeichnung des Quartiers, in welches sie eingeschlossen werden sollten. Elise warf bei meinem Abtreten einen Blick auf mich, sie schauderte zusammen, das merkte ich noch, als sie mich im Costüm des Jakobiners sah. Ich trat mit Niquet hinaus, der Sturm pfiff um das Gebäude des Elends, es war dunkle Nacht, nur spärlich vom Laternenlicht erleuchtet. Neue Wagen, neue Wachen strömten nach dem Gefängniß, mein Herz war dem Zerspringen nah. Ich kam mit Niquet in unsrer Wohnung an, ich warf mich auf mein Bett. Schneller Entschluß mußte gefaßt werden und dennoch war ich rathlos. Tausend Pläne machte ich in der schlaflosen Nacht und verwarf sie bald wieder.

Es dämmerte kaum, als ich mich zu dem einzigen Freunde begab, den ich in der großen Stadt hatte, zu Halfen. Ich traf ihn beim Morgengebet. Er stand gegen Osten gewendet, an der Wand seines Zimmers bekleidet an Stirn und Hand mit den Gebetriemen, andächtig murmelnd, und den Blick nach oben gerichtet — und winkte mir, ohne sich stören zu lassen, bei meinem Eintritt zu, Platz zu nehmen. Ich mußte warten, bis er geendet hatte. Dann streifte er ruhig die Gebetriemen ab und rief mir sein „Gottes Willkommen" zu.

„Das muß wieder eine wichtige Sache sein, die den Herrn so früh zu mir führt. Nun Sie kennen das hübsche Morgenlied: Am frühen

Morgen suche ich Dich, am frühen Morgen harre ich auf Dich. Damit habe ich angefangen, damit haben Sie angefangen, ich auf Gott, . . . Sie auf mich."

„Wir Beide auf Gott, mein bester Halfen. Wahrlich dessen Hülfe ist nöthig bei meiner Angelegenheit. Es ist die wichtigste, die ich je gehabt habe. Ich wende mich wieder an Ihren Scharfsinn, an Ihre Menschenfreundlichkeit."

Ich erzählte Halfen den ganzen Zusammenhang Er maß mit großen Schritten das Zimmer.

„Da weiß ich wahrhaftig keinen Rath, welcher Mensch kann einen andern jetzt aus der Conciergerie bringen. Mit Gewalt gewiß nicht, mit List, mit Geld auch nicht. O, die Bluthunde" — und er sah sich ängstlich bei diesen Worten um, ob Niemand lausche, — „die Bluthunde! den König, den guten König haben sie getödtet und dafür ein Malchut Sadon*) eingesetzt, daß Niemand mehr sicher ist an seinem Tisch und in seinem Bett, daß man des Abends seufzt: Ach wäre es erst Morgen und des Morgens weint: O, ginge erst die Sonne unter."

Er dachte wieder nach und warf vor Aufregung sein Mützchen auf die Erde. Plötzlich blieb er stehen.

„Freund, wir wollen einmal den Firmin fragen. Ich habe freilich seit Monaten mit dem Jungen nicht gesprochen, hier kann er uns vielleicht Rath geben oder helfen. Denken Sie, der Junge ist im Bureau des Robespierre beschäftigt und arbeitet darin vom Morgen bis zum Abend. Wenn er nichts weiß, weiß ich auch nichts und Sie müssen Ihren deutschen Baron mit seiner schönen Frau seinem Schicksal überlassen."

Er schickte nach Firmin, der noch in seiner Stube war und ließ ihn eiligst zu sich entbieten. Die Physiognomie des Jünglings hatte sich völlig verändert. Die Augen lagen tief und glanzlos im Kopfe, das Gesicht war blaß, die Haare hingen unordentlich herab und in seinem ganzen Anzug zeigte sich eine traurige Nachlässigkeit.

Halfen stellte ihm in lebhafter Rede die Sache vor. „Nun zeig' einmal, ob Dir der Dienst bei der Republik etwas geholfen hat, ob Du eine Menschenseele retten kannst, ob Du für alle Laufereien, für alle

*) Reich der Gewaltthätigkeit und der Greuelthaten.

Arbeit den geringsten Einfluß gewonnen hast und durchsetzen kannst, was beim alten Regime oft nur ein gutes Wort vermochte."

Firmin sann nach. „Ich weiß nur einen Weg," sagte er nach einer Weile zu mir, „er ist der einzige und der gerade. Gehen Sie zu Robespierre, ich will Ihnen Zutritt verschaffen. Bitten Sie ihn geradezu um das Leben, um die Befreiung des Barons, von dessen Verhaftung und den Gründen dazu ich im Bureau noch nichts erfahren habe. Ich werde wohl zur rechten Zeit das Meinige thun. Aber wenn Sie vor Robespierre kommen, so lassen Sie ja alle Sentimentalität zu Hause, machen Sie den guten Republikaner, der nur eine Gefälligkeit für seine Dienste, für seinen Eifer verlangt, kehren Sie lieber den Cyniker als den Weltmann heraus. Nur, wenn Sie dazu Muth haben, wenn Sie das vermögen, wenn der Baron nicht zu sehr gravirt ist und nicht zu wichtige Motive zu seiner Verhaftung vorliegen, können Sie seine Freilassung erlangen. Sind Sie es Willens?"

„Was Sie verlangen, wenn ich dadurch die Rettung meiner Landsleute bewirken kann."

„So werde ich Ihnen noch heute Abend einen Zettel zukommen lassen, wann Sie sich im Wohlfahrtsausschuß einzufinden haben und in das Sprechzimmer Robespierre's gelangen können."

Halfen rieb sich mit den Händen seine Ohren.

„Mir ist ganz wunderlich bei der Sache zu Muthe, Gott wird helfen."

Ich ging nach Hause und überlegte meine Rolle. Am Abend erhielt ich den Zettel Firmins: „Morgen früh, neun ein halb Uhr."

Wieder ging eine lange schlaflose Nacht an mir vorüber, aber ich waffnete mich mit möglichster Geistesstärke. Am Morgen erbat ich mir von Riquet die rothe Mütze, kleidete mich in einen alten Schnürenrock und stellte den gewiegtesten Sansculotten vor. Ich verfügte mich zur rechten Zeit an Ort und Stelle. Firmin stand unter den Harrenden im Vorsaal und sprach mit einem Portier. Ich hatte keine Zeit, Betrachtungen über die verschiedenen Gruppen und Personen zu machen, die ich dort antraf, und nahm alle meine Fassung zusammen. Als sich die Thür öffnete, schob mich Firmin in's Zimmer; indem er die Vorgedrungenen

sanft zurückdrängte. Ich hörte noch das Lärmen im Vorsaal, welches der Portier mit einer Donnerstimme beschwichtigte.

Ich stand vor dem gefürchtetsten Mann seiner Zeit, vor dem bösen Dämon seiner Nation. Er war ein hagerer Mann von mittlerer Statur, keineswegs von cynischem Ansehn, seine Kleidung, ein schwarzer, feiner Leibrock war vielmehr sauber, seine Wäsche elegant, eine hohe schwarze Halsbinde verbarg das Kinn. Das Gesicht war mager, mit vielen Runzeln bedeckt, die Züge verzogen sich beim Sprechen wenig und die glanzlosen Augen hatten nichts Furchtbares. Das schwarze Haar war nach oben gestrichen. In der Physiognomie lag die größte Kälte und Gleichgültigkeit, nur strengte er sich im Gespräch zuweilen an, das Auge fest auf den Sprechenden zu heften. Seine Haltung war steif, auch wenn er langsam und fast gemessen im Zimmer einherschritt. Die Stimme hatte nichts Wohltönendes, aber auch nichts Abschreckendes. Der Mann, wie er da vor mir stand, flößte keine Furcht ein, aber auch nicht das mindeste Vertrauen. Die Umgebung war sehr einfach. Ein alter eichener Tisch mit grüner Decke stand in der Mitte des großen Zimmers, in einer Ecke desselben ein anderer mit Acten und Papieren bedeckt, außerdem machten nur noch einige bohe schlecht gepolsterte Stühle das Ameublement aus.

Er warf einen gleichgültigen, doch etwas messenden Blick auf mich und fragte:

„Was ist Dein Begehr, Bürger? Wer bist Du?“

Ich gehöre zur Section des Pays latin; Bürger Niquet ist Chef meiner Abtheilung, bei ihm wohne ich. Mein Name ist Neuendorf, von Geburt ein Deutscher, seit Jahren in Paris.

Er unterbrach mich und sah mich etwas schärfer an. „Wann hast Du Deutschland verlassen?“

Ach, seit lange, vor sieben, acht Jahren, ich kam aus der Levante, wo ich lange Handlungsdiener in Jaffa war. Der Ruhm der Revolution zog mich hieher, wo ich Freund des Bürgers Niquet wurde.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Firmin trat herein. Er übergab dem Volkstribun ein Papier und schritt auf mich zu.

„Ach, Bürger Neuendorf,“ rief er, indem er mir die Hand reichte, wie kommst Du hieher?“

„Kennst Du den Mann?“ fragte Robespierre . .

„Er ist mein bester Freund, ein guter Republikaner, Verwandter meines Oheims.“

Robespierre verabschiedete ihn, indem er ihm mehrere Acten gab und wandte sich wieder zu mir, mit einer gewissen Leichtfertigkeit fragend:

„Nun was willst Du von mir, Bürger Neuendorf?“

Ich nahm eine ebenso leichtfertige, fast drollige Miene an.

„Wenig und vielleicht viel. Wir haben gestern einen deutschen Baron Namens Volkmar verhaftet und ihn mit seiner Frau nach der Conciergerie gebracht. Ich weiß natürlich nicht, was die Leute gegen die Republik verbrochen haben. Sie sind aber aus meiner Gegend und der Vater des Mannes hat mir nicht allein das Leben gerettet, sondern auch meine Familie vor dem Hungertode bewahrt und uns mit unzähligen Wohlthaten überhäuft. Da komme ich nun, um die Freiheit der Leute zu bitten, ich verlange die Leute, Bürger, für alle Dienste, die ich der Republik gethan und noch thun werde, ich verlange sie von Dir, Bürger Robespierre.“

Die Thür öffnete sich wieder und hastig trat ein Mann mit hochrothem Gesicht herein. Es war, wie ich nachher erfuhr, Barrère.

„Triumph, Robespierre, Triumph!“ rief er begeistert, „die schönste Nachricht von der Armee. Houchard hat bei Hondschooten die Engländer geschlagen, ihre Truppen sind in vollem Rückzug!“

Er überreichte eine Depesche. Robespierre schien sehr befriedigt und las mit Aufmerksamkeit.

„Nun, Bürger,“ wandte er sich zu mir, „ich bin von der Sache nicht unterrichtet. Die Conciergerie besorgt jetzt St. Just. An den mußt Du Dich wenden, und ist es möglich, soll er Dir willfahren. Hier hast Du einige Zeilen an ihn, suche ihn sofort auf.“

Ich nahm den versiegelten Brief und empfahl mich. Draußen erwartete mich Firmin. Ich erzählte ihm den Verlauf meiner Unterredung mit Robespierre. Firmin runzelte die Stirn. „Wir haben erst zum dritten Theil gewonnen. St. Just ist weit strenger, als Robespierre. Sie brauchen vor ihm nicht den gebildeten Mann zu verstecken, aber tragen Sie Ihr Gesuch ruhig vor und versprechen Sie der Republik auf alle Weise zu Diensten zu sein. Alles wird übrigens darauf ankommen, ob er

die Sache von Wichtigkeit hält oder nicht, denn er prüft gründlicher als Robespierre."

Er brachte mich nach einem andern Zimmer, im kleinen Vorsaal war es völlig leer. Ein Huissier stand vor der Thür, der mich meldete. Wie erstaunte ich, einen jungen Mann von kaum fünfundzwanzig Jahren zu sehen. Das Gesicht war ein sehr regelmäßiges, wenn auch die Züge desselben groß erschienen und einen stark melancholischen Ausdruck hatten, das Auge war durchdringend und fest, die Haare schwarz und hingen glatt hinten über. Seine Haltung war gemessen und kalt, obgleich ihn ein inneres Feuer zu treiben schien, seine Sprache etwas feierlich, die Worte kurz.

Ich übergab ihm den Brief Robespierre's und ohne mir etwas zu sagen, entfernte er sich. Bald kehrte er mit einigen Papieren zurück. Dann sah er mich lange an und las: August Volkmar, deutscher Baron, in Paris St. Jaques Numero 15, verdächtig der Spionage, wie aus mehreren nach der Grenze von ihm geschickten Briefen hervorgeht.

„Der Mann betheuert seine völlige Unschuld. Er hält sich hier nur einer chirurgischen Operation wegen auf. Vielleicht sind es nur gleichgültige Aeußerungen gewesen, die sich in jenen Briefen vorfinden. Die Fremden kennen die Wichtigkeit der Worte nicht jedesmal, es kann freilich eine unbefangene Mittheilung, wenn sie auch ohne böse Absicht geschieht, Schaden bringen. Bürger, ist es Ihnen möglich, mir den Sohn meines Wohlthäters frei zu geben, so thun Sie es, es würde mich zur ewigen Dankbarkeit für die Republik verpflichten."

St. Just schwieg und blätterte weiter, er schien die aufgefangenen Briefe vor sich zu haben.

„Der Herr hat sich sehr scharf über die Zustände von Paris ausgelassen," sagte er zu mir gewendet und mich mit dem Auge stark fixirend.

„Wenn die Briefe wirklich von seiner Hand sind . . ."

„Sie sind es," sprach er kurz, „auch die Frau macht sich über die Sansculotten lustig."

„Das ist sehr unvorsichtig" . . .

„Und sehr niedrig in einem Lande, dessen Kunst und Gastfreundschaft man in Anspruch nimmt."

Er sah noch einmal in die Acten, dann warf er sie verächtlich auf den Tisch.

„Sie sind dem Gefangenen zu Dank verpflichtet?"

„Zu unendlichem, Bürger, er hat mir das Leben gerettet."

„Sie wollen der Republik es mit Dank vergelten, wenn sie Ihnen die Gefangenen frei giebt?"

„Zu ewigem Danke."

„Wer sind Sie?"

„Ich lebe seit zwei Jahren hier und arbeite in der Bibliothek. Auch bin ich in die Section des Pays latin als Nationalgardist eingetreten."

Er las den Brief Robespierre's noch einmal. „Gut, der Baron und seine Frau sind frei unter zwei Bedingungen. Die erste: die Leute verlassen sofort Paris und Frankreich und nehmen den Weg nach der Schweiz, wohin sie Pässe erhalten werden. Die zweite: Sie selbst, Bürger, beweisen Ihre Dankbarkeit gegen die Republik durch die That. Sie gehen sofort zur Sambre Armee und reihen sich dem Aufgebot in Masse an. Im Weigerungsfall steht der deutsche Baron morgen vor dem Tribunal. Einverstanden?"

Mir fehlte der Athem, der Kopf schwindelte, aber mit fester Entschlossenheit rief ich: „Einverstanden."

St. Just setzte sich an einen Tisch und schrieb. Er ließ durch den Huissier zwei Nationalgardisten holen. Indem er mir den Brief übergab, redete er diese an.

„Ihr führt den Bürger nach der Conciergerie, wo er beifolgende Ordre abgeben wird, dann begleitet Ihr ihn auf den Wegen, die er noch zur Ordnung seiner Angelegenheiten zu besorgen hat, und überliefert ihn heute Abend im Depot der Sambre Armee am Marsfelde dem wachthabenden Officier mit dieser Ordre."

Sich zu mir wendend, sagte er: „Seien Sie brav, Bürger, Sie besitzen Kenntnisse und es kann Ihnen an Auszeichnung nicht fehlen!"

Die Audienz bei dem Triumvir war zu Ende. Als ich Firmin ihr Resultat mittheilte, schien er sehr betrübt und sagte: „So etwas konnte ich mir denken, dieser Mensch läßt nie den Vortheil der Republik aus dem Auge. Gerechtigkeit, Recht, das sind ihm vage Begriffe, das Wohl der Republik giebt ihm die einzige Richtschnur."

Mir aber war es, als wenn ich im Traume wäre. Als ich zwischen den beiden Wachen nach der Conciergerie ging, schienen mir die wohlbekannten Straßen, die ich so oft entlang gegangen, wie fremd, die Häuser, die Paläste, als sähe ich sie heute zum ersten Male. Ich konnte den Gedanken nicht fassen, mit einem Male aus dem gewohnten Kreise meiner Beschäftigung herausgerissen zu werden, ich sollte ein Handwerk ergreifen, von dem ich nichts verstand, als daß ich in Rühsdorf einigen Unterricht und einige Uebung im Gebrauch der Schießwaffe durch den Jäger spielend erlangt hatte, ich sollte für eine Sache kämpfen, der ich im Grunde meines Herzens abhold geworden war, und die mir für jetzt wenigstens zu einer verabscheuenswürdigen Ausschreitung und auf einen verderblichen Abweg gerathen schien, denn was war es um eine Staatsverfassung, die täglich Ströme von Blut und Furcht und Erschütterung und Drangsal der Menschheit zu ihrer Erhaltung bedurfte. Ich sollte endlich gegen mein Vaterland streiten, auf die Söhne meines Vaterlandes zielen, und wenn jenes auch die Juden mit stiefmütterlicher Zurücksetzung behandelte, so knüpfte mich doch ein magisches Band an dasselbe: es war die Stätte meiner Kindheit und Jugend, ihm verdankte ich den größten Theil meiner Bildung!

Alle diese Reflexionen wurden zurückgedrängt durch den einen großen Gedanken, zwei theuren Personen das Leben gerettet zu haben, denn das wäre fast unzweifelhaft verloren gewesen, wenn der berüchtigte Staatsanwalt Tinville — ein größerer Verbrecher an der Menschheit als Robespierre —Volkmar und Elise erst vor das Revolutionstribunal gestellt haben würde — der Gedanke der Rettung, die Freude sie ihnen sobald verkünden zu können, beseligten mich und ließen im Augenblick alle Bedenken verschwinden.

Aber ein Umstand kränkte mich sehr — ich will es gestehen — das war, vor Elise in dem Costüm zu erscheinen, in dem ich mich befand, vor Elise als Jakobiner, als Sansculotte zu stehen.

Wir eilten nach der Conciergerie. Dort angekommen überreichte ich dem Verwaltungschef die Ordre des Volkstribunen. Er wies mir in den unteren Corridors ein Zimmer an, wo ich die Gefangenen erwarten sollte und es währte nicht lange, als sie eintraten. Man hatte ihnen ihre Befreiung schon gemeldet, sie sanken Beide in meine Arme und tausend Dank-

sagungen entströmten ihren Lippen. „Ich habe nur eine alte Schuld bezahlt, Herr Baron," erwiederte ich. „Ihr Vater hat edel an dem meinigen gehandelt — das Andenken des Gerechten wird zum Segen, zum Segen für seine Kinder."

Elise sah mich lange an. „Wie kommen Sie hieher, edler Freund, und was nehmen Sie für eine Stellung ein?"

„Keine, Elise, deren ich mich zu schämen habe. Die Jakobinermaske, in der Sie mich erblicken, ist eine falsche, angenommen zu Ihrer Rettung. Ich lebte einsam und vergessen."

„Ach, nicht vergessen," sagte sie mit einem wehmüthigen Blick. „Ich habe Alles meinem Gemahl erzählt und habe kein Geheimniß vor ihm. Ich erzählte ihm von der tiefen Neigung, die ich für Sie hegte, es war meine erste, heilige Jugendliebe, die mich wie ein für Tugend und Recht erwärmendes Feuer nie verlassen hat, nie verlassen wird. Sie hat der Liebe zu meinem Gemahl, der Achtung vor seinem seltenen Edelmuth und seinen glänzenden Eigenschaften nie Eintrag gethan. Vielerlei Unglücksfälle brachten meine Familie in die traurigste Lage, seit Jahren war sie durch Freundschaft mit dem Vater Volkmar's verbunden, seine Aufopferungen retteten uns, als Preis derselben verlangte er meine Hand für seinen Sohn, dessen Liebe für mich nach dem offenen Geständniß dessen, was mein Herz bewegte, noch größer und inniger ward. Ich bin glücklich, sehr glücklich mit ihm geworden. Ach, nun vollenden Sie unser Glück. Kommen Sie mit uns, leben Sie mit uns auf unsern Gütern, ein schönes Freundschaftsband soll uns in Treue und Wahrhaftigkeit bis zum Tode zusammenhalten."

Volkmar vereinigte seine Bitten mit denen seiner Frau.

„Ich kann es nicht, ich würde es nicht, wenn ich auch könnte."

„Ach, was wird Ihre Zukunft sein?" fragte betrübt Elise.

„Mein Lebensweg ist dunkel und verhüllt. Kein Hoffnungsstern leuchtet meiner Bahn. Fragen Sie nicht weiter, es würde mich elend machen und ich bedarf der Aufrichtung. Sie werden meinem Herzen als ein Bild edler Weiblichkeit, als eine Zierde Ihres Geschlechts unvergeßlich bleiben. Eilen Sie zurück. Auf dem Stadthause wird Ihnen durch die Begleitung, die Sie von diesem Hause aus erhalten, ein Paß nach der Schweiz ausgestellt werden. Vergessen Sie mich nicht ganz. Grüßen

Sie mein Deutschland, mein Frankenland von einem Unglücklichen, leben Sie wohl!"

Volkmar wollte mich noch einmal festhalten. Ich riß mich los, drückte noch einen Kuß auf die Hand Elisens und verließ die Conciergerie. Wenige Stunden darauf verließ Volkmar Paris, wie mich Firmin benachrichtigte.

Ich traf diesen und Halfen in meiner Wohnung. Niquet schimpfte und tobte auf die Regierung, daß sie ihm — seinen Miether nehmen wollte. Er hielt es für die größte Ungerechtigkeit, einen Fremden zum Dienste zu zwingen. Wo sollte er jetzt einen so braven Miether für sein Chambre garnie finden! Der Teufel hole sie Alle! rief er und setzte sich auf seinen Schusterschemel, den er seit langer Zeit verlassen hatte.

Halfen war auf's Tiefste ergriffen und bestürzt. „Was haben Sie nun von Ihrem Edelmuth? Hat der deutsche Baron auch nur gefragt, ob Sie existiren können? Wer kann jetzt in Paris den romantischen Helden spielen wollen? Gott ich möchte vergehen vor Gram und Aerger!"

Das half aber Alles nichts. Ich übergab ihm meine Manuscripte, meine Bücher, meine Andenken, ich empfahl ihm ihre sorgfältige Aufbewahrung, bis ich sie zurückfordern würde, ich steckte den Rest meines kleinen Vermögens zu mir, kleidete mich um und folgte meiner schon ungeduldig werdenden Bewachung nach dem Depot der Sambre Armee, wie befohlen war. Mit Herzlichkeit wurde ich von dem Officier aufgenommen und begrüßt. Halfen verabschiedete sich unter Thränen. Noch in derselben Nacht verließen wir Paris und zogen gegen die Grenze.

50.

Wattigny.

Im Felde, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein Andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.
Schiller. (Wallenstein.)

Meine Kriegsgeschichte ist kurz, aber doch ereignißvoll. Beim Wechsel der Erscheinungen, die damals an mir vorüberzogen, hat das Gedächtniß viele Einzelnheiten verloren, da mir auch nicht vergönnt war, Notizen zu sammeln und aufzubewahren. Es war damals, als nach vielen Verlusten durch den siegreichen Feind, die französische Armee wieder an innerer und äußerer Kraft gewonnen hatte, und ein frischer Geist die Heere beseelte. Es war dem revolutionären Wohlfahrtsausschuß gelungen, durch eben die Motive, durch welche er die Republik im Innern erhielt, durch welche er sich die Parteien unterwarf, durch die Furcht, das Heer zu unsterblichen Thaten anzufeuern. Die Guillotine vernichtete das Leben derjenigen Heerführer, welche nicht den Ansichten der herrschenden Partei huldigten und der Mangel an Erfolg war oft der Grund, den verhaßten politischen Gegner niederzuschmettern. So hauchte Houchard, der eben noch die Briten bei Hondeschooten geschlagen hatte, sein Heldenleben unter dem Beile des Henkers aus, weil — er den Sieg nach der Meinung der Regierung nicht genug verfolgt und ausgebeutet hätte, im Grunde aber, weil er den Girondisten hold war. Der Convent hatte decretirt: Landau oder den Tod! und diese Worte wurden das Feldgeschrei, bis diese französische Veste, das Ziel der Bewegungen, wieder in die Gewalt Frankreichs

gelangte. Im Wohlfahrtsausschuß leitete Carnot die Bewegungen der Armee mit großer Sachkenntniß, mit erfinderischer Genialität, mit ruhmreicher Ausdauer.

Es dauerte wohl über vierzehn Tage, ehe wir zur Armee, die diesseit der Sambre aufgestellt war, gelangten. Mit jedem Tagesmarsch wurden die Colonnen stärker, da aus allen Theilen Frankreichs die Mannschaften gegen den Rhein und gegen Belgien strömten. Die Ruhezeit in den Quartieren wurde zu Uebungen verwendet, auf die man indeß kein großes Gewicht legte. Es reichte hin, mit dem Gewehre umgehen zu lernen und einige wenige Exercitien und Evolutionen zu begreifen. Von einem Gamaschendienst war nicht die Rede. Das neue System Carnots bestand weniger durch kunstvolle Strategie, als mit den Massen zu wirken, diese auf einen Punkt zu richten, durchzudringen und auf die Vereinigung der auseinander stehenden Corps hinzuarbeiten. Daher war ein Zusammenziehen der Truppen von allen Seiten auf das französische Flandern angeordnet. Auch war besonders bei dem Aufgebot in Masse an keine Uniformirung zu denken. Wir bildeten eine bunte Menge, Jeder hatte die Kleidung, die er mitgebracht hatte, er wurde von der Regierung nur mit Waffen oder Munition versehen, die in ungeheurer Menge fabricirt wurden. Wir sahen einem Corps Freibeuter und Wilddiebe ähnlicher als Soldaten. Nur nach und nach, wenn die mitgebrachten Kleider zerrissen waren und fast in Lumpen herabhingen, wurde eine Art Uniform gereicht, die den Bataillonen ein besseres soldatisches Ansehen verschaffte; die Officiere suchten früher sich dasselbe anzueignen.

Aber in der ganzen Masse herrschte ein kriegerischer Geist, wie ihn Europa seit Jahrhunderten nicht erlebt hatte. Wer wird der Armee des großen Friedrich die Tapferkeit, die Ausdauer, den Muth in Ertragung aller Beschwerden absprechen, aber bei ihr gingen diese soldatischen Tugenden von einem großen Manne aus, der sein Heer für seine Person zu begeistern wußte. Es war ein durch sein Genie und seine Kunst zusammengehaltenes Ganzes, das ohne ihn nichts vermocht hätte. Bei den Neufranken ging der Trieb zur That aus der Masse hervor, die undisciplinirte Horde feuerte die Wuth gegen die Fremden

an, die sich in ihre Angelegenheiten mischen, ihre Freiheit vernichten, den entlaufenen Adel wieder in seine Vorrechte zurückführen wollten. Das Volk war aufgestanden, wie es in Deutschland zwanzig Jahre später mit eben derselben Wuth gegen den fremden Eindringling, mit gleicher Vaterlandsliebe, mit gleichem Erfolge geschah. Auch war es nicht blos der Patriotismus, der Manchen zum Heere trieb, die Noth — die Mutter vieler Großthaten — die Verzweiflung — die Urheberin äußerster Anstrengungen — sie jagten Viele vom heimischen Heerd an die Grenzen. Die politische Umwälzung, die wiederholten Mißernten hatten die Gewerbe in Stockung gebracht und Hungersnoth erzeugt. Im Heere allein konnte man der Noth entgehen; im Heere endlich war man — der Subalterne wenigstens — sicher vor den Angriffen der Meuterer, vor der unaufhörlichen Angst und Unruhe, die eine Erschütterung des öffentlichen Lebens nach der andern, ein Staatsstreich nach dem andern brachte, sicher vor den Nachsuchungen und Spionagen der Polizei, vor den Haussuchungen, Anklagen, Denunciationen, vor dem grausenerregenden Anblick der täglichen Opfer, die dem Moloch der Revolution gebracht wurden und die unerwartet die besten Freunde von der Seite rissen, die zartesten Bande mit blutiger Schneide lösten, Zwietracht, Haß, Trauer in den Schooß der Familie warfen.

Ich war kein Krieger, die Sache war mir fremd, für die gekämpft wurde, aber ich gestehe es, es war mir bald wohler im Lager, als mir in Paris gewesen war. Hinter mir lag das moderne Babel mit seinen Schrecknissen, die auch mich so schwer getroffen hatten, hinter mir das Gewühl, der Staub, der Dunst, die drückende Atmosphäre der Metropole, entrückt war ich dem engen Stübchen in der Straße la Harpe und der todten Bücherwelt — eine frische Luft trieb das Blut in schnellem Strom durch Herz und Adern, ein bewegtes, nie rastendes Leben erhöhte die Spannkraft und Elasticität meiner Nerven und lenkte den Geist auf die wirklich wechselnde, anspornende Welt um mich. Die Strapazen des Marsches, die Unbill der Witterung härteten den Körper ab, ich hatte nichts weiter zu verlieren, als das Leben, und daher bekam die Gegenwart einen höheren Werth für mich als je. Der Moment wurde benutzt zum Erkennen, zum Unterscheiden, zur inneren und äußeren Freude. Deswegen kam ich bald zum Entschluß, da mich ein

höherer Wille hierher geführt, meinen Platz auch auszufüllen und meine Schuldigkeit zu thun.

Auch fand ich bald zwei treue Kameraden, die mir sehr zugethan wurden, obgleich sie unter sich sehr verschieden an Gesinnung und Bildung waren. Der eine war ein — Elsassischer Bäckergeselle, der auch Boulanger, oder, wie ich ihn lieber nannte, Becker hieß, der andre der Sohn eines Advocaten aus der Provence, Namens Antoine. Die Erinnerung an die beiden guten Burschen, wenn sie auch ephemere Erscheinungen für mich wurden, wird dennoch auf immer in mir lebhaft bleiben. Da Becker lutherisch, Antoine katholischer Religion war, so repräsentirten wir gewissermaßen die drei Glaubensrichtungen. Becker war der Sohn eines Kleinbauers, hatte aber eine gute Erziehung genossen, ja sogar in Straßburg längere Zeit eine höhere Schule besucht. Obgleich er nur ein schlechtes Deutsch sprach, so unterhielt er sich gern mit mir in unserer Muttersprache, und es war eine große Freude für ihn, wenn er mir Gellert'sche Fabeln recitiren konnte. Noch jetzt erheitert es mich, wenn ich an die Mühe denke, die ich hatte, ihm aus dem Nathan die Fabel von den drei Ringen beizubringen, die ihm, als ich sie ihm mittheilte, gar sehr gefallen hatte und die er durchaus par coeur lernen wollte, und an das Pathetische seines Vortrages und die Schärfe seines Accents, wenn er an den Vers kam: „der echte Ring vermuthlich ging verloren." Er war durch und durch Republikaner. Die Revolution hatte das Grundeigenthum seiner Eltern frei gemacht von der Oberhoheit des Bischofs von Trier, hatte die Frohnden, Pächte, Zehnten und wie die feudalen Abgaben Alle hießen, aufgehoben, hatte die Protestanten emancipirt, deren Kinder fast als Bastarde angesehen wurden und die unter größerem Drucke lebten, als selbst die Juden. Was brauchte es mehr, um ihn zum glühenden Feinde der Aristokratie zu machen und ihn gegen die Fremden zu ereifern, die den alten Zustand wieder herstellen wollten. Deshalb hatte er freiwillig den Backtrog verlassen und sich dem Aufgebote zugesellt. Er war fast religionslos zu nennen, war Atheist und ärgerte sich über die Menschen, die den lieben Gott wie einen Hausvater ansähen, der alle Tage die Gewichte der großen Hausuhr aufzieht, daß sie nicht stocke, und den Zeiger zurechtrückt, wenn er etwas abgewichen ist. „Ich kann mir ein höchstes

Wesen denken, eine oberste Vernunft, aber nicht, daß diese sich um meine kleinen Angelegenheiten bekümmert, mir z. B. in der Schlacht besonderen Schutz gewährt, während er tausend bessere Kerle, als ich bin, schlachten läßt." Dabei war er aber der gutmüthigste, gefälligste Mensch von der Welt und es machte ihm besonderes Vergnügen, mich im Dienste zu instruiren, mir mitzutheilen, für mich zu sorgen.

Dieselbe Gutmüthigkeit, wenn sie sich auch weniger in kleinen Diensten zeigte, lag in Antoine. Er war wider Willen Soldat geworden, hatte aber auch den Grundsatz, es ganz zu sein, da er es nun einmal wäre. Er war eifriger Royalist und fluchte mit aller Gluth des Provençalen der Revolution, denn er war ebenso eifriger Katholik, — die Revolution hatte die Kirche zerstört, die Priester verjagt oder getödtet, die Klöster aufgehoben, ihr Eigenthum an sich gerissen, die Heiligenbilder aus den Wegen geräumt. Seine Gesinnungen durfte er freilich nicht laut werden lassen, aber wenn wir im nächtlichen Bivouac lagen und wachten oder wachen mußten, dann öffnete er mir in vollem Vertrauen sein Herz, seine Sehnsucht nach den Tröstungen seines Glaubens, dann erfaßte ihn oft ein fieberhaftes Heimweh und er zog aus dem Busen zwei kleine Medaillons, die er küßte, von denen das eine die Himmelskönigin, das andere eine irdische Herzenskönigin, eine andere Maria, darstellte, das Bild seiner Geliebten. Während Becker den ernsten Dingen, die uns bevorstanden, frei wie der Vogel in der Luft, sich und seiner Kraft allein überlassen, entgegenging, rief Antoine bei jedem Schritt seinen Heiligen an, und glaubte sich nie von ihm verlassen. Wer war glücklicher von Beiden, oder war ich's, dessen Geist anbetete den einigen Gott, der zuerst offenbart worden durch meinen die Verfolgung der Menschen leidenden Stamm, in ihm den Allmächtigen erkannte, der da ist der Herrscher des Großen und Kleinen, Herr aller Entwickelungen, der hervorgehen läßt aus dem Unrecht das Recht, eine Zeit der andern zuführt, der da Herr ist auch meines Schicksals, dem ich mich mit Hingebung und Heiligung zu unterwerfen habe, an dessen Wege kein menschlicher Gedanke reicht, dessen Ewigkeit und Heiligkeit kein irdischer Begriff erfassen kann.

In Rheims lagen wir längere Zeit im Quartier und wurden in Bataillone vertheilt, einregimentirt, wie der Kunstausdruck war. Auch

wurden hier tagtäglich Uebungen vorgenommen und insbesondere auf's Tirailliren gesehen. Ich blieb mit meinen Freunden zusammen. Endlich wurden wir zum Aufbruch commandirt. Mein Hauptmann Argent war ein geborener Pariser, hatte früher unter der französischen Garde als Sergeant gedient und war während des Revolutionskrieges, den er unter Custine mitgemacht, schnell gestiegen. Er war von der Armee abcommandirt, um uns einzuexerciren und weiter zu führen. Argent war ein stiller ruhiger Mann, der nicht viel Subordination, aber desto mehr Ausdauer bei den Strapazen und Tapferkeit in der Schlacht verlangte. Es war ihm gleich, ob wir in der Colonne oder außer ihr marschirten, wenn wir nur Alle fortkamen und die Gewehre beständig in Ordnung hatten. Durch sein leutseliges Betragen erwarb er sich die Liebe seiner Untergebenen; von seiner politischen Richtung konnte man nichts erfahren, denn er vermied alle Gespräche der Art und nie hörte man von ihm ein Urtheil über Personen oder Begebenheiten. Er war von untersetzter Statur und ging Allen als Beispiel in Ertragung von Beschwerden, in Entbehrung der nothwendigsten Bedürfnisse voran. Wir nahmen in kurzen Tagemärschen den Weg nach den Ardennen, um uns dem Jourdan'schen Corps anzuschließen, welches diesseit der Sambre den Oesterreichern gegenüberstand. Große Freude herrschte im Heere, als man erfuhr, daß Carnot angekommen sei, um eine Zeitlang selbst die Operationen zu leiten.

In den Ardennen, die hier mehr eine hohe, bergige Waldgegend, als ein ordentliches Gebirge sind, lagen wir in den ersten Tagen des Octobers in Cantonnements und rückten gegen die Mitte des Monats weiter an den Saum des Waldes. Wir bildeten den Nachtrab des Jourdan'schen Heeres und dienten zur Reserve in der zu liefernden Schlacht. Am fünfzehnten October hörten wir den ganzen Tag die Kanonade in der Gegend von Wattigny, es traf die Nachricht ein, daß die Schlacht begonnen habe und daß wir jeden Augenblick des Vorrückens gewärtig sein müßten. Der Kanonendonner dauerte den ganzen Tag und blieb immer in gleicher Stärke und Richtung, so daß an eine Entscheidung noch nicht gedacht werden konnte. Ich lag während der Nacht im offenen Bivouac neben Becker. Es war schon empfindlich kalt und ich hüllte mich in eine Decke ein, die mir ein Bauer verkauft hatte.

„Wie ist Dir zu Muth, Kamerad?" fragte ich ihn.

„Prächtig, es kommt mir vor, als hätten sich zwei betrunkene Gesellen am Kopf und versetzten sich gegenseitig Püffe und Faustschläge. Ich bin noch nüchtern, sehr nüchtern, und werde morgen das Meinige thun, um die Gesellen auseinander zu treiben. Wohin der Oesterreicher stolpert, ist mir sehr gleichgültig. Ich war immer ein Freund von Schlägereien."

„Meinst Du, daß wir gewinnen werden?"

„Warum nicht? Wir müssen siegen. Weichen wir zurück, schießt uns der Convent nieder. Wir müssen also immer vorwärts, und da die Oesterreicher den weitern Weg nach ihrer Heimath haben, so werden sie einsehen, daß es besser ist, sich früher als wir auf den Heimweg zu begeben."

„Denkst Du nicht daran, daß es vielleicht die letzte Nacht ist, die wir beisammen sind, daß einer von uns fallen könnte?"

„Nein, was soll ich daran denken. Wie es kommt, so kommt's. Können wir es ändern? Für Dich wäre es Schade. Du bist ein gelehrter Kerl und kannst einmal Bücher über den Feldzug schreiben, von dem Du nichts verstehst. Du wirst dann unsterblich, wenn Du auch gelogen hast — aber ich, was ist an mir gelegen. Falle ich, so ist's wie heute vor fünfundzwanzig Jahren. Boulanger ist nicht mehr da, wie er damals nicht da war. Es sind dann noch genug, die essen, trinken, schlafen, die sich treten und hudeln lassen."

„Hast Du denn keinen Menschen, den Du liebst, denkst Du nicht an Deine Eltern?"

„Ja," sagte er etwas gerührt, „meine Eltern sind gut, aber sterbe ich, so müssen sie mich auch vergessen. Sie haben dann keine Noth und Angst um mich und das ist schon etwas werth; meine Schwester aber kann dann freien und sich den Liebsten auf den ungetheilten Hof nehmen. Siehst Du, Freund, alles Ding hat sein Gutes — das ist meine ganze Philosophie."

„Und von wem kommt alles Gute, Kamerad?"

„Ach, katechisire nur nicht, damit hat mich schon der Pastor genug gelangweilt. Das Gute kommt aus dem Bösen und das Böse kommt aus dem Guten."

Ich hatte keine Zeit zum Katechisiren und Bekehren des ungläubigen Thomas. Die Trommel wirbelte durch das Lager, aus den benachbarten Dörfern hörte man das Alarmblasen der Reiterei, und Geschütze rollten im raschen Trabe an uns vorüber. Im Eilschritt rückten wir vor und bald lag die Schlachtebene vor uns. Auf allen Gesichtern malte sich der Schrecken, die Furcht, und ein Zittern ergriff selbst den Muthvollsten, so lange, bis es an's — Feuern ging. Dann war alle Rücksicht verschwunden, das Thierische im Menschen war entfesselt und der Tod hatte seine Schrecken verloren.

Der linke Flügel der Oesterreicher war schon am Abend vorher zurückgedrängt, in der Frühe des sechszehnten Octobers gänzlich geworfen und zum Theil versprengt worden. Auf den rechten Flügel wurde soeben mit Erfolg der Angriff gemacht und die französische Artillerie richtete große Verwüstung an. In der Mitte lag Wattigny, noch von den Oesterreichern besetzt. Die ganze Kraft der Reserve sollte auf die Einnahme dieses Punktes gerichtet werden. Es waren freilich meistens neue Truppen, die noch kein Feuer erlebt hatten, aber sie fochten wie die Löwen. Es hatte sich bereits ein lebhaftes Gefecht im Flecken selbst entwickelt, mit wechselndem Erfolge war der Feind bald zurückgedrängt, bald war er vorwärts gedrungen, bis er zuletzt nur noch eine breite Hauptstraße inne hatte, während der größte Theil sich auf den Rückzug begab und nach dem noch immer feststehenden rechten Flügel kehrte. Unser Bataillon tiraillirte von Neuem gegen den Flecken vor. Wir drei Freunde hielten uns möglichst beisammen. Die Compagnie war bis an die ersten Häuser vorgerückt, als Becker plötzlich auf eine Pappel stieg und wie eine Katze in die Höhe kletterte. Er sah von seinem kühnen Sitze weit umher. Einige Kugeln pfiffen durch's Laub und weit stoben die Blätter herab — er schaute ruhig um sich, dann kam er schnell herunter.

„Bürger," sagte er zum Hauptmann, „hinter diesem Gehöfte liegt ein Garten unmittelbar an einer Mauer, welche an die Hauptstraße stößt. Gelingt es uns, über die Mauer zu kommen, so können wir bequem in die Straße gelangen und einen Flankenangriff machen, da sich die feindliche Linie nicht so weit hinzieht. Ich habe von meinem Sitze Alles genau recognoscirt."

Der Vorschlag fand Argent's Billigung. Wir stießen einen Thorweg ein, kamen durch den Hof, mehrere Compagnien folgten der unsern. Unbehindert avancirten wir durch den Garten und kamen an die Mauer, die ziemlich breit aus Feldsteinen gebaut war. Nirgends konnte man eine Pforte bemerken. In ein Paar Sätzen war Becker über die Mauer. „Bürger Hauptmann," rief er, „schicken Sie nur einige Mann nach, ich sehe eine Pforte hundert Schritt von hier, die in's Haus führt, wahrscheinlich ist der hintere Zugang vermauert. Lassen Sie doch nachsuchen, wir wollen indessen die vordere Pforte einschlagen." Im Augenblick hörten wir einige Schüsse, die nach unserer Gegend hinfielen. Becker war offenbar in Gefahr. Ich kletterte sofort ihm nach und kam glücklich hinüber, es folgten über zwanzig Mann, die von den feindlichen Kugeln behelligt und gelichtet, die Vorderthür des verlassenen Hauses mit den Gewehrkolben öffneten und durch die Küche an eine hinten vermauerte Pforte gelangten. Diese war aber schon, obgleich sorgfältig von den entflohenen Bewohnern maskirt, von den Unsern aufgefunden und eingebrochen worden. Es war die höchste Zeit, sonst hätte uns eine Compagnie Oesterreicher, welche unsre Ueberkunft gewahr worden war, allesammt, die wir von den über die Mauer Gestiegenen noch übrig geblieben waren, niedergeschossen. Sie wich zurück, als die Franzosen jetzt durch die eröffneten Pforten nach der Straße vordrangen. Die Compagnien formirten sich in Colonnen und drangen mit dem Bayonnette in die Straße von der Seite vor. Es war ein fürchterliches Gemetzel.

„Nun, Kamerad, wie ist Dir zu Muth?" fragte mich ironisch Becker.

„Wie Einem, der den Verstand verloren hat!"

„Schön, Kamerad, tolle zu."

Ein österreichisches Geschütz war aufgepflanzt und feuerte mit Kartätschen die Straße herunter. Unser Hauptmann bekam eine Contusion am Bein und mußte zurückgebracht werden. Viele stürzten verwundet oder todt um uns her.

„Siehst Du, Kamerad," sagte Becker, auf das Geschütz zeigend, „das ist der echte Ring. Ultima ratio! Vor Gott und Menschen macht er beliebt!"

Wir schwenkten seitwärts um das Geschütz herum, die Kanoniere wurden niedergestoßen. Die Straße war erobert. Der Platz gesäubert. Mächtige Infanterie-Colonnen und Reiterei drangen um den Ort herum und stellten sich gegen den immer mehr zurückweichenden rechten Flügel des Feindes. Unser Bataillon blieb im Flecken und bildete wieder die Arrieregarde. Der Sieg, den der Liebling der Jacobiner, Jourdan, hier erfochten, war ein entscheidender, die Oesterreicher unter den Generalen Coburg und Clairfait waren gänzlich geschlagen und flohen über die Sambre. Sie mußten die Belagerung der Festung Maubeuge aufgeben, das französische Flandern war befreit, der Weg nach Belgien stand den Franzosen offen. Wir bezogen Cantonnements an der Sambre. Unser Bataillon hatte viele Officiere verloren. Der Hauptmann genas. Becker und ich wurden zu Lieutenants ernannt. So war ich auf einmal durch die Gewalt der Umstände ein Krieger geworden und ich fühlte wirklich eine Befriedigung in mir, den Strauß mit Muth und Eifer überstanden zu haben. Wir drei Freunde waren unversehrt. Becker schrieb es dem glücklichen Zufall; Antoine seinem Heiligen zu, ich dankte Gott für die innere Kraft und den äußern Beistand.

In der volkreichen Provinz, in welcher wir cantonnirt lagen, war für das Heer aufs Beste gesorgt worden. Wir genossen der Ruhe, während ein anhaltendes Regenwetter die Wege fast unzugänglich machte. Ich hatte mit Becker und Antoine ein Quartier in einem Dorfe diesseit der Sambre bezogen. Antoine war nicht avancirt, das beeinträchtigte unsre freundschaftlichen Beziehungen zu ihm nicht, ja, als er an einem kalten Fieber erkrankte, welches in dortiger Gegend sehr bösartig ist, warteten wir ihn und Becker suchte ihn auf jede Weise aufzuheitern.

Besonders erfreute sie mein Flötenspiel, in welchem ich nach und nach eine große Kunstfertigkeit erlangt hatte. Ich hatte meine Flöte in Paris zu mir gesteckt und sie war meine stete Begleiterin im Tornister. Die schon länger werdenden Abende flogen schnell vorüber, und das Spiel sammelte bis in die Nacht eine Menge Soldaten um mich her.

Aber schon in den ersten Tagen des November kam unvermuthet die Ordre, daß unser Bataillon abmarschiren und den Weg nach der Saar nehmen sollte. Trotz des schon eingetretenen scharfen Winterfrostes waren die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig vorgeschritten, hatten bei Pirmasenz einen Sieg erfochten und waren bis zur Lauter vorgedrungen. Durch diese Erfolge am Oberrhein wurden die Stellungen an der Sambre bedroht. Den Preußen stand der tapfere General Hoche gegenüber.

Wir marschirten bei dem schönsten Frostwetter wieder nach Rheims zurück, von da über Metz nach Deutschland. Ueberall stießen neue Cohorten aus dem Innern Frankreichs zu uns.

Da lag das Vaterland vor mir, meine Heiterkeit war gewichen. Ich saß still grübelnd und nur in meine Flöte hauchte ich das Wehgefühl, das meine Brust zersprengen wollte. Meine Freunde bemerkten es wohl, und ich machte Antoine zum Vertrauten meiner Seelenleiden.

„Wer kann dafür“, sagte er betrübt, „muß ich nicht auch gegen meinen König und gegen meine Kirche zu Felde ziehen? Gott will es also. Vielleicht helfen wir gerade die Entwickelung dessen befördern, gegen das wir streiten.“

Er war aber auch bis zum Tode betrübt, denn die Nachricht von der Hinrichtung der Königin Marie Antoinette war eingetroffen. Wenige Tage darauf waren auch die Häupter der Gironde gefallen. Das tröstete Antoine einigermaßen. „Da haben wir das Walten der Nemesis. Sie folgten sofort der hohen Frau, die sie in's Unglück gestürzt haben. Nur Geduld! Sie werden nach und nach Alle folgen.“

Von solchen der eignen Lage widerstreitenden Gefühlen wurden damals Einzelne gemartert, und dennoch trieb das Verhängniß einen Jeden vorwärts. Ich nahm mir vor, den Tod zu suchen.

51.

Kaiserslautern.

Vieles erlebt ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe.
Schreckliches hab' ich vieles gesehen
Kriegerischen Jammer.

Goethe.

Hierher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finstrer brütet auf dem Heer die Nacht.
Gott befohlen Brüder!
In einer and'ren Welt wieder!

Schiller.

Wir lagen in den letzten Tagen des Monats November im Städtchen Ottweiler und sollten einige Zeit Rast von dem angestrengten Marsch genießen. Ich hatte mir ein gutes Quartier ausgesucht. „Dahin bringen Sie mich“, sagte ich zu dem Fourier, als wir vor einem offnen Laden vorbeizogen, in welchem Herr Selig, wie das Schild lesen ließ, Bettfedern und Betten feil hatte.

„Es ist ein Jude, Bürger.“

„Desto besser, mein Sohn.“

Ich wurde freundlich aufgenommen und mußte nebst Antoine, der mit mir einquartiert wurde, sogleich am Tische Platz nehmen. Herr Selig deutete seiner Frau in deutscher Sprache an, es den unberufenen Gästen ja so bequem als möglich zu machen. Er setzte sich neben uns mit einem jungen Ladendiener, der uns mit Neugier angaffte und einem anderen Mann, dem Cantor der Gemeinde. Das Essen schmeckte vortrefflich und als wir damit geendet hatten, erhob Herr Selig den Becher mit Wein und lispelte den Andern zu: „Meine Herren, wir

wollen das Tischgebet sprechen.“ „Lasset uns danken unserm Gotte, von dem wir Speise erhalten haben“, fiel ich mit den Andern in hebräischer Sprache ein. Ihre Augen wandten sich freudestrahlend auf mich und sie hielten inne. „Nun“, fuhr ich fort, „lasset uns preisen unsern Gott, von dem wir Speise erhielten und von dessen Güte wir leben, gepriesen sei er, gepriesen sein Name!“

„Halten Sie eine kurze Zeit inne, Herr Officier. Ich bin zu sehr überrascht. Weib, laß' jetzt die Rosa hereinkommen, wir haben nichts mehr zu befürchten.“ Frau Selig erhob sich und führte aus einer Kammer eine hochgewachsene Jungfrau hervor, die mit niedergeschlagenen Augen sich dem Tische nahte. „Es hat keine Gefahr, Rosa“, rief ihr ihr Vater zu, „Du wirst gleich hören, was wir für einen Gast haben.“ Er stellte den Segensbecher vor mich hin. „Fahren Sie fort, ich bitte, die Ehre des Tages gehört Ihnen.“

Seit lange war mir diese Ehre nicht zu Theil geworden. Ich war wieder in der deutschen, in der jüdischen Heimath. Ich betete ihnen vor. Wie oft hatte ich dies Gebet gehört und seine Worte waren ohne Rührung verhallt. Heute ergriff es mich tief, die Thränen rollten mir über die Wangen, ich war erschüttert. Sie sahen mich Alle mit Verwunderung an, ahnen konnten sie vielleicht, was in mir vorging, aber wer vermag alle Winkel des Herzens seiner Nebenmenschen zu durchschauen, wer hört, wie die verstimmten Saiten im Innern angeschlagen werden und die Disharmonie sich in Thränen und Schluchzen auflöst.

Mit seltener Liebe wurde ich in den darauf folgenden Tagen behandelt. Alle beeiferten sich, mir ein Vergnügen, eine Bequemlichkeit zu bereiten, und als gar der Cantor es merkte, wie bewandert ich in seiner Theologie sei, als er einmal über das andere dem Herrn Selig, seiner Frau und Tochter auseinandersetzte, daß er und woran er das gleich beim Tischgebet bemerkt hätte, als er feierlich erklärte: der französische Officier könnte Rabbiner, wenigstens „Lehrer der Gerechtigkeit“ in jeder Gemeinde sein, da umgab mich eine wahre Ehrfurcht, eine hohe Achtung; Schwert und Bibel machten hier zusammen einen tiefen Eindruck auf die harmlosen Leute — Officier und zugleich Gelehrter — beides in einem Glaubensgenossen — es war zu weit

außerhalb des Kreises ihrer Erfahrung, außerhalb des Geistes der Zeit. — Da ich zugleich ganz über meine Geschichte schwieg und allen Fragen auswich, so machten mir die Anstrengungen der Neugier ein unschuldiges, stilles Vergnügen. Vergebens nahmen sie auch Antoine in's Verhör. Er konnte ihnen nichts sagen, als daß ich aus Paris gekommen sei; ebenso erwiederte Becker, der mich oft besuchte, ihre Bestürmung: „Was scheert es mich, in welchem Winkel er in die Welt gekrochen, welcher Schneider ihm die ersten Hosen gemacht und welcher Schulmeister ihn bacurlirt oder baccalaurirt hat — er ist ein braver Kamerad, der bei Wattigny die Epauletten verdient hat und damit Basta!"

Mittlerweile rückte die Entscheidung heran. Die Nachricht von einem Zusammenstoß der beiden Armeen hatte sich schnell verbreitet. Am 28. November hörten wir bereits Kanonendonner, der Generalmarsch konnte jeden Augenblick getrommelt werden. Selig hatte am Abend ein kleines Fest bereitet. Es war zugleich das maccabäische Weihefest, der Erinnerungstag an die Großthaten des Judas Maccabäus, jenes unvergleichlichen Helden des jüdischen Volkes. Das Feuer im Ofen knisterte lebhaft und eine angenehme Wärme durchströmte das reinliche Zimmer, am Fenster standen die illuminirenden zwei Weihelichter. Selig braute eine Bowle aus Saar- und Moselwein, die Frau brachte Gebackenes in zierlicher Form, welches die schöne Rosa mit Grazie und Anmuth den Gästen herumreichte. Becker war ganz verliebt in das Mädchen und betheuerte wiederholt, wenn er glücklich zurückkäme, so müßte sie seine Frau werden, er wolle dann eine große Bäckerei in Ottweiler anlegen. Der Cantor hatte mich in Beschlag genommen, und wir sprachen viel über des Maimonides Streit mit den französischen Gelehrten, er erzählte mir von Eibeschützens Wirksamkeit in Metz. Alle waren heiter, so weit es die Zeit und die Nähe zweier feindlichen Armeen zuließ, die beide das arme Rheinland seit lange zum Wahlplatz ihrer Kämpfe bestimmt und den Wohlstand aufs Tiefste erschüttert, ja vernichtet hatten — da hallte es vom Markte dumpf her, wir horchten auf, der Tambour schlug Generalmarsch. In kurzer Zeit vermehrte sich das Lärmen, das fast ohne Unterbrechung von durcheilender Cavallerie, ankommenden Adjutanten und Ordon-

nanzen schon den ganzen Tag gewährt hatte. In wenigen Minuten waren wir marschfertig.

Jeder der Familie trug uns noch etwas zu und packte es in die Tornister. Die besten Segenswünsche begleiteten uns.

Bei Kaiserslautern war es zur Schlacht gekommen. Der Herzog von Braunschweig hatte unversehens angegriffen und schon den ersten Tag waren die Franzosen im Nachtheil. Hoche ließ neue Massen in der Nacht vorrücken. Unser Bataillon nahm am Morgen Posto vor einer Anhöhe, die ein kleines Wäldchen bedeckte, die Preußen standen echelonweise vor uns und hatten hinter sich einen Theil des sogenannten Kaiserwoges, eines zum größten Theil ausgetrockneten See's. Ihre Tirailleurs richteten großen Schaden in unsern Reihen an, und wir mußten uns zu wiederholten Malen zurückziehen. Ein Angriff in Colonne drängte den Feind einmal wieder zurück, aber bald zwang uns seine Artillerie den gewonnenen Vortheil wieder aufzugeben. Ich suchte den Tod, denn ich war es müde, auf meine Landsleute feuern zu lassen, aber ich blieb im stärksten Kugelregen merkwürdig verschont.

Nicht weit von mir fiel Becker, eine Flintenkugel hatte ihm die Brust durchschossen. Ich eilte zu ihm, er sah mich lächelnd an. „Es ist vorbei Kamerad, sagte er, hier gieb den Ring an den Hauptmann, er soll ihn meinen Eltern senden; es ist der echte Ring, Freund.“ Lächelnd starb er. Es wurde zur Retraite geblasen. Neue Verstärkungen kamen an, und die Franzosen bereiteten einen neuen Angriff. Ein glänzender Erfolg ihrer Waffen wurde aus der Gegend von Landstuhl her berichtet. Es war Nachmittag geworden, die Sonne stand schon tief im Westen, ein schneidender Ostwind wehte uns entgegen und machte das Gesicht roth und schwellend. Meine Compagnie ging zum Tirailliren vor. Mir gegenüber standen jetzt preußische Jäger. Sie lagen in einer Vertiefung des Terrains. Aus einem Graben sahen wohl zehn Köpfe hervor, die alle mit großer Sicherheit auf uns schießen konnten, da wir ungedeckt waren. Ein großgewachsener Officier stand im Graben aufgerichtet und scharf umhersehend, die Geschosse der Unsern zielten auf ihn, trafen ihn aber nicht. Die Tirailleurs wurden gesammelt und der Hauptmann gab den Befehl zum Vorrücken. Die Preußen standen. Wir wurden handgemein und es wurde mit dem

Bayonnet angegriffen und vertheidigt. Ich kam dem preußischen Officier gegenüber; ich sah ihm in's Angesicht, er mir. „Karl!" rief ich und flog zu ihm hinüber, „Franz! bist Du es wirklich?" war der Schreckensruf des Gegners. Im wilden Schlachtgewühl, während unsre Mannschaften mit Kolben und Bayonnetten auf sich schlugen und stießen, das Blut in Strömen um uns floß, das Geschütz krachte, als stünden tausend Gewitter sich am Himmel gegenüber, das Kleingewehrfeuer aus Büchse und Muskete knallte, ein unaufhörliches Schreien und Rufen von allen Seiten die Seufzer und das Sterbeächzen der Verwundeten übertönte — lagen wir uns in den Armen und weinten, drückten uns an die Brust im überwältigenden Gefühl. Da drängte uns die Gewalt der auf sich los stürmenden Massen auseinander, in demselben Momente stieß ein Bayonnetstoß eines französischen Soldaten aus meiner eignen Compagnie Karl von Rosau nieder. Ich kehrte noch einmal zurück, ich warf mich über seine Leiche, ach! nicht wie damals, als ich ihn aus dem Wasser bei Leipzig gezogen, war das Leben zurückzurufen. Meine Leute rissen mich mit fort. Der Rückzug der Franzosen ward allgemein, aber sie wichen nur schrittweise und in größter Ordnung und erst am dritten Schlachttage sollte sich der Kampf entscheiden, günstig für den deutschen Feldherrn, aber dennoch ohne nachhaltige Folgen. — Ich war am dritten Tage nicht mehr zugegen. Bei dem Rückzug traf mich eine Kugel am Oberarm. Der Blutverlust schwächte meine Kräfte, der Tod, der heißersehnte schien mir nahe. Ich hatte an einem Tage den muntern Gefährten der letzten Monate, den lieben Jugendfreund verloren und unter welchen Umständen! Ich wurde ohnmächtig. Als ich erwachte, stand Antoine neben mir, uns umgaben preußische Reiter, wir waren Gefangene.

Meine Wunde war nicht gefährlich, sie heilte bald im Lazareth zu Kaiserslautern. Nach einigen Wochen waren sämmtliche Kriegsgefangene auf dem Transporte nach dem Innern. Es war eine sehr gemischte Colonne aus allen Truppentheilen, Linie und Nationalgarde, Reiter ohne Pferde und Fußsoldaten ohne Waffen, Officiere und Gemeine untereinander marschirten wir unter Escorte über Würzburg durch Franken und Sachsen, bis ein Theil von uns, ich unter ihnen, nach der Citadelle von Magdeburg gebracht waren. Es war ein be-

schwerlicher Marsch, voll der größen Entbehrungen unter rücksichtloser Begegnung, denn die Erbitterung gegen die Franzosen war groß geworden, sie selbst hatten sich die gröbsten Excesse und die weitesten Verheerungen in den besetzten Ländern zu Schulden kommen lassen; anstatt, wie es vom Convent proclamirt worden war, Krieg den Palästen, Freiheit den Hütten zu bringen, hatten die Neufranken weder Palast noch Hütte — und diese am wenigsten, geschont und mit Feuer und Schwert die Völker verfolgt, welchen sie Befreiung von der Tyrannei ihrer Gewalthaber versprochen hatten. Jetzt, an den unglücklichen Gefangenen glaubte man nur ein billiges Vergeltungsrecht zu üben. Es war ein kalter Winter und wir wurden des Nachts in Kirchen, Spritzenhäusern u. dgl. untergebracht. Viele erlagen dem Drangsal. Ich widerstand ihm. In eine Stumpfheit des Geistes versunken, apathisch gegen alle Umgebungen, schleppte ich mich fort und erduldete, was nicht zu ändern war. Ich lag des Nachts wie ein Todter und nur des Morgens schreckten mich oft Träume. Ich sah meinen Freund, meinen Karl auf dem Schlachtfelde, wie sein Herzblut aus der weiten Wunde hervorquoll, wie sein erlöschender Blick mich suchte und noch fragte: Wie kommst Du hierher, wie bist Du mein Feind geworden, wie konntest Du gegen Deutsche kämpfen. Oder Estrella stand an meinem Lager und hob die Hand wie zum Schwur nach Oben. Ich war wieder in Germanien. „Grüß mir seine Berge", hatte sie mir als seliger Geist im Kloster bestellt, „wie gern hätte mein Fuß auf ihnen gestanden und ich hätte sehen mögen, wie die Sonne der Freiheit dort aufgeht." Ich stand auf seinen Bergen, aber die Sonne ging dem Kriegsgefangenen ohne Freude, ohne Hoffnung, ohne Freiheit auf. „Grüß mir seine Eichen" hatte sie gesagt, aber sie standen entblättert vom Winterfroste, wie mein Leben. „Grüße mir seine Krieger", war der letzte herzzerschneidende Ton — seine Krieger geleiteten den, der ihnen gegenübergestanden, nach der Veste hin.

Wir kamen durch Franken. An einem hellen Nachmittag ging es über den Wald. Schneebedeckt stand die Culm, ich konnte einen Blick in's Rodachthal werfen. Die Sonnenstrahlen fielen auf ein Dorf. Es war mein Heimathdorf. Dort ja dort standen die kahlen Ulmen, an deren Zweigen Eiszacken im Diamantenglanz hingen, dort schlängelte

sich der Bach um die Mühle, wie im Spiegel glänzte seine Fläche, dort schimmerte das weiße Pfarrhaus, dort, o Gott! dort sehe ich mit scharfem Auge die Hütte, die Hütte, wo ich geboren wurde, wo die Leiche des erschlagenen Vaters lag, wo Jossel gestanden, dessen Leben der Prototyp des meinigen war. Aber vorwärts! erscholl das Commandowort, vorwärts ging es nach der Ebene, immer weiter zum schönen Elbstrom, über dessen Brücken in die Veste, in die Kasematten der Citadelle. Dort lag bereits ein Franzose, ein Mann der Weltgeschichte, Lafayette, als Kriegsgefangener wider Völkerrecht zurückgehalten. Er hatte es redlich gemeint mit seinem König und seinem Volk, deswegen hatten ihn beide zurückgewiesen, er hatte für Recht und Freiheit gestritten, er hatte die Freiheit verloren und das Recht war für ihn blind. — Schon in Würzburg war Antoine zurückgeblieben, von einer schweren Krankheit betroffen. Thränen entrollten ihm, als ich mich von ihm verabschiedete. Ich habe nie wieder etwas von ihm erfahren.

Es war mir auffallend, daß man mich in der Citadelle von den übrigen Gefangenen trennte, in eine einsame Zelle brachte und weit strenger behandelte. Bald sollte es mir kein Räthsel bleiben. Nach einigen Tagen kam ein Auditeur zu mir und eröffnete mir, daß man von den Mitgefangenen in Erfahrung gebracht, daß ich ein Deutscher von Geburt sei und daß ich, da man mich mit den Waffen in der Hand gegen mein Vaterland kämpfend getroffen hätte, vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Mir war es erwünscht, von der Welt zu kommen, aber als Verräther an meinem Vaterlande wollte ich wenigstens nicht gelten. Ein sehr junger Officier begleitete den Mann, dem ich in größter Ruhe und Aufrichtigkeit meinen Namen, meine Verhältnisse nannte und die Art und Weise mittheilte, wie ich französischer Officier geworden wäre. Ich hatte natürlich die Geschichte mit Volkmar, die Veranlassung meiner Lage erzählt. Als der Auditeur Alles niedergeschrieben, näherte sich mir der junge Fähnrich.

„Sie kennen mich wohl nicht, Herr Neuendorf?“ fragte er sanft. Ich sah ihn scharf an. „Ihre Gesichtszüge, mein Herr, — ja, sie erwecken Erinnerungen in mir. — Sie sehen einer sanften, lieben Dame ähnlich — Frau von Rühsdorf — O Gott! Albert . . . .!“

„Ja ich bin Albert von Rühsdorf, Ihr früherer, dankbarer Schüler."

Er umarmte mich mit Wärme. „So also sind Sie hieher gekommen. Das war der Preis, um den Sie Volkmar, um den Sie unsere Elise retteten. O Gott, das geht nicht, diese Großmuth kann nicht solchen Lohn finden."

Der Auditeur meinte auch, daß die Umstände alle für mich sprächen. Noch eine kurze Zeit konnte Albert bei mir verweilen. Er theilte mir mit, daß ich in dankbarer Erinnerung und in hoher Achtung bei seiner Familie stünde, daß Volkmar mit seiner Gattin noch in der Schweiz wäre und ihnen geschrieben hätten, was sie mir verdankten und wie ich allen Lohn ausgeschlagen. Bald entfernte ihn der Dienst von mir, aber noch am Abend hatte ich eine bessere Klause, mehr Bequemlichkeit und anständigere Behandlung. Das Officiercorps hatte sich vereinigt, mir meine Lage angenehmer zu machen. Meine Flöte wurde mir auf meine Bitten gereicht.

Es vergingen mehrere Monate. Nur einmal konnte es von Rühsdorf erlangen, mich zu besuchen; die Haft war noch immer streng und Jedem der Zutritt verwehrt. Er theilte mir voll Freude mit, daß die Bestätigung meiner Aussage actenmäßig aus der Schweiz angekommen sei, daß Volkmar in den lebhaftesten Ausdrücken mein Schicksal beklagt, daß dieser sowohl als die Eltern Alberts alle Anstrengungen zu meiner Freisprechung machten.

Wenige Tage darauf wurde ich vor das Kriegsgericht gestellt. Ich konnte nur meine Aussagen wiederholen und konnte trotz aller minutiösen Fragen in keinen Widerspruch verwickelt werden, da ich keine Ursache hatte und keinen Beruf von der strengsten Wahrheit abzuweichen. Das Resultat war, daß man höheren Orts eine Entscheidung des Falls beantragen wollte, ehe man weiter in der Sache verhandelte. Man schickte sämmtliche Actenstücke fort. Es verging wieder eine geraume Zeit, und meine Flöte war die einzige Tröstern meiner Einsamkeit. Sie allein fesselte mich noch an's Leben und erweckte die Lust zu ihm.

Da öffneten sich am ersten Frühlingstage die Pforten des Gefängnisses. Man las mir die höhere Entscheidung vor. Es stelle sich, hieß

es, aus den Acten nicht unzweifelhaft heraus, daß ich zum Dienst gegen die Alliirten mit Gewalt gezwungen worden, wenn auch meiner Einstellung in das französische Heer jene That vorausgegangen, die ich mit ihr in Zusammenhang brächte, die Befreiung des Baron Volkmar — diese Umstände allein würden daher nicht zu einer Freisprechung vor dem Kriegsgerichte führen, wenn die Sache verfolgt würde, auch reichten die angegebenen Motive meiner Handlungsweise nicht aus, sie juristisch zu rechtfertigen, da ich aber als Jude gar keine Verpflichtung und kein Recht zum Militärdienst in einem deutschen Heere habe, also gar nicht als Soldat anzusehen wäre, so würde die Niederschlagung des Processes hiermit decretirt und meine sofortige Freilassung angeordnet.

Auch dieses Schriftstück sagte mir, daß ich wieder in der deutschen Heimath wäre. Man hielt es für eine zu große Ehre für mich, als französischer Officier vor ein Kriegsgericht gestellt und füsilirt zu werden. Ich war ein Jude, zum Glück für mich konnte man mich nicht — als Spion ansehen und als solchen aufknüpfen.

52.

Ein Abend in Baireuth.

Rauschend auf Cherubs-
Schwingen getragen,
Verträum' ich mein Leben
In Harmonien.
Aber es senkt sich
Der Flug hernieder,
Und in der Halle,
Der festlich erhellten,
Seh' ich der Stühle
Viele bereitet.
Chamisso.

So war denn meine kriegerische Laufbahn zu Ende. Sie hatte mich in wenigen Monaten von der Seine nach der Elbe geschnellt, aus einer rein wissenschaftlichen Beschäftigung in ein rath- und thatloses Dasein gezerrt. Meine Ersparnisse aus dem Morgenlande waren bis auf wenige Thaler, die den Durchsuchungen entgangen waren, erschöpft. Aber das Bewußtsein, wieder frei und auf mich selbst angewiesen zu sein, erhob mich zu neuer Kraftanstrengung. Ich wies die Anerbietungen Rühsdorf's, mir Unterstützungen zu verschaffen, zurück. Ich wollte nicht abhängig von fremder Wohlthat sein und mir meine Leiden bezahlen lassen. Er war todt, an dem meine Seele mit Freundschaftsbanden hing, der mich allein gekannt und gewürdigt hatte, mein Karl, was sollten mir die Anderen.

Ich ging nach mehreren Universitätsstädten. Ich bat um die Erlaubniß, mich als Docent der morgenländischen Sprachen und Geschichte zu domiciliren — es war sogar Mangel an tüchtigen Kennern des Arabischen — aber sie wurde mir verweigert, da ich Jude wäre.

Es wurde mir sogar oft der längere Aufenthalt versagt: es war noch die Zeit des Leibzolles. Ich bot mich mehreren gelehrten Schulen als Hülfslehrer an: ich wurde zurückgewiesen. Meine Manuscripte aus Paris zu erhalten, daran war bei der Sperrung durch den Krieg nicht zu denken. Meine Hülflosigkeit, mein Scheitern, in der Gelehrtenwelt Deutschlands eine Stelle einzunehmen, drückten mich nieder.

Ich saß wieder in Leipzig in Scheidel's Stübchen, in der Vorstadt, ich besuchte die alten Plätze, die wehmüthige Erinnerung an alles hier Erlebte tauchte mich in eine verzehrende Melancholie — ich las viel und suchte in deutscher Literatur nachzuholen, was ich im Orient versäumt hatte: Goethe, Schiller, Herder, Jean Paul. Letzterer war der Dichter, der meinem Gemüthszustand am meisten zusprach, er kannte die Seelenleiden der Unglücklichen, die wie ich in Noth, von der Wucht der äußeren Verhältnisse, von dem politischen und socialen Unbill niedergedrückt wurden. Abends zog ich meine Flöte hervor und spielte bis in die Nacht. Da — solche Gedanken kommen wie Blitzstrahlen in der Finsterniß, wie Inspirationen aus der Geisterwelt — da fiel es mir ein: Du hast nichts weiter als dieses Holz, nun! versuche es mit ihm. Ich kündigte ein Concert an, mehrere Musikfreunde, die ich aufsuchte, unterstützten mein Bestreben, vielleicht mehr aus Mitleid für meine Lage, aus Interesse für den abgethanen, französischen Nationalgardenofficier, als aus Bewunderung meiner Fertigkeit. Es war Messe, und das Zuströmen besonders meiner Glaubensgenossen zum angekündigten Concert war außerordentlich und wider Erwarten, wider Erwarten auch der Beifall, den ich erntete, der Lohn, den ich davontrug. Nun fühlte ich mich wieder gehoben, nun wußte ich, wofür ich leben sollte. Tag und Nacht übte ich und studirte Musik. Ich zog durch Deutschland — ich kam in die verschiedensten Kreise der Gesellschaft. Mein Spiel sollte etwas Originelles haben, was Viele hinriß, Anderer Tadel erweckte. Es hatte das eine Verdienst — das wußte ich — wahr zu sein. Es war der Ausdruck meines Seelenlebens, es sprach den Schmerz über so viele getäuschte Hoffnungen, über die verlorne Jugend, die gemordeten Geliebten — es sprach die Wehmuth des Alleinstehens, die Klage und den Trost der Juden aus. Ja es war originell, denn in alle Melodieen meiner

Phantasieen auf der Flöte tönten Klänge und Klagelaute der alten synagogalen Poesie, der alten synagogalen Weisen wieder — sie waren, diese alten unbekannten Sänge, der Grundton, der tief aus dem Herzen hervorbrechend, tief aus der Erinnerung der Knabenzeit hervorquellend, alle andern Töne um sich sammelnd dem Spiel den besonderen Charakter verlieh, den sich die Welt außer mir nicht zu deuten vermochte. Mehrere Jahre leitete und erhielt mich meine Flöte. Ich habe meine Erlebnisse in einem besonderen Hefte: „Wanderungen eines jüdischen Flötenspielers“ schon vor Jahren in meiner westphälischen Einsiedelei beschrieben.

An einem schönen Pfingsttage kam ich nach Baireuth. So nahe dem Fichtelgebirge wollte ich Erkundigungen über meine Geschwister einziehen. Ihr Schicksal lag schon lange wie ein Alp auf meiner Brust. Jetzt hatte die Kunst mir Mittel verschafft, Nachforschungen anzustellen und, wenn es die Noth erheischte, als Helfer aufzutreten, jetzt erst führte sie mich in mein engstes Vaterland. Man sagte mir, daß ein reicher israelitischer Handelsherr, Emanuel, am besten über das Gebirge Auskunft geben könnte und die weitesten Verbindungen hätte. Ich suchte den Mann in der schönen, saubern Markgrafenstadt, wo der Luxus der fürstlichen Schlösser, deren Plätze die schönsten Springbrunnen zierten, mit villenartiger Heiterkeit der Gebäude wechselten, auf und erreichte bald das von rothem Sandstein erbaute, mit grünen Jalousien versehene, freundliche Haus. Der Aufenthalt in diesem Hause erzeugte ein wohlthuendes Gefühl, überall blickte der geläuterte Geschmack hervor und umgab uns ein patriarchalischer und morgenländischer Duft. Emanuel war eine seltene und angenehme Erscheinung. Seine geistreichen und gemüthlichen Bemerkungen und selbst bei Gelegenheit des Handels wie hingeworfen erscheinend, die Vereinigung von Verstand und Gefühl, Gewandtheit und Wahrhaftigkeit erweckten überall ein hohes Interesse und ein unbegrenztes Zutrauen, welches ein edles und schönes Aeußere noch bedeutend steigerte. Durch diese Eigenschaften hatte sich Emanuel vom herumziehenden, auf den adeligen Sitzen der Umgegend mit Waaren einsprechenden Handelsjuden zum reichen Banquier und Güterverkäufer heraufgeschwungen und durch beständige Thätigkeit sich Reichthümer, durch hohe Rechtschaffenheit Ach-

tung und Ansehen erworben, so daß er sich eines gewählten Umgangs zu erfreuen hatte, und mit einer Menge gebildeter Leute, besonders Frauen in Correspondenz stand.

Herr Emanuel empfing mich mit großem Wohlwollen und versprach über meine Familie Nachrichten einzuziehen. Ich hatte bereits ein Concert gegeben und dadurch seine Aufmerksamkeit erregt. Er lud mich zu einem Abendbesuch ein. Dieser Abend wurde ein sehr interessanter für mich. Als ich ankam, war Emanuel noch allein mit einem jungen Mann von kaum zwanzig Jahren. Man nannte ihn Herr Moses, er war Hauslehrer bei einem reichen Juden und wurde mir als besonderer Freund des Hauses vorgestellt. In den Gesichtszügen des Jünglings lag ein tiefer Ernst und der Ausdruck früher körperlicher Leiden, die mit Aufwand von Geisteskraft bezwungen wurden. Das Licht des einen Auges schien erloschen, war es aber nicht ganz, denn eine künstliche Operation hatte dem durch die Pocken in frühester Jugend zerstörten Organe wieder ein schwaches Sehvermögen verliehen. Dieser Umstand machte den geistvollen Blick etwas starr, der sich anstrengte, die Gegenstände in sich aufzunehmen, mit einer Art Wehmuth auf allen Personen ruhte und dann still vor sich hinschaute. Im Gespräch verrieth Herr Moses eine Art Zurückhaltung und große Bescheidenheit, eine seltene Wißbegier, denn er horchte mit Aufmerksamkeit auf jede ungewöhnliche Bemerkung und Aeußerung der Andern, wenn es aber auf Gegenstände kam, die er genau kannte, besonders auf theologische und metaphysische — dann wurde er lebendig, mittheilend, scharfsinnig und ohne Mißbrauch an gehörigem Orte witzig. Was für mich noch von besonderem Interesse war — Moses war ein entfernter Verwandter meines Jossel und er konnte mir mit Bestimmtheit sagen, daß meine Schwester noch in Frankfurt lebe. Näheres wußte er freilich nicht. Noch einige andere Freunde fanden sich im gastlichen Hause ein, als die Erscheinung eines Mannes die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war ein Mann im Anfang der dreißiger Lebensjahre, der ohne Ceremoniell eintrat. Er war von einem weißen, seidenhaarigen Pudel begleitet, der sofort unter dem Sopha Platz nahm, legte eine lederne, gestickte Jagdtasche ab, hing sie sorgfältig an einen Haken an der Thür und lehnte den großen Rosenholzstock in eine Ecke des

Zimmers. In seinem wohlgebildeten, nicht zarten Gesichte, in der ganzen Haltung lag ein gewisses Selbstvertrauen, aber keineswegs der Ausdruck der Welterfahrung und die feine Manier, die Emanuel auszeichnete, aber aus dem ganzen Wesen ging eine innige Liebe zur Menschheit, eine harmlose Auffassung der Natur und Welt hervor. Er schaute mit Unbefangenheit umher und die Behaglichkeit, welche er hier im Hause des Freundes empfand, leuchtete aus jedem Blick, ging aus jedem Worte hervor. Es war der Dichter Jean Paul Friedrich Richter, der erst seit wenigen Jahren nach langem Schmachten, nach dem Erdulden der bittersten Armuth, nach Zurücksetzungen aller Art, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf sich gezogen und einen wahren Enthusiasmus durch die Originalität seiner Schreibart, durch die tiefe Auffassung des menschlichen Gemüthslebens, durch die Idealisirung untergeordneter Menschen und Verhältnisse für sich erweckt und in Emanuel einen treuen Verehrer und wackren Freund gefunden hatte.

Emanuel lächelte, als Jean Paul in gewohnter Weise nach seinem Eintritt alsbald auf's Fenster zueilte, den Stand des Barometers und Thermometers prüfte und durch die Fenster einen Blick nach den Wolken und in die Landschaft richtete.

„Kommen Sie von der Eremitage, lieber Richter," fragte er ihn.

„Ach nein," erwiederte der Dichter, „ich habe einen weiteren Gang gemacht. Ich kann an diesem Machwerk fürstlicher Laune und eines sonderbaren Geschmackes keinen Gefallen finden. Ich habe mich in den Wald vertieft und ein Plätzchen aufgesucht, an dem ich ungehindert denken und schreiben konnte. Ich lege Ihnen das Manuscript auf den Tisch. Sie wollen mir morgen ihr Urtheil darüber äußern. O wie blüht Alles um mich her!"

„Die alte Generalin Plotho hat geschickt, Sie hat sich vor ihren Krankenvorhängen Ihren Hesperus vorlesen lassen und will Sie vor ihrem Ende noch sehen."

„Ach ja, ich sehne mich nach ihr. Ich könnte hier, wenn ich Zeit hätte, herumgezeigt und herumgeführt werden wie ein Haifisch oder sonstiges Unthier. Sie haben mich Alle gelesen. Hier ist's anders, als in Hof. Dort ging's mir wie jenem Pariser Gelehrten, der diebisch

in den Buchläden herumschlich, nicht in die Tasche zu spielen, sondern um seine Werke heftweis daraus zu ziehen und sie so, wenn es Niemand sah, unter andern Novitäten gratis einzuschwärzen. Ja, Emanuel, ich verlebe hier Tage, die ich mit Recht meine Hesperuspfingsten nennen könnte, mich badend in der ganzen warmen Quelle des Frühlings."

Er wandte sich an eine Dame, die ihm den Thee brachte, und unterhielt sich mit ihr über die schöne Umgebung Baireuths. Eine entzückende Milde und dennoch hohe Begeisterung charakterisirte Worte und Redewendung.

„Jeder Gang in's Freie," sagte er, „ist mir ein Kirchgang. Ich sinne dann über mich selbst nach. Du gehst jetzt, sage ich mir, in die große schuldlose Natur. Kommst du rein genug in diesen Tempel, bringst Du keine giftige Leidenschaft an diesen Ort, wo Blumen blühen und Vögel singen? Trägst Du keinen Haß hierher, wo die Natur sich liebt? Ist deine Seele so ruhig, wie der Strom, der wie ein Spiegel des Himmels dahinzieht?"

Mit stiller Verehrung ruhten die Augen der kleinen Gesellschaft auf dem Dichter, der die heiligsten Gefühle seines Herzens mit liebenswürdiger Offenheit zu erkennen gab.

Ich hatte die Freude, daß er neben mir auf dem Sopha Platz nahm. Er machte mir einige Complimente über mein Spiel, welches er indeß scharf kritisirte und mich auf einiges Auffallende aufmerksam machte. Er hörte mit Wohlwollen zu, als ich ihm erzählte, wie ich zum herumreisenden Künstler geworden wäre, er schien es schmerzlich zu empfinden, als ich ihm meine vergeblichen Bemühungen, die früher begonnene Lebensbahn zu verfolgen, schilderte. Wir kamen auf seine Werke zu sprechen und mit sichtlichem Wohlgefallen nahm er es auf, als ich ihm dem Eindruck schilderte, den sie auf mich gemacht hätten. „Sie werden," sagte ich zu ihm, „zur Erhebung des deutschen Volkes in der Zeit der Zerfallenheit und politischer Vernichtung, die wir jetzt erleben und der wir vielleicht in noch höherem Grade entgegengehen, beitragen. Die elektrische Wirkung Ihrer Schriften auf das Volk beweist dies. Während Goethe in den Zeiten ruhiger Entwickelung die Geister an sich ziehen und um sich sammeln wird durch die ruhige, objective Auffassung und Ordnung des Bestehenden, ist es Ihre Auf-

gabe, als aus den niedern Schichten des Volkes hervorgegangener und das Weh und Leid des Volkes kennender und mitfühlender Dichter, von den Trümmern des durch die revolutionären Erschütterungen Umgestürzten aus sich und das Volk zu den höchsten Höhen des religiösen, dichterischen und bürgerlichen Lebens hinaufzuschwingen und das Vaterland zur politischen und freiheitlichen Einheit zu begeistern."

Jean Paul hörte aufmerksam und gütig zu: „Ja," rief er, „das Schicksal schenke dem Volke Freiheit, ferner Freiheit, endlich Freiheit!"

„Aber keine französische," setzte ich hinzu, „wie ich sie selbst erlebt habe, eine Freiheit im deutschen Sinn, eine Freiheit mit Liebe vereint, eine Freiheit von dem Vorurtheil, von der Selbstsucht, von der Selbstvergötterung!"

Ich war jetzt im Stande dem Dichter, wenn auch mit Zagen, einen Vorwurf zu machen, als er sich Emanuel mit einem liebevollen Blick näherte, dessen Hand schüttelte und voll Freude ausrief: „Sie haben mir wieder einen schönen Abend bereitet, Freund, ach, warum legen Sie aber nicht die Zurückhaltung gegen mich ab, der so viel von Ihnen empfängt?" „Denken Sie," wandte er sich zu mir, „es lebt in diesem Mann ein eigner Stolz, den ich nur als israelitischen Stolz bezeichnen kann. Er nimmt tausend Rücksichten, er hat eine wahre Scheu, für zudringlich gehalten zu werden und läßt sich von der christlichen Welt nur aufsuchen."

„Ich finde diese Scheu oder diesen Stolz, wie Sie ihn nennen," antwortete ich, „sehr natürlich. Er ist aus den Schmähungen und Zurücksetzungen hervorgegangen, mit denen man unsre Nation überhäuft hat. Es schmerzt tief, oft nach langdauerndem Umgang, nach Jahren gegenseitiger Achtungs- und Liebesbezeigungen doch das mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheil zu bemerken und Zeichen von Lieblosigkeit zu erkennen, die die Seele um so tiefer verwunden, je unverdienter diese Lieblosigkeit ist, je unerwarteter sie kommt. Es schließt sich des Juden Herz leicht an den christlichen Bruder, er findet einen Genuß in dieser Freundschaft, sogar oft eine Quelle der Eitelkeit, da jene Freundschaften selten und oft auszeichnend sind, aber desto empfindlicher wird er berührt, wenn er zuletzt doch nur Schein erkennt, wo er sein Bestes geopfert. Der erfahrene Mann meidet diese Klippe."

„Ja Empfindlichkeit wird es oft sein," erwiederte Jean Paul und schien selbst empfindlich getroffen.

„Selbst Sie, der gefeierte Dichter, scheinen — Sie verzeihen mir meine Aufrichtigkeit — nicht frei von den Vorurtheilen gegen uns zu sein. Es hat mich geschmerzt, in Ihren Schriften, wenn auch keine Angriffe gegen uns, aber oft genug einen fast an Lieblosigkeit grenzenden Zug der Ironie auf Juden und Judenthum zu finden, und das Aviso an den Juden Mendel ist nicht der alleinige Hieb, den Sie auf die Schultern des jüdischen Volkes senken. Es hat mich gewundert, wie der Dichter, der die Leiden jeder Menschenklasse mit solcher Tiefe fühlt, mit solcher Wärme ausmalt — die Poesie im Leben des jüdischen Volkes nicht einmal ahnt."

„Ich nehme von meinem Freunde viele aus der orientalischen Poesie und Philosophie geschöpfte Ideen und Anschauungen und eine Masse neuer Bilder und uralter Offenbarungen des Menschengeistes an, aber poetische Elemente kann ich nicht im jüdischen Volke wahrnehmen. Soll ich sie in jener sklavischen Unterwürfigkeit finden, in die es sich von den Völkern der Erde versetzen ließ, in der weit niedrigeren Sklaverei, mit der es sich den Satzungen seiner Weisen unterwarf. Niedergehalten von diesen sogenannten Weisen ist dem Volke der frohe, freie Blick nach Oben verdunkelt worden. Aus dem schon verbitterten Leben haben sie eine Kette geisteszerdrückender Formeln gemacht und die Wahrheiten mit einer so undurchdringlichen Schale umgeben, als wäre es darauf abgesehen, nie wieder zum Kerne zu gelangen. Ein Volk, im Ganzen begabt, mit lebendiger intellectueller Kraft, fähig mit frischem Muthe am Borne der Wissenschaft zu schöpfen, mit scharfer Speculation das Metaphysische zu ergreifen — und dieses Volk wendet Jahrtausende lang seinen Scharfsinn an nichtige Untersuchungen über die erbärmlichsten Gegenstände des kleinlichsten Lebens, vergeudet seine Kräfte an der Systematisirung des Unsinns, steht Jahrtausende an alten Büchern, aus denen es mit enormer Geistesanstrengung, mit krauser Stirn, mit gesticulirenden Handbewegungen das Ungleiche gleich, das Inconsequente für folgerecht demonstriren will. Soll ich Poesie in der Beschäftigung mit Zahlen und Geld, mit Lumpen und Lappen finden? So hoch ich den Einzelnen achte, der mit ureigner Kraft sich aus der

Masse hervorarbeitet und sich vom Wust und Schmutz befreiet, im Volke selbst habe ich die Achtung vor jenen Auserwählten vermißt. Was hat Mendelssohn für Einfluß auf diese Masse gehabt?"

„Die Masse ist träge wie überall," sagte ich, „sie folgt langsam nach, weil es eben Masse ist. Die Gebildeten entstehen ihr erst einzeln, dann immer mehr und mehr, bis die Masse vom Geiste der Gebildeten durchdrungen ist. Nicht die sind die Reformatoren, die es gerade sein wollen."

„Auch Mendelssohn," fuhr Emanuel fort, „hat Einfluß auf die Masse gehabt, aber nur wie dieser Herr eben angedeutet. Er hat sich nicht hingestellt und gesagt: Jetzt will ich mein Volk reformiren! aber er hat ein Beispiel gegeben, daß sich das jüdische Leben mit höherer Geistesbildung vereinen läßt. Einzelne folgen ihm und der ausgestreute Samen schlägt Wurzel im Volke und kommt zur Blüthe, wenn an den Säemann nicht mehr gedacht wird."

„Sehen Sie hier meinen Moses." Er faßte die Hand des jungen Mannes. „Es sind nur einige Jahre her, seitdem er deutsch lesen gelernt. Von Jugend auf in hebräischem und talmudischem Wissen unterrichtet, hörte er eines Tages über Mendelssohns Morgenstunden sprechen. „Vorlesungen über das Dasein Gottes" dachte er. Sollten sie mehr darüber sagen können als Bibel und Gemara. Er ließ sich die deutschen Buchstaben zeigen, er buchstabirte für sich, er lernte lesen für sich. Jetzt griff er nach den „Morgenstunden" in den Morgenstunden, der an den „Systemen des Unsinns" geübte Scharfsinn half ihm über die schwierigsten Stellen. Er hat jetzt deutsche Schriftsteller verstehen gelernt und kann Ihnen ganze Stellen aus der unsichtbaren Loge und aus dem Hesperus recitiren. Sonderbar, daß dieses poesielose Volk gerade Ihre Schriften mit so großer Theilnahme liest, aus keinem anderen Grunde, als weil es sein innerstes Leben darin wiederfindet. Denn davon waren wir ausgegangen: Ich will nicht einmal von den poetischen Elementen sprechen, die in der ganzen Geschichte Israels liegen — oder sollte kein poetisches Element in der Geschichte eines Volkes liegen, dessen Geschichte Religion und dessen Religion Geschichte wurde, das, geschleudert über den Erdball das Märtyrerthum des Glaubens Jahrhunderte lang erduldete, fortlebend in Volksthüm-

lichkeit bei ewiger Gefahr der Vertilgung, in der Geschichte eines Volkes, das die in ihm erstandenen großen Lehren der gesammten Welt mittheilt, aus dessen Heiligthum die Glaubenslehren der Nationen geschöpft und weiter getragen werden, das den Grundstein zu aller Gesittung gelegt und das Kleinod der Offenbarung eines einzigen Gottes durch Jahrhunderte bewahrt? Ich will, wie gesagt, Geschichte und Lehre außer Betracht lassen — aber gerade das häusliche und bürgerliche Leben in Israel bietet so viel des poetischen Stoffes und dichterischer Anschauung. Seht, wie dies Volk mit der meeresgroßen Wunde, die ihm geschlagen, wie es, aus der Welt gestoßen, mit seinem Glauben in seine Hütten flüchtet und den großen Gedanken seiner Geschichte an jede Thürpfoste, an jede Kleinigkeit seines Hauses heftet, wie es das Vaterland in seine Häuslichkeit pflanzt, daß jeder Heerd in einem gelobten Lande stehe. In diese Hütten steigt, Freunde, und seht den Kampf mit der politischen und bürgerlichen Unbill, die Liebe in der Familie, die stete Arbeit, herauszukommen aus dem Staube, um das Haupt in die Höhe heben zu dürfen; wahrlich, Ihr habt hier Stoff zur Poesie, Stoff zur Erhebung der Unglücklichen. Wahrlich, lieber Richter, mehr als einen Wutz, mehr als einen Fixlein würden Sie antreffen."

„Es wird schwer werden, die Dichter außerhalb Israels zu finden," meinte Jean Paul.

„Gewiß," sage Emanuel, „weil die Besten uns nicht kennen oder kennen wollen."

Durch Emanuels Rede begeistert rief ich aus: „Wir werden sie finden. Es wird eine Zeit kommen, wo selbst unsere Formen für die, die sie aus dem wirklichen Leben gebannt haben, ein Gegenstand der Pietät sein werden und einer poetischen Auffassung gewürdigt werden müssen. Wir werden Männer aus unserer Mitte hervorgehen sehen, die den Kern der israelitischen Lehre aus der Schale wickeln und in seinem ewig dauernden Glanze dem Volke zeigen werden, den Kern, an den es in höherem religiösen Bewußtsein festhalten kann, es werden Andere kommen, die die wunderbare Geschichte Israels beleuchten werden für das Volk, daß es daran erstehe in geistiger Kraft und in unerschütterlicher Treue des Bekenntnisses und in festem Glauben an den

eigenen Werth; es werden Andere kommen, die unser Volksleben in Hütte und Markt, in Schule und Gotteshaus mit der Liebe des Dichters auffassen und wiedergeben werden, daß sich das Volk in den Gebilden der Phantasie im höheren, heiligen Strahlenglanze der Dichtung veredelt wiedersehe und nach der Veredelung in der Wirklichkeit strebe.“

Der junge Moses hatte bis jetzt mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, sein schwaches Auge blickte von einem Sprechenden zum andern, die Lippen waren geöffnet, als wollten sie der Rede Worte und Inhalt einsaugen und in's eigene Herzblut aufnehmen. Als ich aufgehört, stand er auf, drückte mich an seine Brust und unter Thränen und mit tiefer Rührung stammelte er schluchzend: „Ja, sie werden kommen!“

53.

Wiedersehen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt,
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt.
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Sie hat drei Kinder ihm geboren,
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.
Chamisso.

„Wenn Sie zur Frau Edel wollen," bedeutete mich ein rothbärtiger Mann, bei dem allerhand gekochte und gebratene Fleischspeisen feil standen, in der Frankfurter Judengasse, „so müssen Sie, lieber Herr, hier in das Eckhaus treten, zwei Treppen nach dem Hofe wohnt die Frau."

Ich lenkte meine Schritte dorthin.

Wer mag der sein, hörte ich hinter mir einem jungen Manne zuraunen.

„Ich habe ihn schon gesehen," antwortete dieser, „er ist ein Flötist, ich habe ihn in Kirchheim gehört."

Mit pochendem Herzen betrat ich das bezeichnete Haus und eilte die Treppe hinauf. Ich klopfte an, und eine etwas heisere Stimme antwortete. In einem Stuhle am kleinen, trüben Fenster saß eine hagere Frau, die noch lange dem Matronenalter fern stand, aber älter schien, als sie wirklich war. Sie war emsig mit einer weiblichen Arbeit, mit Spitzenklöppeln, beschäftigt. Ach! wohl zeigte das Gesicht die Spuren früherer Schönheit, wohl sahen die schwarzen Augen noch mit Feuer aus den langen, seidenen Wimpern hervor, und das dunkle

Haar fiel in Locken an den Schläfen herab, wohl stand die schlanke Gestalt noch aufrecht, aber das Feuer der Augen war brennend, die Wangen hohl und mit jener verdächtigen Röthe bedeckt, die dem erfahrenen Blick die begonnene, innere Zerstörung der edelsten Organe verrieth. Man bemerkte die Anstrengung, mit welcher sie ihre Haltung behaupten wollte. Das Herz wollte mir zerspringen, ich glaubte, der Boden öffne sich unter mir, als ich vor ihr stand, als ich mit raschem Blick die Umgebung maß. Ein ärmliches, aber reinliches Zimmer, auf dem Tische die blendend weiße, linnene Decke ausgebreitet, der gebohnte Schrank, der Sessel am Ofen, o Gott, das waren noch Möbel aus der Hütte meines Vaters, an denen ich gespielt, an denen ich mich aufgerichtet, und über dem Bett, — Himmel! da hing das Bild meiner Mutter in jugendlicher, bräutlicher Schöne, dessen Züge sich in frappanter Aehnlichkeit im Gesichte des vor mir stehenden lieben Wesens wiederfanden.

Ich sah die Frau an, ich blickte in der Stube umher, ich konnte keine Worte finden, keinen Ausdruck meines gepreßten Herzens, in dem eine Welt des Schmerzes lag. Die Frau sah mich befremdet und fast ängstlich an. „Sie verzeihen," begann ich endlich — denn so viel Herr wurde ich über mich, nicht in stürmischer Gefühlsäußerung das vor mir stehende schwache Weib zu erschüttern — „Sie sind doch Frau Wittwe Edel, Tochter des erschlagenen Handelsmanns ... aus dem Fichtelgebirge?" „Die bin ich, mein Herr," erwiederte sie mit gesenktem Blick. „Ich bin der Flötist Franz Neuendorf..., ich habe von einem Freunde in Paris Grüße an Sie."

„Und von wem, vielleicht von einem Freunde meines verstorbenen Mannes?"

„Das nicht. Er stand Ihnen näher dieser Mann, er war Ihr Bruder..."

„O Gott," rief sie und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Mein Bruder! ich bitte, lebt mein Bruder noch, wie geht es ihm, ach! es ist lange, lange Zeit, daß wir auseinander gerissen wurden, noch steht der Augenblick vor mir, und er wird bis zu meinem Tode in mir lebendig bleiben, als Jossel mit ihm abging, als er schluchzend an meinem Halse hing und immer wieder von der Thür zurückkehrte,

als sie den Fußsteig zum Dorfe hinauswanderten und er immer wieder nach der väterlichen Hütte zurückschaute, — ich aber mußte auch schon den andern Tag fort, fort in die weite, liebeleere Welt..."

Jetzt konnte ich meiner Gefühle nicht mehr Meister bleiben. Ich stürzte an ihren Hals, ich drückte das erschrockene Weib an meine Brust, mein Auge fiel nochmals auf das Bild der Mutter und mit unterdrückter Stimme rief ich aus: „Schwester Louise, ich bin der lang entbehrte, lang ersehnte Bruder... Sieh mich an, ach sieh mir in's Gesicht, meine Schwester, erkennst Du ihn wieder Deinen Salomon, er hat Deiner nie vergessen, das Geschick hat ihn gestoßen von Ort zu Ort, von Land zu Land, Jahre, schwere Jahre sind über sein Haupt dahingegangen... er hat Deiner nie vergessen, Schwester."

Ja auch dieser Augenblick ist mir ein unvergeßlicher geworden, es war einer jener seltenen Augenblicke im menschlichen Leben, wo sich der tiefste Schmerz mit der höchsten Freude so innig vereint, wo beide Affecte so in einander schwimmen, daß sie ein ganz neues Gefühl bilden, für welches die menschliche Sprache zu arm ist, es war ein Augenblick, der allein für sich ein ganzes Menschenleben voller Arbeit und Mühe, voller Gram und Sorgen, voller Ringens und Strebens werth ist, der dem Menschen zu Herzen führt und dem Denker die Ueberzeugung aufdrängt, daß die Liebe mehr ist als ein bloßes Spiel der aufgeregten Nerven und Sinne, als der Erguß des Egoismus, daß der Mensch höher steht durch sie, als die Geschöpfe der Erde von Fleisch und Blut.

O du selige Stunde des Wiedersehens und Wiederfindens der verschwisterten Körper und Seelen, warum warst du dennoch eine so trübe, bange Stunde für mich! Mit dem Schmerz der Erinnerung warst du nicht zu theuer erkauft, nicht zu hoch bezahlt mit der langjährigen Entbehrung, mit den freudelosen Jahren, die für uns Beide dazwischen lagen, aber daß ich den Verlust des lieben Wesens schon beim ersten Begegnen, bei der ersten brüderlichen Umarmung erkennen mußte, als ich in das thränenschwere Auge sah mit dem verglimmenden Strahle, als ich den brennenden Mund küßte und die fieberheiße Hand drückte, als ich das Verkommen, den Untergang in allen Zügen

des edlen Gesichtes wahrnahm, das war der verwundende Stachel, den du, selige Stunde, mir in's Herz drücktest.

Mit unaussprechlicher Freude sah mich meine Schwester immer wieder an.

„Nie hätte ich Dich wieder erkannt, ach so hast Du Dich verändert — ich will es noch immer nicht glauben, daß ich so glücklich sein kann, Dich wieder zu haben, doch komm, mein Anblick scheint Dir Kummer zu machen. Ja ich bin auch sehr schwach und elend, aber ich kann Dir auch eine hohe Freude bereiten."

Sie öffnete die Kammerthür, die von einem kleinen Fenster erleuchtet war, in welches die Sonne den Abendstrahl warf, der noch von der grünen Krone einer hohen Linde gemäßigt wurde, die auf dem Hofe stand und den Schatten ihrer Laubes über die Kammer breitete. Sie führte mich an ein Bettchen, sie lüftete den Schleier, und ein schlafendes Kind, ein Töchterchen von vier Jahren, lag in demselben. Es war ein Engelsantlitz, es war das Bild der heiligsten Unschuld.

„Das ist meine Sophie," sagte die Schwester mit freudestrahlendem Gesichte, in welchem aller Stolz und alle Befriedigung der glücklichen Mutter sich ausdrückte, „das ist der Trost in meinem Leiden, das ist die Erquickung meines verwelkenden Daseins. Ach Bruder, habe sie lieb."

Das Kind erwachte und nach einem lächelnden Blick auf die Mutter, sah es mit Befremden den Gast an. Ich war überglücklich mit dem kleinen Wesen, das mit seinen himmlischen, blauen Augen mich voll Zutrauens, aber doch prüfend ansah, seine rothen Lippen auf meinen Mund drückte und aufjauchzte, als ihm die Mutter verkündete, daß dies der liebe Onkel sei, der aus weiter Ferne gekommen sei, um Sophie zu sehen und zu lieben.

Ich drang nun in die Schwester, mir ihre Verhältnisse mitzutheilen. Es war eine kurze aber leidensvolle Geschichte. Sie war durch Jossels Vermittelung bei entfernten Verwandten in Frankfurt untergebracht worden. Es waren rohe ungebildete Leute, die die Kräfte des jungen, verlassenen Mädchens zu ihrem Vortheil möglichst ausbeuten wollten. Sie wurde nicht allein zu allen, auch den schwersten und

niedrigsten Hausarbeiten angehalten, sie mußte auch einen Theil des Trödelgeschäftes besorgen. Mit der alten Muhme, die sie aus Barmherzigkeit mit aufgenommen hatten, gab es täglich Hader und Streit. Sie wollte ihr geliebtes Kind nicht erniedrigen, nicht aufreiben lassen, aber je mehr sie sich dagegen stemmte, mit desto größerer Bitterkeit begegnete man Beiden. Sie starb endlich altersschwach und gramvoll. Louise fehlte jetzt die einzige Stütze, die sie aufrecht erhalten hatte. Sie war sehr unglücklich. Sie beeiferte sich, dem Willen ihrer Pflegeeltern in jeder Hinsicht nachzuleben, sie strengte alle Kräfte an, ihre Zufriedenheit zu erwerben, vergebens — je mehr sie leistete, desto mehr verlangte man von ihr. Dazu kam die wehmüthige Erinnerung besserer Tage im Vaterhause, dazu der Kummer über ihre Brüder. Von mir vernahm sie gar nichts, man hatte ihr nur gesagt, daß Jossel mit mir bettelnd durch's Land ziehe und ich das Aushängeschild sei, unter dem er selbst sein Leben zu fristen suche. Der Gedanke an den vagabondirenden Bruder peinigte sie Tag und Nacht. Von dem ältern Bruder, der in Fürth bei einem Wollhändler als Lehrling, oder besser Bedienter, stand, erfuhr sie freilich mehr, aber nichts Gutes. Auch er war in abhängiger Sklaverei, und wenn er zuweilen nach Frankfurt kam, jammerte er über sein Loos und fluchte auf Jossel, der ihn in solche Hände gegeben hätte. Je älter er wurde, desto bitterer wurde sein Gemüth, er war mit Gott und den Menschen zerfallen, er klagte nur immerfort über das harte Schicksal seiner Familie, ohne in sich Kraft finden zu können, sich selbst zu helfen. Dabei hatte er aber einen rechtlichen Sinn, jede Unwahrheit empörte ihn und er lebte daher in immerwährendem Kriege mit seiner Umgebung, die sich beim Handel allerlei List und Falschheit erlaubte. Endlich kam es auf einer Reise zum Bruch mit seinem Herrn. Dieser verlangte von ihm, daß er beim Abwägen einer Quantität Wolle in einem Bauernhause den Verkäufer durch falsche Angabe des Gewichts irre machen und betrügen sollte. David wollte dies nicht allein nicht, sondern warnte auch den Bauer, auf seiner Hut zu sein. Man jagte ihn fort, der mitleidige Bauer versorgte ihn mit einigen Groschen Reisegeld. So kam er nach Frankfurt in höchster Aufregung, nahm Abschied von der Schwester, die in Thränen zerfloß und ging nach der Heimath zurück. Dort

wollte er das Gewerbe des Vaters beginnen, auf ehrliche Weise sein Brod verdienen, und wenn es mit dem Handel nicht ginge, unter den Holzhauern arbeiten. Aber man wies ihn zurück. Der Amtmann eröffnete ihm, daß er das Heimathsrecht verloren habe. Man wollte ihn mit Gewalt nach Fürth zurückbringen und seinem Herrn übergeben. Er entriß sich den Landreutern, er entfloh und — fand in der Saale seinen Tod.

„Die Nachricht," sagte Louise, „drückte mich nieder. Gott wird ihm verzeihen, tröstete ich mich zuletzt, denn er wußte ja nicht, was er that. Gott wird sich der armen Waise im Himmel annehmen, sonst wäre er nicht der gütige Vater, der Herz und Nieren prüft."

Louise aber duldete weiter, weil sie ein festes Gottvertrauen hatte und die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht fahren ließ. Sie sollten ihr werden. Ein Schüler der Frankfurter, jüdischen Hochschule wohnte mit ihr in demselben Hause. Edel — so hieß er — sah das junge, blühende Mädchen, ihre Tüchtigkeit in der Wirthschaft, ihren unausgesetzten Fleiß und ihre nicht zu erschöpfende Geduld. Es dauerte lange, ehe er es wagte, ihr seine Hand anzutragen, denn zwar glaubte er, an dem freundlichen, verschämten Blick, mit welchem sie seine Grüße erwiederte, genugsam zu erkennen, daß auch er ihr nicht gleichgiltig sei, aber — er wußte nicht, wovon er, der gänzlich mittellos war, eine Frau ernähren sollte. Als er aber eines Tages die Geliebte seines Herzens mißhandeln sah, als der rohe Hausherr ihr die Faust in's Angesicht stieß und ihm ein Strom Blut entquoll — da war es vorbei mit seiner Zurückhaltung. Er nahte sich Louisen, er tröstete sie und schloß sie in seine Arme, bat um ihre Liebe und versprach bald Hilfe zu schaffen. Louise war glücklich. Jetzt besaß sie einen Freund, dem sie sich mittheilen konnte, dessen innige Liebe sie für alle Unbill, die sie zu ertragen hatte, tröstete. Edel war auch nicht träge, sich eine Selbstständigkeit zu verschaffen, die seine liebsten Wünsche erfüllen sollte. Er wurde Elementarlehrer und unterrichtete in seiner Stube und in ihren Wohnungen die Kinder der Mittelklasse in der Judenstadt. Da er insbesondere ein sehr guter Rechner war, so hatte er bald alle Stunden des Tages besetzt, er wurde Rechnenlehrer en vogue, und wer nicht im Judenviertel bei Edel rechnen gelernt hatte, war in den Augen der

Handelsleute ein unbrauchbarer Junge. Da konnte er denn seine Louise unter den Trauhimmel führen und sich von seinem ehrwürdigen Lehrer den Trauring reichen lassen. Eine Fülle von Segen und Glück breitete sich über das Leben der jungen Eheleute aus.

„Ach", seufzte die Schwester, „wenn wir am Sabbath über die Mainbrücke gingen und Arm in Arm nach Oberrad lustwandelten, um im Garten auszuruhen, wie glücklich waren wir. Ohne Neid und Verlangen betrachteten wir die großen Häuser und Paläste längs des Mainufers und waren zufrieden mit dem bescheidenen Theil, der uns geworden. Wie beseligte es Edel, mich von der drückenden Lage befreit zu haben und mir ein Leben in Unabhängigkeit und Sorglosigkeit zu schaffen."

Aber wer schließt den ewigen Bund mit des Geschickes Mächten. Einzelnes häusliches Unglück wurde zwar tief empfunden, aber doch auch vergessen. Louise war bei ihrem ersten Wochenbett dem Tode nah; es kostete der Mutter beinah das Leben, dem Vater den Ertrag der Lectionen eines ganzen Monats; aber bald erholte sich die Frau wieder und blühte in voriger Schöne, das verlorne Geld wurde wieder erspart und einen Engel, der nie auf Erden gelebt, sondern in seiner Heimath geblieben, vergißt auch das Mutterherz bald. Der Kriegssturm umwogte Frankfurt, alle Bedürfnisse wurden theuer, die Abgaben vermehrt, aber es waren doch immer noch genug Knaben vorhanden, die selbst in theurer Zeit in Zukunft einmal etwas zu berechnen gedachten und bei Edel Unterricht nahmen. Was ging ihn der Krieg an? So verflossen die Jahre in gegenseitiger Liebe und Achtung, in bescheidenem Genuß und Arbeit. Die Geburt Sophiens vor vier Jahren machte Mann und Frau überglücklich. Die schöne Entwickelung des jungen Menschenlebens, die ersten Aeußerungen der Geistigkeit — sie entzückten der Eltern Brust. Da, arme Louise! griff das Geschick mit täppischer, eiserner Hand in dein Glück und entriß dir den Freudenbecher plötzlich wieder, von dem du während einiger Jahre deines Lebens gekostet hattest. Edel war eines Tages vergnügt ausgegangen, er ging nach der Zeil, um zum Geburtstage seiner Frau einzukaufen. Er fällt am Ladentische leblos nieder, ein Schlagfluß hatte seinem Dasein plötzlich ein Ende gemacht. Man bringt

Louisen den Leichnam ihres Gatten. Es war ein trauriger Geburtstag. Früh am Morgen die glücklichste, war sie am Abend die überschwenglich unglückliche Frau. Sie stand wieder allein — doch die Erinnerung an ihr genossenes Glück, die Liebe zu ihrem Kinde ließ sie nicht sinken. Der Verzweiflung nahe, raffte sie sich wieder auf und stellte Gott ihren Kummer anheim. Sie schlug es aus, von den Almosen zu leben, die ihr reichlich in der Judengasse geboten wurden, in der Arbeit allein fand sie ihren Trost und ihre Aufrichtung. Sie saß und klöppelte Spitzen oder stickte im Rahmen, der Ertrag reichte hin, ihr und des Kindes Leben zu fristen. Sie dachte auch nicht an die Zukunft, nur die Vergangenheit war die Himmelsspeise, mit der sie den müden Geist belebte und den schwachen Körper erhielt, denn schon fühlte sie die Folgen der Anstrengungen und ihres einförmigen, auf das Zimmer beschränkten Lebens, schon hatte sich der Keim der zerstörenden Krankheit ausgebildet, die ihr Kind auch zur mutterlosen Waise zu machen drohte.

Das waren die Nachrichten, die mir die Schwester geben konnte. Ich saß neben ihr und hörte zu. Ein unnennbares Weh ergriff mich. Doch Gottlob! ich hatte nicht geschwelgt, während sie gedarbt, ich wandelte nicht auf Rosen, als die Wellen den Leichnam meines unglücklichen Bruders forttrugen.

Ich schloß Louisen wiederholt in meine Arme. Ach, Schwester, warum wohnen wir nicht alle noch in der Hütte und Herrli und Vater sind bei uns, ach, warum muß sie untergehen die Unschuldswelt der Kindheit.

Eine große Freude war mir jedoch beschieden. Ich konnte in das ärmliche Leben meiner Schwester ein Füllhorn von Behaglichkeit und kleinen Freuden ausschütten; ich vertraute sie einem geschickten Arzt an, dem ich ihre Rettung an's Herz legte. Ich schützte sie vor Noth und sie konnte die anstrengende Arbeit aufgeben. Nach einigen Wochen erwartete uns neue Trennung, denn mein Weg führte weiter. Eine fleißige Correspondenz gab uns gegenseitig Nachricht. Ich war glücklich wieder zwei Wesen zu besitzen, an die ich mit Liebe denken, für die ich arbeiten, sorgen konnte. Und doch — sollte ich meine Schwester nicht wiedersehen.

Nach einigen Monaten war ich von einem Concert in der Stadt Hamm spät am Abend nach dem Hotel zurückgekommen. Schon während des Spieles hatte ich Schmerz in der Brust gefühlt und konnte nur mit größter Anstrengung bis zum Ende aushalten. In der Nacht erkrankte ich heftig, eine Entzündung der Lungen warf mich einen Monat lang auf's Krankenlager und ich konnte nur mit Mühe gerettet werden. Nach meinem Erstehen eröffnete mir der Arzt, daß an eine Fortsetzung des Flötenblasens nicht zu denken sei. Er brauchte mir dies nicht zu sagen, ich fühlte es selbst. Ich hoffte noch längere Zeit auf Erstarkung, die Kräfte hoben sich wohl wieder, aber das Spiel, wie ich es ausführen mußte, um Erfolg zu haben, war und blieb mir unmöglich. Bei jeder schweren Passage fühlte ich die heftigste Beklemmung. Es war vorbei mit dem Flötenspiel. Da traf die Nachricht ein, daß meine geliebte Schwester nicht mehr sei; ein schleichendes Fieber hatte die letzten Kräfte zerstört. Ich eilte nach Frankfurt — schwor auf ihrem Grabe, mich ihres Kindes anzunehmen, welches sie mir in einer hinterlassenen Handschrift übergeben hatte.

„Wohl mir," schrieb sie, „daß ich Dich, mein Bruder, wiedergefunden, ehe die letzten Seufzer der schmerzvollen Brust entflohen, Dank Dir für alle Liebe, mit der Du mein fliehendes Dasein umgeben hast, um mich zurückzuhalten für Dich, für mein Kind. O nimm es an Dich, dies Kind, und sei ihm Vater und Mutter, erziehe es in der Hoffnung auf ein Wiedersehen, daß ich es erkenne nach Jahren als das meinige, beim ewigen Vater."

Ich nahm Sophie mit mir und reiste nach Westphalen zurück. In einer kleinen Stadt hatte ich bereits ein Häuschen nebst einem Garten gekauft. Dort wollte ich vom Ertrage der vergangenen Jahre leben und ein Stillleben genießen in geistiger Arbeit und in süßer Beschäftigung mit dem anvertrauten Kleinod.

54.

Stillleben in Westphalen.

So war der Hain des Friedens und der Liebe
Mir überschattet von dem Baum der Schmerzen.
Mich dünkt's wohl gar, des dunklen Stammes Triebe,
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.
Grün.

So war ich plötzlich geschieden aus der großen Welt, in der ich tagtäglich die buntesten Bilder und Scenen, die sonderbarsten Verwickelungen und eine Menge ephemerer Erscheinungen an mir vorüberziehen gesehen hatte. Geschieden von den rauschenden Freuden, den vielen geistigen Genüssen, den vorübergehenden bald mehr, bald weniger interessanten Bekanntschaften, wie sie dem Künstler insbesondere begegnen, getrennt von dem Instrument, welches mir oft rauschenden Beifall und enthusiastisches Lob, noch weit öfter stille Freuden und Erholung verschafft hatte, und der Ausdruck meiner tiefsten, innersten Empfindung, die geheimnißvolle, nur dem Edlen verständliche Sprache der Seele gewesen war. Ich schied gern von der sogenannten großen Welt, denn neben dem Genuß hatte sie auch die elendesten Intriguen, grundlosen Haß, bitteren Neid, hämischen Spott und rücksichtslose Verkennung, die den Mann von Ehre und den harmlosen Künstler tiefer kränken, als ihn Lob und Beifall, die oft nur in Verbindung mit Laune und Unverstand sich vordrängen und von ihnen vorgeschoben werden, erfreuen und erheben können; ich nahm aber nur mit tiefer Wehmuth Abschied von meiner Flöte, als ich sie für immer in ihren Kasten als den Sarg ihres vergänglichen Daseins, bettete. Ich hatte dennoch keinen Grund unglücklich zu sein: das Stillleben, welches mir vergönnt war, entschädigte hinlänglich, ja kurze Zeit verging und ich

hätte nicht das unruhige bewegte Leben des reisenden Flötenspielers zurückgetauscht. Unter dem biedersten Stamme Deutschlands, von echt germanischem Sinne hatte ich meinen Ruheplatz aufgeschlagen. Meine Hütte von geringem Umfange, aber bequem genug zur behaglichen Wohnung, mein Gärtchen mit seinem Rasenplatz und dem Blumenflor, mit der stillen, anspruchslosen und leicht befriedigten Pflanzenwelt, deren Pflege und Umgang den Menschen heiter und menschenfreundlich stimmt, ein herrlicher Wald in der Nähe, der mich vielfach an die Waldungen um Herrli's Wohnung erinnerte, die Möglichkeit ohne Sorgen, wenn auch freilich mit großer Mäßigkeit und den bescheidensten Ansprüchen zu leben — alles dies gewährte der Freuden und der Beschäftigungen genug, um heiter zu bleiben und im „Gleichmaß der Tage" nicht zu ermüden. Was war dies Alles aber gegen den hohen Genuß, den mir die Entwickelung einer lieblichen Menschenpflanze, das Wachsen und Zunehmen ihrer physischen Kräfte, die Entfaltung der göttlichen Psyche verschaffte. Wenn ich am Morgen in der Gartenlaube saß und mich die Werke der Meister deutscher Literatur, die ihren klassischen Höhepunkt gerade damals erreicht hatte, in Entzückung und Bewunderung versetzt hatten, wenn Alles um mich her blühte oder schon die goldenen Früchte des Herbstes herabhingen, — wenn dann das geliebte Kind heranhüpfte zum Morgengruß, mir gegenüber Platz nahm und in lieblicher Anmuth sein Frühstück genoß, wenn ich ihm in die großen blauen Augen schauen konnte und die blonden Locken herabstreifen, die die frischen, rothen Wangen fast verhüllten oder wenn ich am Abend unter dem Laubdach vor der Thüre in die untergehende Sonne sah und Sophie neben mir saß und tausend Fragen, die alle Verstand und Gemüth verriethen, hinwarf oder auf und ab hüpfte und spielte, oder wenn in den langen Winterabenden das Kind in der Ecke des Sopha's endlich einschlief, und ich bei meinen schriftlichen Arbeiten die Blicke seitwärts richten konnte nach meinem schlafenden Engel, so lag Alles hinter mir im Meere der Vergessenheit, die Gegenwart genügte, sie reichte mir den goldenen Becher eines selbstgeschaffenen, durch und durch befriedigenden Glückes. Ich lebte als Einsiedler, denn ich wußte wohl, daß gerade in einer kleinen Stadt die tägliche Berührung mit denselben Menschen nur Störung,

Mißbehagen und Aergerniß herbeiführt und daß man da um so mehr geachtet und geschont wird, je mehr man seine Häuslichkeit, seine Lebensgeschichte, seinen Lebensstyl und seine Absichten in eine Art mystischen Dunkels hüllt. Aus der eigenen Vergangenheit zog selten noch ein Strahl in meine Einsamkeit, wie die Spur der in Sternschnuppen vorüberziehenden Welten. Schon öfter hatte ich nach Paris geschrieben und Halfen um meine Manuscripte gebeten, ich erhielt lange keine Antwort, bis sie denn endlich erfolgte. Er lebte noch, war aber lange von Paris entfernt gewesen und daher nicht in den Besitz meiner früheren Briefe gekommen. Meine Manuscripte — die Frucht angestrengter Arbeit und Forschung — waren nicht mehr. Eine Feuersbrunst hatte sie verzehrt und Halfen aus dem Marais getrieben. Firmin hatte den Feldzug nach Aegypten mitgemacht und war bei den Pyramiden gefallen. Halfen selbst hatte unter dem Consulate bedeutende Lieferungen in Entreprise bekommen und war dadurch ein reicher Mann geworden. Er hatte jetzt ein eigenes Haus in der Straße St. Honoré und trug das Kreuz der Ehrenlegion. Er lud mich freundlichst ein — nach Paris zu kommen — ich würde eine ganz andere Génération, ein ganz anderes Leben finden. Eine neue Sonne sei über Frankreich aufgegangen, eine mächtige Hand habe die Revolution und ihre Schrecken erdrückt und den Thron in größerem Glanze und in strahlender Herrlichkeit aufgerichtet. Wollte ich eine Entschädigung für den von ihm nicht verschuldeten Verlust, so sei er gern bereit dazu, ich sollte nur fordern.

Ich verlangte nichts. Weit hinter mir lag das Morgenland, nur ein Bild daraus füllte noch meine Seele, mit der Friedenspalme stand es vor mir oft im nächtlichen Traume und kommt immer wieder — das Bild meiner Estrella.

Der mächtige Arm, welcher, wie Halfen sagte, die Umwälzung in Frankreich gebändigt hatte, streckte sich auch über Deutschland aus, das Vaterland sank in seine Gewalt, die Alles niederwarf, was ihr zu widerstehen wagte. Die mächtige Hand zerstörte auch mein häusliches Glück. Der blutigen Spur des Allgewaltigen entkeimte zwar auch mancher Segen, immer mehr ging das Zopfwesen in Deutschland zu Grunde und während des Schreckens der Kriege keimte die Saat

freiheitlicher und materieller geistiger Entwickelung auf, aber es war dies nur zum kleinsten Theil dem eigenen, seiner bewußten Willen des Eroberers zu danken, der einer rohen Triebkraft und dem unbezwingbaren Thatendurst folgte, denen jede Berechnung der Folgen fern lag und die seinen eisernen Schritt über Länder und Völker hinwegtrieben, bis sie in sich selbst und durch den unausbleiblichen Widerstand, den jede Uebertreibung finden muß, zu Grunde gingen.

Mit Interesse folgte ich auch der geistigen und sittlichen Entwicklung, welcher sich Israel inmitten der kriegerischen Unruhen zu erfreuen hatte. Das Schwert des Kaisers, in dem sich die Revolution verkörpert hatte, durchhieb die Fesseln der jüdischen Nation in einem großen Theile Deutschlands. Die eben noch Leibzoll für die eigne Person beim Eingang in die Städte, beim Uebergang der unzähligen Grenzen erlegen mußten, denen die Niederlassung in einer Anzahl von Städten und Länderchen versagt war, die in ihrem Erwerb auf jede Weise beschränkt und auf den Kleinhandel hingewiesen wurden, die unter einem schweren Drucke seufzten, und denen die Knechtung schon zur Gewohnheit geworden war — sie wurden auf einmal Bürger des Staates, sie konnten jedes Gewerbe erlernen und üben, sie genossen Freizügigkeit und alle Rechte des Menschen und Bürgers, auf die noch eben der vornehme Pöbel mit Hohn und Verachtung gesehen und die der niedere Pöbel mit Spott und thätlicher Beleidigung verfolgte — sie saßen in den Reihen der Geschwornen, auf den Stühlen der Magistrate und Stadtbehörden, sie trugen die Uniform der Krieger, in deren Reihen sie dieselbe Tapferkeit und denselben Muth bewiesen, wie alle anderen Söhne des Landes. Es konnte nicht fehlen, diese politische Befreiung mußte auf Gesittung und Aufklärung wirken, sie mußte Vorurtheile besiegen, den Haß schweigen machen, die innere geistige Kraft entwickeln, die Aufklärung in Israel befördern. Aber dennoch sah man auch hier, daß die geistigen Blüthen nicht blos des freien Sonnenlichtes und der frischen Luft bedürfen, daß auch ein gelockerter, bearbeiteter und cultivirter Boden dazu gehört, wenn die Pflanze religiöser und moralischer Freiheit Wurzel schlagen und fröhlich gedeihen soll. Es bedurfte der Wissenschaft, die wahre Volksbildung erzeugt. Deshalb nahmen sich die Bemühungen der neugeschaffe-

nen Consistorialbehörden, die Reform gerade bei dem in die Gewohnheiten des Volks übergegangenen Ceremonialwesen anzufangen, kläglich aus, und ihre Dispense, Erleichterungen in dem Gebiete des häuslichen Lebens zu verschaffen oder kleinliche Abänderungen im Gottesdienste zu veranstalten, fanden wenig Anklang und schafften noch wenigern Nutzen. Schulen zu gründen, in denen ein gediegener, wissenschaftlicher Unterricht ertheilt wurde, das Bedürfniß zu wecken, die Jugend in die höheren Landesschulen zu schicken, eine Literatur zu gründen, in der eine scientifische Kenntniß der heiligen Schriften angeregt und verbreitet und die altjüdische Literatur der modernen Auffassung näher gebracht wurde — das waren Erfordernisse, die glücklicherweise der Volksinstinct selbst fühlte und an deren Verwirklichung er mächtiger arbeitete, als es Behörden im Stande waren. Ich erkannte den Fortschritt mehr in den kleinen Broschüren, die zur Beförderung der Bildung und Humanität unter den Glaubensgenossen erschienen, in den neuen Uebersetzungen und Erklärungen einzelner Theile der heiligen Schrift, in den Werken, die es versuchten Elementar- und höhere Wissenschaften in hebräischer Sprache dem Volke zugänglich zu machen, ja selbst deutsche Dichtungen in hebräischem Gewande wiederzugeben, als in den Erlassen der Behörden und in der Nachsicht der Rabbinen.

In dieser Zeit erlebte ich eine freudige Ueberraschung. Ich saß an einem schönen Sommerabend vor der Thür, meine Nichte neben mir, ein französisches Regiment war eben vorübergezogen, wie dies in damaliger Zeit bei den fortwährenden Hin- und Hermärschen der Sieger sehr gewöhnlich war und hatte die Erinnerung an meine früheren Kriegsmonate erweckt — als nach der Vertheilung der Quartierbillets der Obrist mit Adjutanten vor mir vorüberging. Er sah mich lange scharf an, blieb vor mir stehen und rief erstaunt: „Sehe ich recht, François?“ Auch ich erkannte ihn: „Amont, sind Sie es wirklich?“ rief ich ihm entgegen. Der Obrist war außer sich vor Freude.

„Hier, meine Herren,“ sagte er zu den ihn begleitenden Officieren, „stelle ich Ihnen einen der besten Männer vor, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe; er und ein liebenswürdiger Bretone haben mich aus den Händen der Septembriseurs gerettet.“

Ungestüm warf er sich an meinen Hals und drückte mich innig an seine mit Ehrenzeichen geschmückte Brust. Es verstand sich von selbst, daß er bei mir Quartier nahm, so beschränkt auch meine Wohnung war, um einen höheren Officier zu beherbergen.

D'Amont war aus einem zarten Jüngling ein sehr schöner Mann geworden. Das Gesicht war gebräunt, der Körper stark und kräftig. Er erzählte mir, daß er sich einige Jahre im Orient aufgehalten habe und eben nach Aegypten reisen wollte, als die Nachrichten aus Frankreich den Feldzug Bonaparte's nach Aegypten meldeten. Da indessen die Dinge in Frankreich einen milderern und ruhigeren Charakter gewonnen, so kehrte d'Amont zurück und gesellte sich den Truppen zu, die der Armee in Aegypten folgten. Er avancirte schnell und zog die Aufmerksamkeit Bonaparte's auf sich, dessen treuer Anhänger er wurde. Verzweifelnd an der Restauration des alten Königthums sah er im großen Feldherrn den Retter Frankreichs vom politischen und socialen Untergang und begeistert von seinen Kriegsthaten und von der Glorie, mit der sie sein Vaterland bedeckten, ward er warmer Verehrer des Kaisers, in dessen Heeren er in den weltberühmten Feldzügen kämpfte. Leider waren es nur wenige Stunden, die wir im gegenseitigen Austausch des Erlebten und der Ansichten verbringen konnten. Unsere Ansichten gingen freilich ebenso schnurstracks auseinander wie unsere Wege. Napoleon war ihm das Ideal, in welchem sich die höchsten Eigenschaften des Feldherrn mit der Weisheit des Gesetzgebers eines aufgeklärten Jahrhunderts verbunden fanden, das Genie, welches berufen war, die Welt umzugestalten und aus der Starrheit des Mittelalters in die lebendigere Strömung der Neuzeit zu führen; im Kaiserthum erkannte er nicht allein den Abschluß der Revolution, sondern auch den Weg zur Lösung der geschichtlichen Aufgabe Frankreichs, dem der weltgeschichtliche Beruf zu Theil geworden sei, die Civilisation zu verbreiten und die politische Metamorphose der Völker der Erde durchzuführen. Ich konnte in Napoleon wohl ein Genie aber kein Ideal erkennen, am wenigsten Frankreich den alleinigen Beruf der Civilisationsverbreitung zugestehen. Ich sah in jenem nur den vom Egoismus gestachelten Eroberer, dem die Mittel gleichgiltig waren, mit denen er seine momentanen Zwecke verfolgte.

Ich glaubte nicht an den Bestand dieses Kaiserthums, welches die Erde mit Blut düngte, die ruhige Entwickelung der Menschheit störte und anstatt den Völkern Freiheit zu bringen, ihnen nur Fesseln anlegte; ich erwartete überhaupt nichts vom Einzelnen und sei er auch noch so mächtig und noch so weise. Hinter diesem Kaiserthum stand mir noch eine schönere Zeit, in der die Volksbildung durch die immer weiter gehenden Fortschritte der Wissenschaft gefördert das Regiment übernehmen und dem Ehrgeiz und der Selbstsucht der Herrschenden Einhalt gebieten und Schranken setzen würde. Der Franzose verstand mich auch diesmal nicht, aber er schied mit inniger Rührung von mir. Er überlebte, wie ich zufällig später hörte, das Kaiserthum nicht, denn er fiel bei Leipzig als tapferer Soldat seines Kaisers.

55.

Sophie verläßt mich.

Und dein Herz,
Aus Aschenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen
Bebt auf!
Goethe. (Faust.)

Ach, ich komme zu einer sehr trüben Zeit meines Lebens. Der Sturm trieb mich aus meiner Hütte, die Leidenschaft zerknickte mir die schönste Blüthe.

Die beständige Einquartirung fremder und einheimischer Truppen störte nicht allein mein Stillleben, sondern belastete mich auch über meine Kräfte. Wollte ich nicht das kleine Capital, von dem ich mit dem Kinde lebte, angreifen, so mußte ich die Besitzung aufgeben. Ich that es mit schwerem Herzen und schied von dem Hause und Garten, die mir so viele Freuden und Ruhe verschafft hatten. Es war ein trüber Octobertag, als wir umzogen und die kleine Miethwohnung einnahmen. Sophie hatte sich indeß zu einer stattlichen Jungfrau entfaltet. Sie war kaum siebzehn Jahre alt und ihr Anblick entzückte mehr noch durch die Unschuld ihres ganzen Wesens, als durch die wahrhaft classische Bildung aller ihrer Formen. Sie war die anmuthigste Gestalt in der ganzen Gegend und bei aller Grazie voll würdevoller Haltung. Auch ihr Geist war durch mich ausgebildet worden, ich selbst hatte ihr die Grundwahrheiten und die Geschichte ihrer Religion und ihres Stammes in's Herz und Gedächtniß eingeprägt, hatte sie in den Wissenschaften und Sprachen unterrichtet, so weit sie dem weiblichen Kreise angehören, hatte für einen elementaren Unter-

richt in Musik und Gesang gesorgt, so weit es die Mittel im Städtchen gestatteten. In unserer Zurückgezogenheit war sie ohne Kenntniß der Welt, daher auch ohne Ansprüche erwachsen, und es erwachte auch keine Sehnsucht, herauszuschreiten aus der engen Sphäre des Wohnorts und des Hauses, da ich sie in steter wohlthuender Beschäftigung erhielt und die Unruhen des Krieges jeden in seine Heimath und in die vier Pfähle zurückdrängten. Die Geschichte meines eigenen Lebens war für sie der Quell der Erfahrung und zu wiederholten Malen mußte ich ihr aus derselben Scenen und Erlebnisse mittheilen. Mit kindlichem Interesse hörte sie besonders zu, wenn ich ihr aus meiner und ihrer Mutter Jugend die kleinen Begebenheiten schilderte und ihr den psychischen Zusammenhang zwischen dem Vergangenen und Nachherigen nachzuweisen suchte, sowie die weise Entwickelung der Verhältnisse in der Hand der ewigen Vorsehung. So wurde Sophie das Glück und die Freude meines werdenden Alters, aber ich war nicht so eigennützig, sie als die Stütze desselben zu betrachten: die Sorge um ihre Zukunft beschäftigte mich lebhaft. Diese Sorge wurde mir mit Gewalt entrissen.

In das Haus, wo wir jetzt wohnten, war auch ein junger Architekt eingezogen, der vor Kurzem von der Akademie zurückgekehrt war und einen Brückenbau in der Nähe leitete. Loder war ein Mann aus einem vornehmen Patriziergeschlecht einer ehemaligen Reichsstadt. Seine Eltern lebten noch und waren stolz auf den Sohn, der mit der Rüstigkeit eines wohlgebildeten Körpers eine tüchtige Ausbildung in seinem Fache verband. Er fing an mich aufzusuchen, allein ich konnte ihm um so weniger Erlaubniß zur Fortsetzung dieser Besuche geben, je weniger eine gewisse Leichtfertigkeit in der Lebensanschauung mein Vertrauen zu ihm erweckte und da ich aus meinem Grundsatze, jeden nahen geselligen Verkehr zu vermeiden, nicht herausschreiten wollte; auch leitete mich eine Vorsicht in Betreff meiner Nichte. Ich wußte, wie leicht und wie oft unschuldig der Ruf eines jungen Mädchens leide, wie aber die Fleckenlosigkeit ihres Namens die schönste Mitgift einer Jungfrau sei. Von meiner Seite durfte nichts geschehen, was Sophie selbst oder ihren Ruf gefährden konnte. Loders Besuche galten auch wirklich nicht mir, sondern Sophien. Es währte nicht lange, und sie

erhielt einen Brief voll der feurigsten Liebeserklärungen, worin er sie aber beschwor, das Geheimniß seines Herzens nicht zu verrathen und mir es nicht zu eröffnen. Sophie, von Mitleid bewogen, war lange mit sich in Zwiespalt, sie beredete sich endlich, daß es keine Lüge gegen mich sei, wenn sie jenen Brief, nach welchem ich nicht fragen würde, verheimliche, sie beredete sich, daß sie mir dadurch ein Aergerniß und Unannehmlichkeiten erspare, weil sie wußte, daß ich dann sofort sowohl das Haus als die Stadt verlassen würde. Diese Motive würden gewiß nicht allein im Stande gewesen sein, sie zur Verheimlichung zu bewegen, wenn nicht schon der Anfang einer Neigung für Loder gesprochen, wenn nicht die weibliche Eitelkeit die erste und giftige Nahrung bekommen hätte. Diese Heimlichkeit war der erste Schritt zum Verderben. Sie führte zu anderen, sie verwickelte in andere. Loder setzte seine Bewerbungen fort, er bat endlich um eine Unterredung und als dies fruchtlos war, benutzte er eine Gelegenheit, die mich aus dem Hause auf wenige Stunden entfernte, Sophien sich zu nähern und sie seiner heißesten Liebe zu versichern. Jetzt schwankte sie, sie versuchte es, ihm sämmtliche empfangenen Briefe zurückzugeben und verbat sich diesen erzwungenen Eintritt in die Wohnung ihres Oheims, dem sie sofort von seinem Versuche Mittheilung machen wollte. Das wußte der Leichtfertige recht wohl, wäre das Ende seiner Frechheit gewesen. Er beschwor sie fußfällig, von diesem Vorhaben abzustehen, er schilderte ihr lebhaft seine glühende Leidenschaft, er betheuerte seine redlichen Absichten. Lieber wollte er selbst alsbald den Ort verlassen. Als er dies versprochen, ließ sich auch Sophie erweichen und verabschiedete ihn mit angenommener Kälte, denn schon fühlte sie, daß ihre Neigung zur Leidenschaft heranwachse. Loder verließ den Ort wirklich auf einige Zeit, kehrte aber bald zurück. In Sophiens Wesen ging eine mächtige Veränderung vor, sie verlor den jugendlichen Frohsinn, sie war zerstreut und saß bekümmert und träumerisch, sie sah mich oft mit thränenden Augen an. Da ich zu der Zeit selbst in Sorgen lebte, indem der größte Theil meines Capitals durch den Bankerott eines Wechselhauses, dem ich es anvertraut hatte, verloren gegangen war, so daß ich nur mit Mühe den Ueberrest rettete, da ich einsah, daß ich eine Beschäftigung und Anstellung suchen mußte, um meine und des

Kindes Zukunft zu sichern — so schrieb ich diese Schwermuth jen Umständen zu und hatte um so weniger Ahnung von dem Vorgefallenen, als der junge Mann nicht mehr im Orte war. Nach seiner Rückkehr blieb er auch eine Zeit lang fern. Ich selbst belobte ihn einige Male seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit wegen, da das Werk, welches er leitete, wirklich allen Ansprüchen genügte. Dies war Oel in das still brennende Feuer der Leidenschaft gegossen. O, warum soll ich hier den noch in meinem Herzen nagenden Kummer weiter und weiter ausspinnen? Bald hatte Loder wieder Gelegenheit gefunden, Sophien neue schriftliche Betheuerungen seiner unauslöschlichen Liebe zuzustellen. Er beschrieb den Kampf, Herr seines Gefühls zu werden und wie er gewahrte, daß dieser Kampf seinen Untergang zur Folge haben müßte, er beschwor sie um eine Zusammenkunft und versicherte, daß er sofort nach dieser, mir sich entdecken und um ihre Hand anhalten wollte. Sie war schwach genug, ihm diese Zusammenkunft an einem dritten Ort zu gewähren, sie wurde fortgerissen von seiner Gluth und schwor ihm Liebe und Treue. Aber er trat nicht vor mich, sie bat ihn erst schriftlich, dann bei neuen Zusammenkünften um die Erfüllung seines Versprechens, sie würde sonst selbst mir das Geheimniß offenbaren. Er that es endlich, als es zu spät war. Da lag der jähe Abgrund vor mir, in den mein Kleinod durch den Leichtsinn eines Mannes und durch eigne Schwäche gestürzt war — die Frucht von mehr als einem Decennium meines Lebens war in den Staub getreten — ich verzweifelte an der eignen Kraft an allem Streben des Menschen, ich war der Unglücklichsten einer. Es dauerte lange, ehe ich wieder Ruhe fand, wie ein böser Geist trieb es mich von einer Stelle zur andern, raubte mir den Schlaf, hinderte jeden Gedankenflug. Da warf ich mich in meiner Kammer auf die Knie, prüfte die vergangenen Tage, ob ich nachlässig gewesen im Dienste des Allerziehers, ob ich versäumt hätte, ein Körnlein von der Saat des Guten in das Herz meines Kindes zu senken, ob ich falsche Mittel zu ihrer Bildung ergriffen, ob ich saumselig gewesen in der Bewachung ihrer Unschuld und ihrer unsterblichen Seele. Ich fand nichts, was gegen mich zeugte. Ich hatte ihre Seele nicht gefüllt mit Tand und Eitlem, ich hatte ihr das Beste gegeben, was ich selbst besaß. Ich betete zum

Herrn und mit jedem Augenblicke, wie ich mit dem Allerheiligsten sprach, kehrte der Frieden zurück und reifte die Entschließung.

Ich forderte Beide vor mich. Sophie schwamm in Thränen, Loder war tief ergriffen. Kein Vorwurf kam über meine Lippen.

Haben Sie die Einwilligung Ihrer Eltern zur Verbindung mit Sophie? fragte ich ruhig.

„Ich habe diese Einwilligung, aber nur unter der Bedingung, daß ich Europa verlasse. Sie haben ihre Hand von mir abgezogen, weil...“

Er stockte.

Nun, weil Sie ein Judenmädchen, das Sie verführt haben, ehelichen wollen. Nicht wahr?

„So ist es leider.“

Und was gedenken Sie zu thun?

„Ich will, wenn ich die Mittel dazu erworben habe, nach Amerika gehen. Es kann nicht fehlen, daß ich in Newyork der Bauten viel bekomme, da man Architekten dort sucht. Auch kann ich auf Empfehlungen rechnen, die mir sofort Arbeit verschaffen.“

Wie lange denken Sie an der Erwerbung der nöthigen Mittel arbeiten zu müssen?

„Vielleicht ein Jahr.“

Das geht nicht. Hier haben Sie die Mittel unter der Bedingung, daß Sie sich sofort mit Sophie durch den Civilact verbinden.

Ich gab ihnen den letzten Rest meines Vermögens. Sophie war sehr unglücklich. Als sie abreisen wollten, warf sie sich vor mich hin. „O, theurer Onkel,“ sprach sie schluchzend und bittend, „nur ein Wort des Vorwurfes, der Strafe. Ach, diese Vorwürfe sollen mein Segen sein. Ich beanspruche keinen anderen. Ach, Oheim, beim Grabe meiner Mutter; strafe mich mit den schärfsten Worten, stoße mich mit Füßen von Dir, nur nicht diesen sanften Blick, in dem ich den Schmerz Deines gebrochenen Herzens lese.“

Erheb' Dich Sophie, redete ich sie ernst an, hier hast Du das Testament Deines Oheims. Nimm es mit nach der neuen Heimath,

lies es oft, darin steht der Vorwurf, darin steht der Rath. Doch Eines nur noch: Du hast Deine Ehre vergessen, Du hast Deine Unschuld abgeworfen, Du hast der Lüge gelebt, Du hast den Oheim gekränkt — verlaß den Einen nicht, den Du noch hast, vergiß, verlaß ihn nicht — den Gott Deiner Väter!

Sie zogen nach der neuen Welt. Keine Nachricht ist mir gekommen.

56.

Frieden.

Ein Jude ist's ein Ast vom Wunderstamme
Gefällt, zerschmettert längst, doch nicht verdorrt,
Des Markes Kern versengt von Blitzesflamme
Des Wipfels Zweige grünend fort und fort.
Grün. (Schutt.)

Die Jahre kommen und gehen
Geschlechter steigen in's Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab'.
Heine.

Friede war gekommen in's deutsche Land. Erhoben hatte sich das Volk und bezwungen den Dränger und seine Schaaren. Jubel begrüßte die heimkehrenden Krieger, Hoffnung belebte jedes Herz. Es ist weniger Wahrheit geworden, als man hoffte, es ist mehr erfüllt worden, als der unzufriedene Zweifler zugiebt. Das Deutschthum war gerettet und das war viel, das war des Kampfes werth. Ach, ich konnte wenig Antheil nehmen an der allgemeinen Freude, mein Lebensmuth war gebrochen, meine Freude dahin. Die Sorge sah mich hohläugig an und man erträgt sie im Alter nicht mehr mit dem Gleichmuth ungeschwächter Manneskraft, mit dem leichten Sinn der Jugend. Ich hatte Alles hingegeben, was mir die Flöte erworben; ich stand allein. Ich verließ meinen Wohnort und ergriff den Wanderstab, ich wollte wieder meinen Stamm aufsuchen und so viel nützen, als die schwache, alternde Kraft vermochte. Meine Brust war unter den Eindrücken der letzten Zeit wieder schwächer und beengter geworden und die Nächte waren schlaflos. Ich beschloß in eine öde, unbevölkerte Gegend zu ziehen, wo ich vergessen und vergessen werden könnte —

die schöne herrliche Umgebung zu verlassen, da die Reize einer üppigen Naturschöpfung meinen Gemüthszustand nicht mehr ansprachen. Ach, ich wünschte, daß immer Winter um mich wäre, daß ich auf kahle Eisberge schaute, so todt, so erstarrt wie mein Inneres. Nur einige Menschen, die ich lieben, denen ich Nutzen zu schaffen vermochte, das war die einzige Sehnsucht.

Kurz vor meiner Abreise aus Westphalen nach dem nördlichen Deutschland erhielt ich einen Brief aus Paris. Er war von Charnier — hier ist er:

„Mein unvergeßlicher Freund! Nach mehr als zwei Decennien habe ich Paris wiedergesehen. Ich lief durch die Straßen, über die Plätze, die Gärten und Boulevards. Es ist Alles anders geworden, es hat sich Alles verändert, Freund. Das Haus in la Harpe ist umgerissen und ein neues prächtiges auf der Stelle gebaut. Lustige Schüler des polytechnischen Instituts wohnen in den größern Räumen. Marais ist lebendiger und die alten Junggesellen und Jungfrauen haben St. Germain bezogen. Halfen ist ein reicher Particulier in St. Honoré, sein Tabuletkasten ist mit Rentenbriefen gefüllt. Er sagte mir, daß Sie noch leben und wo Sie wohnen. Nun sind sie wieder da die Bourbonen, nun steht das Königthum wieder. Nun laufen die Jesuiten wieder umher. Sie können die Grafen, Marquis, Abbés u. dgl. wieder sehen. Die Emigranten sind alle zurückgekehrt und treten vor das große Buch Frankreichs und verlangen ihre Renten zur Belohnung ihrer Treue. Zum Glück sind sie selbst unter sich uneinig und theilen sich in Allergetreueste, Treueste und Treue. Den Superlativ nehmen die in Anspruch, welche — zuerst fortgelaufen waren und den armen Louis verließen. Dazu kommen noch die Kaiserlichen, die ihren Kaiser, der sie groß gemacht hatte, verriethen, sie wollen auch Renten und Güter und Belohnung. Das Alles soll das Volk bezahlen mit dem Schweiße seines Angesichts, das Volk, das sie Alle benutzt, betrogen und ausgebeutet haben. Dafür kann, wer die gehörige Summe Steuern bezahlt, wählen, — wählen Volksbeglücker, Redner, Schwätzer, die über Hals und Kopf wieder in's ancien régime eilen, vor Allem wieder Generalpächter werden möchten. Ach, jetzt schmerzt mich mein lahmer Arm mehr, als damals, wie mich die Pike

verwundete, für das Volk hat man Menschenblut vergossen, das, wie es seine Gebieter verlangen, septembrisirt und Könige schlachtet oder sich nach Rußland schleppen läßt, um dort zu erfrieren und zu verhungern, oder auf Protestanten Jagd macht, wie es jetzt die Pfaffen von ihm verlangen; für diese Freiheit hat man gekämpft, die die Republik mit Blut besudelte, die der Kaiser Ideologie nannte und mit Kanonen zerschmetterte, die die Restauration für sich ausbeutet. Hol' der Teufel das Alles, Freund. Ich bin zu Ihrem Glauben gekommen. Die Freiheit sitzt in des Mannes Brust, die Reform in der Hand des Individuums, und da der Staat aus lauter Individuen besteht, so wird es besser werden, je heller die Köpfe der Individuen werden, je freier ihre Herzen, je opferfreudiger ihr Muth. Darum bin ich auch in meinem Hotel in Concarneau geblieben, auf einer Insel am Meere, das vor mir ausgebreitet ist in unendlicher Freiheit, und bewirthe und curire noch, wo es Noth thut, die Schiffer und wackern Matrosen. Mein Haar ist bleicher geworden, aber der Sinn ist noch jugendlich, und wenn Sie zu mir kommen, will ich Sie auf dem Boot in's Meer fahren, daß Sie über die Kraft meiner linken Seite staunen sollen, die die lahme Rechte überflügelt hat. Dann können Sie mir selbst sagen, wie es Ihnen geht. Ihre deutsche Gelehrsamkeit muß ja angewachsen sein zu einem riesengroßen Berge, auf dem die Völker aller Orten und Zeiten Platz gefunden und alle Zungen gesprochen werden. Freundlich sollen Sie aufgenommen werden von Ihrem Freund und Verehrer Charnier, Wirth zum Hotel: die Sardelle auf Concarneau.

Ach, nicht nach Concarneau konnte mein Weg führen.

Auf meiner Reise kam ich eines Nachmittags auch durch Rühsdorf. Ich durchstrich den Park, ich ruhte auf der Bank, auf welcher ich so oft, Elise neben mir, gesessen hatte. Es war Vieles verändert. Das Gut war in andern Händen, Herr von Rühsdorf hatte es unter der westphälischen Herrschaft aufgeben und verlassen müssen — die Familie war verarmt. Er selbst sollte in einer schlesischen Stadt als Postbeamter leben, die Frau hatte der Gram getödtet. Die Umgebung war in vieler Hinsicht eine ganz andere, am See standen Fabrikgebäude mit hohen dampfenden Schornsteinen. Ich konnte das Verlangen nicht unterdrücken, auch Elsenau zu besuchen. Als ich dort

ankam, ging ich durch die Pforte des Pfarrgartens und setzte mich in der Laube nieder. Hier war fast Alles unverändert. Um mich war's still und die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen auf die Blumenbeete und den Epheu an der Wand des Gebäudes — die Abendglocke tönte vom Thurm. Da öffnete sich die Gartenthür und eine Matrone trat herein, die mich erstaunt ansah. Sie erkannte mich nicht, ich aber sie. Es war Marie. Ich entschuldigte mich: ich wäre ermüdet hier angekommen und hätte den Platz so schön gefunden, daß ich mir erlaubt hätte, hier auszuruhen. Sie setzte sich mir gegenüber und ließ mir ein Glas Milch bringen. Wir redeten von gleichgiltigen Dingen, doch erfuhr ich im Verlaufe des Gesprächs, daß sie die Pfarrfrau sei, daß ihr Gatte Lindberg sich in der Stadt befinde und bald zurückkommen müsse. Louise war lange todt und Marie, die zweite Frau Lindbergs geworden. Von ihrer früheren Schönheit war wenig übrig geblieben, sie erschien eine geschäftige Hausfrau, die in dem engen Kreise ihrer Wirthschaft rüstig wirkte und schaffte. Ich wollte Lindbergs Begegnung vermeiden und verabschiedete mich schnell. Meine Straße führte weiter.

Ich gelangte an einem schönen Sommerabend hier, in meinem jetzigen Aufenthalte, an. Ich hatte Aussicht, in einer Stadt Hannovers als Lehrer angestellt zu werden. Bei meinem Eintritt in den dorfähnlichen Flecken, begrüßte ich einen jüdischen Mann, der vor der Thür seines Hauses saß und behaglich seine Pfeife rauchte. „Wo kommt Ihr her des Weges?" fragte er mich freundlich und seine Mundart verrieth mir den fränkischen Landsmann. „Ich komme weit her und will nach dem Hannoverlande," erwiederte ich. Ich mußte neben ihm Platz nehmen. Er hielt mich für einen alten, reisenden Bachur. Ich ließ ihn dabei. Wir vertieften uns in ein Gespräch, ich mußte zur Nacht bleiben, ich hatte sein und seiner biederen Gattin Zutrauen gewonnen. Der andere Tag war ein Freitag. Man bat mich, den Sabbath über zu bleiben und ich willigte gern ein. Ich hielt der Familie und einigen anderen Glaubensgenossen einen Vortrag, ich sprach von der Verbindung der Aufklärung mit altisraelitischer Sitte. Die Vertraulichkeit wich einer wahren Ehrfurcht. Noch nie war die hochdeutsche Rede über Religion und Leben Israels sich verbreitend hierher

gedrungen. Man bot mir an, im Hause zu bleiben, ich sollte keine Verpflichtung zu irgend einer bestimmten Function übernehmen, ich sollte nur Freund sein, Rath ertheilen über Erziehung und Unterricht, ein gottseliges Leben im Hause befördern. Ich hatte erreicht, was ich suchte. Ein Haus, wo ich mein Alter verleben und sterben könnte, einen einfachen Freund, dessen Herz empfänglich war für den Glauben der Väter. In diesen Glauben und seine hohen Wahrheiten habe ich mich ganz hineingelebt, ich habe selbst wieder lieb gewonnen die Formen, die das Leben vereinfachen und regeln, die einen Zaun gezogen um das Gesetz, daß es der Muthwille nicht angreife und zerstöre, die ein Bruderband geschlungen um das zerstreute Israel, die da führen zur Mäßigkeit, Zufriedenheit, häuslichem Glück, zu ehrbarem Leben, zur Tugend, die da ist Ordnung, wie die Ordnung Tugend ist. Mit dem äußern Leben habe ich abgeschlossen, ich verlange nichts mehr von ihm, wenn auch für die Menschheit, für ihre Vervollkommnung und Heiligung mein Herz schlägt, wenn ich auch Alle ansehe, als Kinder eines Vaters berufen zur Verherrlichung seines Namens, wie die Natur seine Kraft verherrlicht, wenn auch Aller Glauben hervorgegangen aus einem Quell, der da führt zum ewigen Leben. Für mein Volk halte ich es für's Beste und einzig Ersprießliche, seines geschichtlichen Berufes, Träger der Einheit des ihm geoffenbarten Gottes zu bleiben, immer eingedenk zu sein, das Heil nicht in einzelnen Reformen des Gottesdienstes und des Cultus, so erfreulich diese auch sein mögen zu suchen, sondern den Geist des Judenthums zu erkennen, mit gründlicher Wissenschaft die Geschichte, die Urkunden, die Literatur, die Formen des Judenthums zu beleuchten, die Wissenschaftlichkeit so weit wie möglich im Volke zu verbreiten. Nur, wenn recht Viele wissen, welchen Schatz sie besitzen, wenn recht Viele diesen Schatz gründlich kennen lernen, wird der Selbstverachtung, dem Verfall Einhalt gethan werden. Nur die Ignoranz führt zum Verderben, nur sie ist die Quelle des Haders, des bösen Willens. Mag dann die bürgerliche Gleichstellung noch lange ausbleiben. Eine so große Ursache des Elends und Mißgeschicks die Intoleranz und der Glaubenshaß für viele der Meinigen sind, so sehr ich einen großen Theil meines eigenen Unglücks dem Umstande zuzuschreiben habe, daß ich als Jude geboren

bin — wir wollen die andere Unbill mit Resignation tragen, die Gerechtigkeit wird siegen, sie muß siegen und die Vorenthaltung des Rechts wird einen um so größeren Eifer erwecken, es zu verdienen.

Noch eine traurige Berührung mit einem Manne sollte mir hier werden, der auf schreckliche Weise mein Jugendglück zerstört hatte. Vor einem Jahre tritt ein Bettler ein in die Stube meines Wirths, in dessen Lehnsessel ich saß. Der Mensch bettelt um eine Gabe. Ich sehe ihn an, er ist fast in Lumpen gehüllt. Ein langer weißer Bart bedeckt die gebräunte, nackte Brust. Er kam auf mich zu und reichte mir die Hand. Da schaue ich ihm in's Gesicht, ein Schauder ergreift mich.

„Hebet Euch hinweg, Ihr Mörder," rief ich entsetzt aus. „Unschuldiges Blut klebt an dieser Hand." Der Mann eilte erschrocken hinaus. Es war Höhnel, der die Mörder zu Karmoli geführt, der meine Estrella getödtet.

Da ergriffen mich Gewissensbisse. Ich eilte ihm nach. Ich fand ihn außerhalb des Dorfes unter einer Kiefer ruhig schlafend. Ich betrachtete ihn noch einmal, er war es wirklich, ich hatte mich nicht geirrt; solche Physiognomien ändert das Alter nicht. Ich nahm meine ganze Baarschaft, wickelte sie in Papier, auf das ich die Worte schrieb: Estrella wird für Deine Ruhe bitten beim Vater, sie hat Dir verziehen. Dies legte ich in seine Hand und beobachtete ihn ungesehen hinter einem Baume. Als er erwachte, erstaunte er über den Fund in seiner Hand, er las die Worte, er sah sich laut wimmernd um und entfloh eilends.

Ich kann Euch nicht vergessen, geliebte Menschen, schnell vorübergehende Sterne meines Lebens, die ihr von meinem umwölkten Horizonte immer bald in die Nacht gesunken. Und vergäße ich Alles, ich kann Euch nicht vergessen, Herrli und Vater, Joffel und Scheidel, Karl und den Magister, Karmoli und Estrella!

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

